27901, I, G, 9,

I

Achtzehn Monate

in

Süd-Amerika

und deſſen

deutſchen Colonien

von

Friedrich Gerſtäcker.

Die Ueberſetzung dieſes Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Zweiter Band.

Leipzig,
Hermann Coſtenoble.
1863.

Für den Buchbinder.

Es iſt die Einrichtung getroffen worden, daß jeder Band, wenn es wünſchenswerth erſcheint, durch zwei Titel nochmals getheilt, das ganze Werk ſomit in 6 Theile gebunden werden kann.

Die Verlagshandlung.

☞ Beſchmutzte, oben oder an den Seiten aufgeſchnittene Exemplare, oder ſolche, an denen die Heftbänder verletzt ſind, werden durchaus nicht zurückgenommen.

Die Verlagshandlung.

Achtzehn Monate
in
Süd-Amerika.

Achtzehn Monate

in

Süd-Amerika

und dessen

deutschen Colonien

von

Friedrich Gerstäcker.

Zweiter Band.

(Erster Theil.)

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1863.

Die Ueberſetzung dieſes Werkes in fremde Sprachen
wird vorbehalten.

Inhaltsverzeichniss des zweiten Bandes:

Seite

Drittes Kapitel.

Cerro de Pasco 7

Viertes Kapitel.

An den Quellen des Amazonenstromes 38

Fünftes Kapitel.

Die deutsche Colonie am Pozuzu 86

Sechstes Kapitel.

Der Rückmarsch aus dem Amazonengebiet 156

Siebentes Kapitel.

Ein Ueberblick über die jetzigen Verhältnisse Perus . 199

Achtes Kapitel.

Von Callao nach Valparaiso 229

Seite

Chile.

Erſtes Kapitel.

Valparaiſo 265

Zweites Kapitel.

Von Valparaiſo nach Valdivia 297

Drittes Kapitel.

Valdivia und die Deutſchen 308

Viertes Kapitel.

Gen Patagonien 355

3.

Cerro de Pasco.

Cerro de Pasco, auf der öſtlichen Hochebene der Cordilleren gelegen, wird wohl die höchſte Stadt der Erde ſein, und viel höher haben ſich nirgends Menſchen angeſiedelt, oder könnten exiſtiren, als hier, 14,500 Fuß über der Meeresfläche. Schon hier können Viele die feine ſcharfe Luft nicht vertragen, und die meiſten Krankheiten, die in den ſonſt geſunden Gegenden vorkommen, haben in der Lunge und in den Athmungsorganen ihren Sitz. Beſonders klagt der neu hinauf Gekommene häufig über Kopfſchmerzen und Uebelkeiten, und jenes unangenehme Zuſammenpreſſen der Schläfe fühlte ich ſelber dort, und wurde es nicht eher los, bevor ich nicht wieder tieferes Land erreichte. Deſto beſſeren Appetit behielt ich aber, trotz aller

Prophezeihungen des Gegentheils, und blieb mit meinem Magen immer auf dem beſten Fuße.

Ganz eigenthümlich iſt der Anblick von Cerro, wenn man den Gipfel des nächſtgelegenen Hügels erreicht, und die ganze weite, von ein paar Lagunen begrenzte Stadt dicht unter ſich zu ſeinen Füßen ſieht. Von dort aus erkennt man nämlich Nichts weiter, als die dicht ineinander gedrängten braunrothen Ziegeldächer, mit den grauen Lehmmauern der äußeren Häuſer, während links davon und durch eine blitzende Lagune von der Stadt getrennt, die regelmäßigen und ſauberen Gebäude einer großen, durch Dampf getriebenen Silberwäſcherei, und die wie an der Schnur gemauerten runden Behälter ſichtbar werden, in denen die ſchon gemahlene ſilberhaltige Erde von Pferden zu einem dünnen Brei getreten wird.

Das Ganze ſchließen kahle graue Bergrücken ein, an denen man hie und da die Minenarbeiter beſchäftigt ſieht, und Cerro liegt auf dieſe Weiſe in einem wirklichen Keſſel von reichem Geſtein, ja, ſeine Mauern ſind auf dem reichſten ſelbſt gebaut, ſo daß man ſogar noch mitten zwiſchen den Häuſern die Einfahrten zu früheren Schachten und Stollen finden kann. Die meiſten dieſer ſind aber, ſo reich ſie ſein mochten, erſoffen, und man

hat noch nicht Geld genug auftreiben können, ordentliche Dampfwerke anzulegen, um sie vom Wasser zu befreien, und frei zu halten.

Diesen Minen verdankt Cerro seine Entstehung, denn die ersten Arbeiter siedelten sich natürlich dicht bei ihren Arbeitsplätzen an, während neue Einwanderer fortwährend durch neuentdeckte reiche Schätze herbeigezogen wurden und den Platz vergrößerten. Jetzt zählt die Stadt etwa 12—15,000 Einwohner, und viele Häuser sind, trotzdem daß Alles, was sie beziehen, auf Maulthieren hinaufgeschafft werden muß, mit jeder Art von europäischem Luxus ausgestattet.

Natürlich haben sich alle Arten von Handwerkern dort ebenfalls niedergelassen, darunter auch viele Deutsche; ein deutscher Arzt ist ebenfalls dort angesiedelt, wie ein deutscher Uhrmacher und Juwelier, und das gesellige Leben in Cerro scheint, nach Allem, was ich darüber gehört und davon gesehen, ziemlich freundlicher und anregender Art zu sein. Natürlich sind aber, wie überall, die Deutschen von Cerro ebenfalls in zwei verschiedene Parteien getrennt, die sich einander nicht sehen können. Vielleicht haben sie es nur gethan, um ihren Nationalcharakter nicht zu verleugnen, vielleicht aus anderen Gründen. Jedenfalls fand

ich hier das Nämliche bestätigt, wie schon in so vielen fremden Ländern, wo ich die Deutschen auch entzweit und uneinig traf. Einzeln genommen sind es Alle brave, gute Menschen, aber oft nur irgend ein kleines Mißverständniß giebt Anlaß zu Häckeleien; Zwischenträger finden sich immer, die ein rasch gesprochenes und vielleicht gar nicht bös gemeintes Wort auf ihre Weise deuten und weiter tragen, und der Bruch ist unrettbar geschehen, nachdem sich natürlich beide Parteien für schmählich behandelt halten. Jeder glaubt sich im Rechte, keiner will den Schritt zu einer Versöhnung thun, die er selber für unmöglich hält, und der Bruch wird unheilbar.

Die Gegend von Cerro de Pasco erzeugt, wie schon vorher erwähnt, weiter gar Nichts, als ein dürftiges Gras und Silber. Alles Andere, von der Kartoffel, die ihre tägliche Nahrung bildet, bis zu dem Pianino, das die Eingeborenen mit stummem Staunen betrachten, trägt das Maulthier auf seinem Packsattel in diese unwirthlichen Höhen. Nichtsdestoweniger ist der Markt von Cerro nicht allein mit allen Früchten der gemäßigten, nein, sogar auch mit vielen der heißen Zone versehen, und neben der Banane und Ananas liegt die Orange und Limone, die Weintraube, Quitte und Feige,

ſtehen Säcke mit Bohnen und Erbſen, mit Zwiebeln und Mais, und Maſſen von Kartoffeln aus den nächſten Thälern.

Entſetzlich ſchwer iſt es aber, die Hülſenfrüchte auf dieſer Höhe weich zu kochen. Wir machten nämlich den Verſuch, einen Keſſel mit großen Puffbohnen weich zu bekommen, aber vergeblich. Von Morgens acht bis Abends vier kochte es, und Abends vier waren die Bohnen noch genau ſo hart, wie Morgens um acht. Eier ſind eben ſo ſchwer hart zu bekommen, und müſſen lange kochen.

Eine eigenthümliche Speiſe bereiten die Eingeborenen hier, der wir Europäer aber keinen Geſchmack abgewinnen können, und es ſind dies gefrorene Kartoffeln, die abſichtlich dem Froſte ausgeſetzt werden, bis ſie vollkommen wäſſerig ſind. Dann preßt man das Waſſer, ſo gut es gehen will, heraus, wonach angeblich blos der reine mehlige Stoff zurückbleibt, und verzehrt ſie dann, gekocht oder gebraten, mit großem Appetit.

Dieſe Zubereitungsweiſe klingt anfänglich ganz vernünftig, daß man nämlich nur die wäſſerigen Theile der Kartoffel ausfrieren läßt, und das Beſte und Mehlige zurückbehält. Es iſt aber eine von den unzähligen Theorieen, die in der Praxis nicht Stand halten, und wenn die Leute dieſe

Kartoffeln doch eſſen und vortrefflich finden, ſo beweiſt das nicht etwa, daß ſie wirklich vortrefflich ſind, ſondern daß das Volk einen ganz erbärmlichen und traurigen Geſchmack hat, über den ſich natürlich nicht ſtreiten läßt.

Cerro ſelber iſt indeſſen nicht wie die übrigen größeren Küſtenſtädte gebaut, die faſt alle in regelmäßigen Quadraten ausgelegt ſind, ſondern die Häuſer wurden errichtet, wie ſich eben das Bedürfniß einer neuen Wohnung herausſtellte. Daher kommt es denn auch, daß die Straßen alle, durch kleine enge Quergäßchen verbunden, wild und toll durch einander laufen, daß kein ordentlicher Marktplatz in der Stadt ſelber iſt, weil man erſt an einen Markt dachte, als die Stadt ſchon in Wirklichkeit fertig war, und die Leute Lebensmittel brauchten, und die Stadt eigentlich ſo ausſieht, als ob ſie einmal aus Verſehen aus einem Sacke heraus über den Hügel ausgeſchüttet wäre, auf dem ſie jetzt ſteht, und deſſen Eingeweide das gierige Menſchenvolk ſchon längſt in allen Richtungen nach edlen Metallen durchwühlt hat.

Die Häuſer ſind außerdem auch gar nicht in dem gewöhnlichen ſpaniſchen oder ſüdamerikaniſchen Style gebaut, der mit ſeinen weiten und bequemen Hofräumen viel zu viel Platz des werth-

vollen Silberbodens eingenommen hätte. Der Hofraum ist eng, beschränkt und schmutzig, denn Regen und Schnee gehören hier zu den alltäglichen Ereignissen, die Zimmer sind niedrig, aber waren mit Oefen oder Kaminen gebaut, und die Wohnungen überhaupt, wenn sie auch in Peru liegen, doch dem kalten Klima angepaßt.

Glücklicher Weise wird dort in den Bergen eine ziemlich gute und brauchbare Steinkohle gefunden, ohne die Cerro in der That gar nicht bestehen könnte, denn Bäume wachsen nicht auf Leguas im Umkreise — in der That nur in einigen tiefen Thälern unten, und brauchbarer Rasentorf wäre in solcher Masse, wie sie hier nöthig ist, gar nicht zu erschwingen.

Wie eine Insel im Weltmeere nur durch Schiffe oder Boote erreicht werden kann, so ist Cerro de Pasco nur durch Maulthiere oder Llamas zugänglich, und denen begegnet man denn auch nicht allein auf den Wegen, sondern selbst in den engen Straßen der Stadt zu Hunderten. Maulthiere und Esel sind auch daran gewöhnt, betreten Cerro, als ob sie darin zu Hause wären und ursprünglich dahin gehörten, und stehen auch wohl Stunden lang allein und unbeachtet an den Ecken der Straßen, ihrer Fracht oder eines Reiters harrend,

und ohne ſich weiter an das ſie umgebende Leben und Treiben zu kehren. Weit anders iſt das aber mit den Llamas, die noch immer, ſo zahm und gutmüthig ſie auch ſonſt ſein mögen, Etwas von ihrer urſprünglich wilden Natur beibehalten haben.

Wenn ſie in Scharen von oft zwei bis dreihundert Stück dicht gedrängt durch die engen Straßen ziehen, werfen ſie den zierlichen Kopf mit dem langen Halſe bald hier, bald dort hinüber, und werden ſich nie gutwillig von einem Fremden berühren oder ſtreicheln laſſen. Scheu drängen ſie dann zur Seite und geben Raum, und weichen ſelbſt einem Maulthiere, das ihre Reihen durchbricht, ſchüchtern ſo weit aus, daß ſie es nicht ſtreifen.

Zum Laſttragen ſind ſie übrigens nicht ſo beſonders werthvoll, denn 80—100 Pfund iſt das größte Gewicht, das ſie tragen, und bürdet man ihnen mehr auf, ſo legen ſie ſich einfach nieder, und gehen eben nicht weiter. Müßte man ſie auch wie das Maulthier füttern, ſo würden ſie nie die Unterhaltungskoſten einbringen; ſo aber koſtet ihre Unterhaltung nicht das Mindeſte, da ſie mit dem dürftigſten und geringſten Futter zu-

frieden ſind, und jede Arbeit, die ſie dabei leiſten, iſt Gewinn.

Hier in Cerro werden ſie beſonders dazu benutzt, theils grünes Futter aus den wärmer gelegenen Thälern in die Stadt hinaufzuſchaffen, theils die Erze nach den Wäſchereien zu transportiren. Auf dem Wege von Lima nach Cerro habe ich nicht ein einziges Mal bepackte Llamas geſehen.

Etwas aber fiel mir in Cerro auf und das war die Tracht der Eingeborenen und Indianer, die, mit einem ſpitzen Hute, ganz vortrefflich hätten für Tyroler gelten können. Sie trugen kurze dunkle Tuchjacken, kurze Tuchhoſen bis zum Knie, manchmal auch über dem Knie geknöpft, wollene graue Strümpfe, die oben bis über die Wade, unten bis an den Knöchel reichten, und nur ſtatt der nägelbeſchlagenen ſchweren Tyroler Bergſchuhe eine Art Sandale von ungegerbtem Leder, das über Hacken und Zehen durch einen Riemen deſſelben Stoffes zuſammengeſchnürt iſt.

Auch runde Filzhüte trugen Viele von ihnen, und wäre es nicht ihrer braunen Hautfarbe wegen geweſen, man hätte ſie recht gut für nachgemachte Tyroler halten können. Trug doch auch die Umgebung, mit jenen zackigen Schneebergen, nicht

wenig dazu bei, die Täuſchung zu vergrößern. So haben ſich zwei Nationen, in zwei verſchiedenen Welttheilen, die ſchwerlich etwas von einander wußten, ihren gleichen Bedürfniſſen entſprechend die gleiche Tracht gewählt, und wenn dieſe ſonngebrannten Arrieros das rothe oder hellgrüne „Regendach", den unvermeidlichen Schirm der wirklichen Tyroler, unter dem Arme gehabt hätten, wäre ſelbſt die Hautfarbe kein Hinderniß geweſen. Dieſe Burſchen aber verſchmähen den Schirm, und wenn es ja regnet, verwandelt plötzlich ein übergeworfener Poncho den Tyroler in den Peruaner.

Eine andere Verſchiedenheit iſt die, wie ſie Laſten tragen. Der Tyroler hat ſeinen Bergſack oder die „Kraxen," beide mit Achſelbändern; er trägt alſo blos mit den Schultern und behält dadurch Kopf und Bruſt frei. Der Peruaniſche Bergbewohner dagegen trägt allein mit dem Kopfe — die einzige Kopfarbeit, die er thut, und dieſe allerdings eine angeſtrengte. Was ſie zu tragen haben, knüpfen ſie einfach in einen Poncho ein, und legen ſich dann die beiden oberen, zuſammengebundenen Eckzipfel vorn über die Stirn, daß ihnen das Gewicht unter die Schultern auf den Rücken zu liegen kommt.

Viel praktischer haben das die Ecuadorianer, die sich Körbe zu ihren Lasten flechten, und dann einen breiten Streifen Baumbast so daran befestigen, daß er ihnen an beiden Seiten Achselbänder liefert und zugleich vorn über ihre Stirn geht. So vertheilen sie das Gewicht auf Schultern und Kopf, und erleichtern sich dadurch jedenfalls ihre Last.

Keiner dieser Leute geht aber irgend eine längere Strecke, ohne seine Coca bei sich zu haben, die dem Peruaner dasselbe zu sein scheint, was dem Indier sein Betel oder Sirih ist. Die Coca ist eine niedere Pflanze, die ein dem Theestrauche nicht unähnliches Blatt trägt. Auch der Geschmack desselben ist dem Thee gleich, und mit einem Aufguß von kochendem Wasser liefert es ebenfalls einen ganz vortrefflichen und starken, wohlschmekkenden Thee, der mir selber sogar noch viel angenehmer und kräftiger schmeckt, als der chinesische. In dieser Art benutzen sie es aber nie, oder doch nur höchst selten, sondern sie stecken sich eine Handvoll der getrockneten Blätter in den Mund, und kauen dann nach Herzenslust so lange darauf herum, bis einzig und allein die feinen Stiele des Blattes übriggeblieben sind. Den Geschmack noch dabei zu würzen, tragen sie einen kleinen

langhalsigen Flaschenkürbis bei sich, der mit gereinigtem Kalk gefüllt ist. An dem Stöpsel des Kürbis befindet sich ein langes Hölzchen, das nach innen reicht — wie man an den Stöpsel eines Pulverhorns oft eine lange Nadel angebracht hat. Dies Holz stoßen sie in den Kalk und lecken es, wenn sie den Mund voll Blätter haben, sauber ab. Stunden lang können sie in dieser Weise dasitzen, ihre Coca kauen, den Flaschenkürbis schütteln und das Stöpselholz ablecken, und selbst auf dem Marsche nehmen sie sehr häufig zu dieser „Erfrischung" ihre Zuflucht.

Man behauptet, daß die Coca etwas sehr Belebendes und Stärkendes habe; sie soll Hunger und Durst vertreiben und den Gliedern neue Elasticität geben — so sagen die Leute, aber ich weiß es nicht, denn ich wenigstens habe dergleichen wunderbare Eigenschaften nicht an ihr entdeckt. In den wilden bösartigen Bergen, die ich später durchkletterte, habe ich Coca gekaut wie ein Indianer und ich bin dabei hungrig und durstig geworden und müde, daß ich kaum einen Fuß mehr vor den andern setzen konnte. Als Thee dagegen kann ich ihr meine Achtung nicht versagen, und hierzu wäre sie auch in Deutschland mit Vortheil zu verwenden, wenn Peru nur erst ein-

mal ordentliche Straßen hätte, daß man sie mit einigermaßen zu dem Preis in Verhältniß stehenden Kosten verschicken könnte. So aber kostet jetzt die Aroba (25 Pfd.) im Innern fünf Dollar, und in Cerro schon wird sie mit funfzehn Dollar die Aroba bezahlt, also zweimal so viel für Fracht, wie der ursprüngliche Werth der Waare beträgt.

Allerdings wird die Coca auch an der westlichen Seite der Cordilleren gebaut und von dort nach Lima geschafft, sie hält aber auch da einen hohen Preis und wäre deßhalb keinesfalls ein billiger Ausfuhrartikel, wie denn überhaupt Nichts billig ist, was man in Peru zu kaufen bekommt.

Cerro de Pasco ist, wie schon vorher erwähnt, seiner reichen Silberminen wegen berühmt und die Stadt selber steht auf den reichsten. Zum Theil aber sind diese ausgebeutet, zum Theil unter Wasser, so daß sie nicht eher wieder in Angriff genommen werden können, als bis man es der Mühe werth findet, Dampfmaschinen anzuwenden, um das Wasser auszupumpen. Was aber eine solche Dampfmaschine in Cerro de Pasco etwa kosten mag, davon kann man sich einen ungefähren Begriff machen, wenn man bedenkt, daß jedes einzelne Stück der Maschine auf den Rücken von

Maulthieren dieſe 48 Leguas geſchafft werden muß, und daß keines der Thiere durchſchnittlich mehr tragen kann als 280—300 Pfund. Wie viele einzelne Theile gehören aber dazu, wie viele Ladungen müſſen bezahlt werden, und keine unter wenigſtens 20 Dollar, bis das Ganze an Ort und Stelle geſchafft und aufgeſtellt iſt. Bis jetzt befindet ſich auch nur eine einzige Dampfmaſchine in Cerro de Pasco, und zwar im Beſitz einer engliſchen Firma Naylor und Conroy, die dort die bedeutendſte Silberwäſcherei haben. Die Maſchine ſoll aber auch ein ganz raſendes Geld gekoſtet haben, und der Ertrag muß ein vortrefflicher ſein, um die Zinſen zu decken.

Ein deutſcher Schmied hat ſich jetzt in Cerro niedergelaſſen, ein fleißiger, ordentlicher Mann, der wenigſtens Keſſel zuſammenſtellt und dadurch das Aufſetzen der Maſchinen bedeutend erleichtert.

Sonderbar ſieht es übrigens in Cerro aus, wenn man noch recht eigentlich in der Stadt, und von Häuſern ſchon umbaut, plötzlich noch irgend einen Stollen oder Schacht in den Berg hinein findet, um den man jetzt nur eine Schutzmauer gebaut hat. Wie aber die nächſten Minen ausgearbeitet oder ſelbſt nur in Angriff genommen waren, begannen andere Mineurs in der nächſten

Umgebung die Berge zu durchforſchen, und bald klang der Hammer und die Brechſtange von allen benachbarten Höhen wieder.

Außerordentlich viel Silber iſt ſchon aus dieſen Minen gewonnen worden, obgleich ſie auf die wirklich primitivſte Art bearbeitet wurden. Höchſt intereſſant iſt es dabei zu ſehen, wie viel Mühe und Fleiß dazu gehört, das wirkliche Silber von dem eigentlichen Steine und den gemeineren Metallen, mit denen es verbunden iſt, zu trennen.

Es kommt hier hauptſächlich in Verbindung mit Blei, Eiſen oder Bronze vor, und das Mineral wird erſt durch rieſige Mühlſteine zermalmt und klein gemahlen, und kommt dann in runde eingemauerte Plätze, wo man es mit Salz überſtreut, um es dann durch Pferde ordentlich zuſammentreten und vermiſchen zu laſſen und mit dem Salz Chorſilber zu bilden, das ſich ſpäter am Leichteſten mit dem zugeſetzten Queckſilber amalgamirt.

Aus dieſem Zuſtande, und von dem Queckſilber vollkommen angezogen und aufgenommen, läßt es ſich durchaus rein darſtellen, denn das Queckſilber ſelber iſt mit geringer Mühe von dem Silber zu trennen. Zuerſt wird dieſe Maſſe, die ſich jetzt kneten läßt, durch Tücher gepreßt, wo ſich ein großer Theil des Queckſilbers ausſcheidet,

und dann läßt man das übrige unter einer Glocke und über Feuer verdunsten, wodurch am Wenigsten von dem Queckſilber verloren geht, und das eigentliche Silber ſich vollkommen rein herſtellt.

Zuletzt wird es dann in große breite Barren gegoſſen, von denen jede ungleich 130—150 Pfund wiegt, und von denen zwei eine volle Ladung für ein Maulthier bilden.

Faſt alle dieſe Minen ſind Privateigenthum, und ſo viel ich weiß, beſteht in ganz Süd-Amerika noch das alt-ſpaniſche oder mexikaniſche Minengeſetz, das dazu gegeben wurde, den Bergbau zu begünſtigen und Leute zu ermuntern, neue Minen aufzuſuchen. Den Entdeckern von ſolchen wird dadurch jede nur mögliche Erleichterung gewährt. Wo ſie eine Mine finden, muß ihnen das Land von dem etwaigen Eigenthümer käuflich überlaſſen werden, und zwar nicht zu dem Preiſe, den das Land durch die Mine bekommt, ſondern zu dem ſonſtigen Werthe — in Perus dürren Bergen alſo faſt umſonſt. Außerdem muß dem Entdecker von den benachbarten Haciendo-Beſitzern Holz — wenn es da iſt — und Waſſer, ſo weit es gebraucht wird — zu taxirten und mäßigen Preiſen geliefert werden, und iſt die Mine

reich, so kann er seinen Nutzen daraus ziehen, ohne fürchten zu müssen, daß seine Arbeit an kleinlichen Schwierigkeiten oder Chikanen scheitert.

Zu bestimmten Zeiten nur werden die Barren in Cerro eingeschmolzen und gehen dann in einem gemeinsamen Transport, und unter hinreichender militärischer Bedeckung nach Lima hinunter. Die Wege in diesem gesegneten Lande sind nämlich so unsicher, daß man es gar nicht wagen dürfte, einzelne Barren mit einem Arriero abzusenden. Dieser Escorte schließen sich dann nicht selten noch Reisende an, und bilden dadurch einen so Ehrfurcht gebietenden Trupp, daß das Gesindel nicht wagt, ihm ein Hinderniß in den Weg zu legen. Man hat wenigstens noch kein Beispiel, daß eine solche Escorte mit Erfolg angegriffen worden wäre.

Der Silberertrag wurde in dem letzten Berichte der peruanischen Regierung, also vom Jahre 1859, angegeben zu

gemünztem Silber	246,650
und Silberausfuhr in Barren . .	2,103,350
zusammen	2,350,000

Der wirkliche Ertrag soll aber viel bedeutender gewesen sein, und ziemlich ansehnlich über drei

Millionen ausgemacht haben. Dem Publicum braucht aber nicht Alles auf die Nase gebunden zu werden; viele Soldaten kosten auch viel Geld, und die Bilance zuletzt muß doch eigentlich stimmen, wenn die Kaufleute nicht einen Heidenlärm darüber machen sollen.

Eben so behauptet man, daß der wirkliche Netto-Ertrag des Guano viel zu gering in Peru angegeben würde, und doch hat die Regierung über 15 Millionen eingestanden — ein ganz hübsches Einkommen für ein Land von nur kaum 2 Millionen Seelen, wobei noch ganz hübsche Summen für Salpeter und einige andere Producte einlaufen.

Cerro de Pasco selber hat weiter keinen besonderen Nutzen davon. Selbst dieser Hauptweg läßt noch außerordentlich viel zu wünschen übrig, und ist weiter Nichts als ein einfacher, rauh genug angelegter Maulthierpfad, mit tausend Hindernissen, die außerordentlich leicht schon seit Jahren hätten beseitigt werden können, wenn man nur den kleinsten Theil des Silbers, das die armen Thiere zu Thal schleppen müssen, dazu verwenden wollte. Allerdings wird jetzt sogar davon gesprochen, eine Eisenbahn nach Cerro zu legen, und unmöglich wäre das keineswegs, aber — es

wird eben nur davon gesprochen. Eine neue Präsidentenwahl oder eine neue Revolution, wo das Militär die Zinsen von dem abtragen soll, was es bis dahin gekostet hat, halten die Gemüther in steter Erwartung und Aufregung, und die Verbesserungen des inneren Landes, die allein Peru heben und ihm eine Zukunft sichern könnten, werden nur stets in den Hintergrund gedrängt. Sie waren ja auch eben nur dem Lande *versprochen* worden.

In Cerro selber giebt es eine Menge von reichen oder doch sehr wohlhabenden Leuten, die natürlich nur den Minen ihr Geld verdanken. Solche Minen sind aber ein sehr unsicheres und gefährliches Geschäft, und ihr Ertrag steht nicht auf der soliden Grundlage fester Berechnung, sondern auf der höchst ungewissen jener geheimnißvollen Metalladern, die ungesehen durch das innere Mark der Berge laufen. Sie können — Niemand weiß es — noch unerschöpflichen Reichthum bergen, und mit jeder Ruthe breiter und ergiebiger werden — sie können aber auch schon in der nächsten Klafter in taubes Gestein auslaufen, und dem Minenbesitzer, der vielleicht sein ganzes Capital auf diese Hoffnung gesetzt hat, zerfließt dann sein geträumtes Glück in der eben danach ausgestreckten Hand.

Es hat wirklich Aehnlichkeit mit einem Hazardſpiel und iſt, durch ſeine theilweiſen Erfolge, eben ſo gefährlich und anſteckend wie dieſes. Deßhalb finden wir aber auch nirgends einen ſo raſchen und plötzlichen Wechſel von Reichthum zu Armuth — und manchmal, wenn auch ſelten, umgekehrt — wie gerade in ſolchen Minenſtädten, beſonders wenn ſie auf edle Metalle, wie Gold und Silber, ihren möglichen Erfolg gebaut.

Der Erfolg Einzelner reizt außerdem wieder Andere an, ihr Glück ebenfalls zu verſuchen — haben ſie doch die Hoffnung, mit wenigen hundert oder tauſend Dollarn in ein paar Jahren ein Vermögen zuſammenzuſchlagen. Natürlich verſtehen ſie aber ſelber Nichts vom Bergbau und müſſen ſich auf Andere verlaſſen, die ſie nur durch ihre Mittel unterſtützen können. Derartige Leute finden auch ſtets mit Leichtigkeit Männer, die eine fabelhaft reiche Mine entdeckt haben, und nur wegen Mangel an ein paar hundert Dollarn die Schätze mußten unbenutzt liegen laſſen. Jetzt ſoll nun die Arbeit unverweilt beginnen und der Erfolg — was für Luftſchlöſſer die Leute in die Wolken bauen — der Erfolg iſt faſt immer der nämliche: das ausgelegte Capital verſchwindet ſicher, und hie und da werden vielleicht ein paar

schwache Versuche gemacht, irgend ein nutzloses Loch mehr in den harten Boden zu brechen; dann ist das gemünzte Silber ausgegeben, anderes hat sich bis dahin nicht gefunden, und die Sache ist vorüber.

Trotzdem ist Cerro de Pasco eine ziemlich lebendige und auch reiche Stadt, denn das kleine Capital ist ja doch nun einmal auf der Welt, um das große vermehren zu helfen, wie der bescheidene Bach nicht den Fluß aufnimmt, sondern diesen nur vergrößern muß. So wird denn auch jährlich in Cerro eine Unmasse von Champagner, Sherry und Cognac verbraucht; in den Fondas stehen Billards, und allen Luxus größerer Städte schleppen die geduldigen Maulthiere auf ihren Rücken dem unersättlichen Menschenvolk in diese Bergwildniß.

Das betriebsamste Volk von Allen sind dabei in Cerro de Pasco die Italiener, die hier sowohl wie in Lima selber sämmtliche Ecken der Stadt in Kaffeehäuser und Pulperien oder Materialwaaren-Handlungen verwandelt haben. Ueberall halten sie Getränke, Gebäck, Cigarren, Confituren und tausend andere Dinge, an die gar kein anderer Mensch denkt, feil, und ihre Wände schmücken jetzt überall theils gute, theils erbärmliche französische Lithographieen der eben geschlagenen ita-

lieniſchen Schlachten. Sogar eine Menge derartiger Tapeten ſieht man ſchon, ſehr bequem gemalt mit Pulverdampf in der Mitte, einer Reihe rother Hoſen links und weißer Uniformen rechts, mit Bombenkugeln über die Landſchaft geſtreut, als ob es ein paar Wochen Nichts weiter als eiſerne, drei Fuß im Durchmeſſer haltende Kugeln geregnet hätte. — Es iſt das ein äußerſt billiger und doch ſehr einträglicher Patriotismus.

Cerro treibt übrigens noch einen ſehr bedeutenden Handel mit dem inneren Lande, und kann wirklich als die Niederlage aller jener Hacienden und Pueblos betrachtet werden, die auf funfzig Leguas im Umkreiſe am öſtlichen Hange der Cordilleren liegen. Alle nur erdenklichen europäiſchen und nordamerikaniſchen Waaren liegen in ſeinen Lagern, und werden den Detailhändlern Cerros wieder von anderen Detailhändlern abgekauft, die ſich ſämmtlich für ungerecht vom Schickſal behandelt glauben, wenn ſie nicht an *jedem* Artikel zwei bis drei hundert Procent verdienen können. Die ſchlechteſten Waaren bekommen dieſe Binnenſtädte überhaupt zugeſchickt, Ladenhüter und ausrangirte Modeartikel, denn „für die Cordilleren iſt es noch immer gut genug.“ Spottbillig und wahrhaft verſchleudert iſt das Modernſte und Theuerſte

dagegen, was man in Regentstreet in London findet, wenn man diese Preise betrachtet, und man muß manchmal trotzdem noch froh sein, wenn man den einen oder den andern Artikel nur überhaupt bekommen kann.

Aus dem inneren Lande kommt dafür Coca und Kaffee, das neben dem Silber eigentlich die einzige Rückfracht bildet, die von Cerro dann und wann verschickt wird, und selbst die Coca verträgt nur nach wenigen Plätzen doppelte Versendung. Die Maulthiere, die nach Lima zurückziehen, gehen auch deßhalb fast immer leer, dem Alles verzehrenden Cerro neue Beute zuzuführen. So ist dieser Ort, der früher nur einigen Minenarbeitern Wohnung gab, und ganz allein von dem Ertrage der Bergwerke abzuhängen schien, im Laufe der Zeit ein ganz tüchtiger Handelsplatz geworden, der jetzt, wenn heute sämmtliche Bergwerke aufhörten, doch recht gut auch ohne sie bestehen könnte. Nur Straßen muß die Regierung noch bauen, Straße auf Straße nach allen Richtungen von Cerro aus, und wenn sie dann wirklich einen Schienenweg nach diesem Centralpunkt des inneren Handels legt, dann darf sie hoffen, daß sich ihre, an den Quellen des Amazonenstromes gelegenen Ländereien auch einst verwerthen können. Auf

dieſe Art aber, wie es bis jetzt betrieben, werden ſie für ewige Zeiten Wildniß bleiben, und einzelne kleine Colonieen wie eben ſo viele vollkommen iſolirte Inſeln nutzlos in ihren Armen halten.

Wo auch immer ich ſchon geweſen bin, ſo habe ich doch nur in ſehr ſeltenen Fällen verſäumt den Begräbnißplatz zu beſuchen, wo man gewöhnlich irgend etwas Intereſſantes und Neues findet — das ganz abgerechnet, daß es einen eigenen Reiz für mich hat, zwiſchen den Reihen der ſtillen Todten hinzuwandeln, und ſich die ausgeſtreckten ſtarren Glieder unter dem Raſen zu denken, wie ſie dort wieder in Nichts zurückſchwinden oder — einer neuen Ewigkeit entgegenſchlummern.

Auch in Cerro de Pasco verſäumte ich es nicht, und ſollte mich dort reichlich dafür belohnt finden.

Ich kam gerade zur rechten Zeit, das Begräbniß eines Kindes mit anzuſehen, ein, wie ich ſpäter hörte, hier ſehr häufiger Fall, da die außerordentlich feine und kalte Luft dem zarten Kindesalter Nichts weniger als zuträglich zu ſein ſcheint. Es ſollen dort ungemein viel kleine Kinder ſterben.

Der Kirchhof ſelber iſt für eine ſo volkreiche Stadt außerordentlich klein, und mit hohen Mauern umgeben. Schmucklos liegen auch die Todten in ihrer kalten öden Gruft, denn keine Blume kommt

in dieſer Höhe im Freien fort, und nur dürres, hartes Gras wächſt auf den niederen Hügeln. Auch die den Todten geſetzten Monumente laſſen viel zu wünſchen übrig. Sie mögen herzlich gut gemeint ſein, daran zweifle ich nicht im Mindeſten, ihre Ausführung iſt aber nicht von cararíſchem Marmor, und nicht in italieniſcher Kunſt, ſondern weiß getünchter Lehm ſcheint hier ſo lange gekratzt und geſtoßen zu ſein, bis er eine oder die andere Form von Säule oder Urne angenommen hat, die im Ganzen auch nur dazu beſtimmt ſchien, unter irgend einer Geſtalt mit darauf gemalten ſchwarzen Kreuzen, oder punktirten Kegelkugeln, mit zwei Knochen vorſtellenden Kreuzſtücken darunter, Namen und Todestag der Verſtorbenen zu tragen.

Mein Begleiter, der ſchon lange Zeit in Cerro de Pasco lebte, erzählte mir von Einigen der hier kürzlich Geſtorbenen. Der Eine, den ſie vorgeſtern hier eingegraben, war vor einiger Zeit einer der reichſten Minenbeſitzer geweſen, der ſeine Schätze nach Millionen zählte. Natürlich hatte er mehr haben wollen, und war zuletzt ſo heruntergekommen, daß er von ſeinen Freunden unterhalten werden mußte.

Dicht daneben ſtand ein einfacher, weißer

Stein, das heißt ein viereckiges, von Lehm aufgebautes und weiß angestrichenes Monument mit schon abgestoßenen Ecken und noch ohne Inschrift. Unter diesem ruhten die beiden schönsten Mädchen der Stadt: zwei Schwestern, die nur wenige Tage hinter einander gestorben, und hier gemeinsam begraben waren — und keine Blume konnte ihren öden Ruheplatz schmücken.

Meine Aufmerksamkeit wurde aber jetzt einer Gruppe zugewendet, die eben den Kirchhof betrat, und ich hätte sie nicht einmal gleich gesehen, wenn nicht ein brauner Bursche sehr lebhaft dazu die Violine gespielt. Ich drehte mich nach den hier nicht recht herpassenden Tönen um, und zwar eben noch zur rechten Zeit, den Leichenzug anzusehen.

Voran ging eine Art Halbindianer, der einen kleinen Tisch auf dem Kopfe trug, und auf dem Tische lag die Leiche eines kleinen Mädchens, vielleicht vier oder fünf Monate alt. Die Eltern waren zu arm gewesen, dem Kinde einen Sarg zu kaufen, aber zu einem kleinen Seidenkleide hatte Rath werden müssen, und künstliche Blumen um die bleiche zarte Stirn ersetzten die fehlenden natürlichen.

Neben dem Tische, den der Träger auf dem Kopfe balancirte, ging der Mann mit der Violine,

auf der er luſtige Tanzweiſen ſpielte, denn das kleine, in ſo zartem Alter geſtorbene Kind war ja, dem Glauben der Süd-Amerikaner nach, direkt in den Himmel eingegangen, und ein Engel geworden, wo es jetzt an Gottes Thron für die Eltern beten konnte.

Hinter dem Zuge folgten ſechs oder acht ältere und jüngere Frauen; vergebens ſuchte ich aber unter einer von dieſen die Mutter heraus zu erkennen. Traurig ſah keine aus, und als ſie das Thor eben paſſirt hatten, kauerten ſie ſich dort mit der kleinen Leiche nieder, holten die Agua ardiente-Flaſche vor, und fingen an ganz luſtig mitſammen zu trinken.

In der entgegengeſetzten Ecke des Kirchhofs waren indeſſen ein paar Männer beſchäftigt, ein kleines Grab zu graben, und darauf warteten ſie, um die Leiche dann hineinzulegen.

Es dauerte ziemlich eine Stunde, bis die Leute das Grab tief genug hatten, denn ſie ſprachen dabei ebenfalls einer Branntweinflaſche ſehr fleißig zu. Endlich waren ſie fertig, und der Zug mit der luſtig geigenden Violine bewegte ſich dem Grabe zu. Dort ſetzten ſie dicht neben der ausgeworfenen Gruft, die kaum breit genug war, den kleinen ſchmächtigen Leichnam zu halten, das

Tiſchchen auf die Erde nieder, und die Todtengräber wollten dem Kinde die, wahrſcheinlich nur gemietheten Blumen abnehmen. Der Pathe des kleinen Leichnams aber — denn die Pathen ſpielen in Süd-Amerika eine große Rolle — erklärte, daß er ſie bezahlen wolle, und die kleine Todte wurde jetzt, nur mit einem ſchmalen Kopfkiſſen unter dem Kopfe, in ihr enges Bettchen hineingelegt.

Hier bemerkte ich Etwas, das ich mir nicht erklären konnte, das mir aber mein Begleiter verſtändlich machte. Die Frauen beſpritzten nämlich das leichte Seidenkleidchen des Kindes mit Oel, wodurch es natürlich eine Menge entſtellender Flecken bekam. — Weßhalb? — weil in Cerro de Pasco ſehr viele Kinder ſterben, und die armen Leute dort die eben nicht hübſche Gewohnheit haben, ſolche kleine Leichen, die mit hübſchen Kleidern beigeſetzt ſind, wieder auszugraben und ihres Schmuckes zu berauben. Es iſt das kaum glaublich, aber es muß doch leider wahr ſein.

Das Grab wurde jetzt mit Erde aufgefüllt, die ganze Geſellſchaft ging gleich darauf wieder zur Branntweinflaſche über, und dann mit Muſik

heim, um dort, zu Ehren des „kleinen Engelchens," ein ordentliches Gelage zu beginnen.

Auf dem Kirchhofe lagen außergewöhnlich viel menſchliche Gebeine umher, mit denen man an ſolchen Stellen doch eigentlich keinen Staat macht, und ſie eher aus dem Wege ſchafft. Ich konnte drei verſchiedene Todtenköpfe und eine Maſſe anderer Knochen zählen, und einer der Todtenköpfe war noch außerdem oben auf ein Monument geſtellt.

„Ich weiß nicht, ob das derſelbe Kopf iſt," ſagte mein Begleiter, „am letzten Aller Seelentage, wo die Katholiken alle ihre Kirchhöfe beſuchen und eine Art Feſt daraus machen, war ich hier auch auf den Kirchhof gekommen und der Kopf da, oder ein anderer wie er, ſah wunderlich genug aus. Irgend Jemand hatte ihm ein rothſeidenes Taſchentuch umgebunden und unter dem Unterkinnbacken geknüpft, die Backenknochen waren ihm mit Ziegelfarbe roth gemalt, und zwiſchen den Zähnen hielt er eine kurze Thonpfeife. Es ſah fürchterlich aus, die Leute aber, die vorbeigingen, lachten und amüſirten ſich prächtig damit.

Das Wetter, das bis jetzt trocken geweſen, zeigte ſich bald drohend. Der Wind begann und

im Nordoſten thürmten ſich ſchwere dunkle Wolken raſch auf. Es ſah aus wie ein richtiger Schneeſturm, von dem wir faſt jeden Tag eine kleine Probe bekamen, und wir hielten es an der Zeit, auf den Heimweg zu denken. Gerade als wir vor den Kirchhof kamen, begegnete uns ein anderer Zug, wiederum mit einer Kinderleiche. Der Zug ſchien aber noch fideler als der vorige, wie das verſtorbene Kind auch jedesfalls reicheren Leuten gehörte, denn es lag in einem mit rothen Zeug und gelben Nägeln beſchlagenen kleinen Sarge. Voraus aber gingen drei Muſikanten, zwei mit Violinen und einer mit einer kleinen Harfe, wie ſie in Ecuador und Peru viel geſpielt werden. Die Melodie war dabei die lebendigſte, und außerdem ging der Harfenſpieler nicht ruhig und ehrbar vor dem Zuge her, ſondern tanzte richtig zu ſeiner Melodie, bald nach rechts, bald nach links und bald ſich im Kreiſe drehend. Ja, ſelbſt der Mann, der den Sarg ebenfalls auf einem Tiſchchen trug, machte „pas“ mit den Beinen und begleitete die Muſik im Tacte.

Hinter dem kleinen Sarge folgten etwa zwölf Frauen und Mädchen, keine Männer, die etwas

weiter zurück, ihre Papier-Cigarren rauchend, kamen.

Das vorher gedrohte Schneegeſtöber begann aber jetzt in vollem Ernſt, der Wind pfiff ordentlich über die kahle Höhe, und wir eilten in die Stadt hinabzukommen.

4.

An den Quellen des Amazonenſtromes.

In Cerro de Pasco hatte ich einen einzigen Raſttag gemacht, und zwar am 2. Januar 1861; mehr freilich meines Maulthiers, dem ich hier reichlich Futter kaufen konnte, als meiner ſelbſt wegen. Am zweiten Morgens war ich aber ſchon wieder reiſefertig, denn auch hier hatte ich nichts Beſtimmtes über die deutſche Colonie erfahren können, und mein Weg lag jetzt gen Oſten in das ungeheure Quellengebiet des Amazonenſtroms hinein, in dem ſich, von der übrigen Welt und ihren Beziehungen vollſtändig getrennt, meine deutſchen Landsleute, die beiläufig geſagt etwas Geſcheidteres hatten thun können, niedergelaſſen. Schon der Name, Pozuzu, klang fremd und abenteuerlich, und daß jener Landſtrich ſelbſt von den

Peruanern nicht oft begangen wurde und außer ihrem gewöhnlichen Geschäftskreise lag, bewies jenes erstaunte „Caramba!“ das man regelmäßig auf den Namen Pozuzu zur Antwort bekam, wenn ich diesen Platz als nächsten Bestimmungsort bezeichnete. — Caramba! die Leute hatten vollkommen Recht, und ich habe manchmal selber Caramba! gerufen, wenn ich in Sumpf und Dickicht stack, oder an steilen, dornengespickten Hängen auf- und abklettern mußte.

Leute übrigens, die das innere Land kannten, hatten mir schon in Lima den wohlmeinenden Rath gegeben, nicht ohne einen Regierungspaß die Reise anzutreten, da der Wanderer sonst, dem indolenten Volke gegenüber, weiter Nichts als Aerger und Noth hat, und unendlich viel kostbare Zeit versäumen muß, die zur Weiterreise nöthigen Thiere zu bekommen. Glücklicherweise folgte ich dem Rath und fand das Alles später in vollem Maße bestätigt. Da ich nämlich mein eigenes Maulthier nicht den ganzen Weg reiten konnte, wenn ich es nicht schon auf der Hinreise todtmachen wollte, so war ich genöthigt, unterwegs auf den verschiedenen Stationen Thiere zu miethen, und ein Regierungspaß, besonders noch mit einer groß gemalten Ueberschrift und einem schwar-

zen Stempel, übte einen sehr wohlthätigen Zauber auf alle diese kleinen Unterbeamten aus. Ein Bursche, der sich sonst nicht gerührt, und im Schatten liegend auf die Frage nach einem frischen Maulthiere einfach und faul geantwortet hätte: „ist keins da — morgen vielleicht," sprang jetzt ordentlich, der Forderung des Fremden zu genügen, und mit einiger Grobheit gelang es mir fast überall — natürlich gegen Bezahlung der gewöhnlichen Kosten — weiter befördert zu werden.

Von Cerro aus nach dem nächsten tiefer und wärmer gelegenen Pueblo mußte ich übrigens mein Maulthier noch reiten, weil in Cerro selber die Unterhaltung eines Thieres erstlich enorm theuer ist und dann die Thiere selber sich in der feinen kalten Luft auch nicht wohl fühlen. Als der beste Platz dazu wurde mir Huariáco genannt, und als ich vom Präfecten in Cerro, der mich sehr freundlich aufnahm, meinen Paß nach dem Innern hatte, brach ich am Morgen des dritten Januar von Cerro auf, den Quellen des Huánaco-Flusses in dessen Thal hinab zu folgen.

Höchst interessant war dieser Ritt, denn der Weg führte unmittelbar zwischen steilen und mächtigen grauen Felswänden hin, während dicht an dem kleinen raschfließenden Strome Silberwäscherei

neben Silberwäſcherei angelegt war, um das edle Erz zu zermalmen und auszuwaſchen. Dicht an Cerro de Pasco konnte nämlich ſolche Wäſcherei auch an einer Lagune liegen, weil die das Erz zermalmenden Steine durch Dampfkraft in Bewegung geſetzt wurden. Wer aber dieſe nicht zu ſeiner Verfügung hatte, mußte ſich mit der Waſſerkraft begnügen, von der hier wirklich und im wahren Sinne des Wortes kein Eimer voll unbenutzt vorüberlief, ja jeder Eimer voll, noch müde von der letzten Arbeit, und über und über vom gelben Lehm beſchmutzt, ſchon wieder in die Speichen eines neuen Rades ſpringen mußte, den Schaft zu drehen, der den Mühlſtein trieb.

Dieſe Räder liegen dabei alle unterirdiſch, und das Waſſer fällt nicht von oben auf das Rad, oder läuft darunter hin, wie bei uns, ſondern es ſchießt, vielen Raum erſparend, an der einen Seite vorbei, dadurch eben ſo leicht die Speichen des Rades drehend. Auf ähnliche Weiſe habe ich auch im Lande, und eben ſo in Ecuador, mehrere Mühlen geſehen, die alle über einem Brückenbogen gebaut ſind, unter dem das Waſſer dahinſchießt und ſeitwärts das Rad mit dem aufwärtsſtehenden Schafte treibt.

Zahlloſe Llamas ſchleppten dazu theils das

Geſtein herbei, theils die zermahlene Maſſe in große rundgemauerte und unten dicht gepflaſterte Watten, durch welche fließendes Waſſer geleitet war, — und hier begann das eigentliche Geſchäft einer Menge kleiner, ruppig genug ausſehender Ponies, die zu funfzehn und zwanzigen in dieſen engen, kaum 18—20 Fuß im Durchmeſſer haltenden Raum getrieben, und darin viele Stunden lang herumgepeitſcht wurden.

Aller Anfang iſt ſchwer! Zuerſt keuchen und ſchnaufen ſie über die noch harte bröckliche und rauhe Maſſe, je länger ſie aber darin herumarbeiten, deſto weicher wird der Boden, bis ſie zuletzt in einem dünnen Brei einfach ſpazieren gehen.

Die Umgebung ſah freilich troſtlos genug aus und beſtand nur aus kleinen, dürftigen und ſchmutzigen Hütten, von denen die meiſten noch ein kleines peruaniſches roth und weißes Fähnchen ausſtecken hatten, zum Zeichen, daß dort auch jenes erbärmliche agua ardiente ausgeſchenkt wurde. Der Weg aber fiel ſcharf zu Thal, ſo ſcharf, daß ich mich nach einigen Stunden ſchon in einem verhältnißmäßigen tropiſchen Klima befand, denn hier wuchſen die erſten Kartoffeln, hier begann ſchon etwas Futter für die Maulthiere, das auf Eſeln und Llamas nach Cerro hin-

aufgeſchafft wird, hier begann ſchon freundlich grünes Gras an den Hängen, und dicht an dem Bergbach ſtanden wieder Sträucher und tauchten ihre überhängenden Zweige in die raſch vorbeiſchießende Fluth.

Noch etwas weiter unten fand ich Mais und verſchiedene Gartengemüſe, und gegen Mittag ſchon öffnete ſich das Thal etwas mehr, und zeigte breitere grüne Flächen, in denen ganze Scharen von Maulthieren und Rindern graſten. Der peruaniſche Wegebau präſentirte ſich aber auch hier mit eiſerner Conſequenz, denn wo es mit ein paar Pfunden Pulver möglich geweſen wäre, kleine hindernde Felsblöcke leicht wegzuräumen, hatte man es hartnäckig vorgezogen, die Bahn ſteil daran hinauf oder hinab zu führen — die armen Laſtthiere mochten dann ſehen, wie ſie über ſolche Stellen hinwegkamen.

Etwa um drei Uhr Nachmittags erreichte ich Huariáco, ein kleines freundliches Städtchen, dicht am Ufer des ſchäumenden Bergſtromes gebaut, und mit grünen Feldern ringsum, ja ſelbſt die Berghänge hie und da mit grünen Buſchſtreifen geſchmückt, die der Gegend etwas Freundliches gaben. Hier alſo mußte ich Unterkommen für mein Maulthier ſuchen, das dadurch Gelegenheit

bekam, ſich von dem ſiebentägigen Ritt etwa vier Wochen ordentlich auszuruhen und zu erholen. Das Futtergeld, das man gewöhnlich dafür bezahlt, iſt ebenfalls mäßig und beträgt nur einen Dollar die Woche.

Ueberhaupt verläßt der Reiſende hier, ſehr zum Vortheil ſeiner Caſſe, die rieſigen Preiſe der Weſtküſte, die ſich bis nach Cerro de Pasco erſtrecken, und beſonders in den Miethen von Thieren fühlbar ſind. Von Lima bis Cerro de Pasco muß man für acht und vierzig Leguas ſechzehn bis achtzehn, ja oft zwanzig Dollar bezahlen. Von hier ab koſtet die Legua einen Real (acht Real der Dollar), und für einen Führer, der das gemiethete Pferd wieder zurücknimmt, hat man noch einen Medio oder halben Real die Legua extra zu bezahlen. Ein doppelter Vortheil für den Reiſenden, der hier nicht allein einen feſt beſtimmten, ſondern auch billigen Preis hat.

In Huariáco, da die ganze Stadt keine Fonda oder Poſada (im Lande Tambo genannt) beſitzt, blieb ich bei dem ſogenanten gobernadór. Der Titel eines ſolchen Mannes klingt ſehr hoch und voll, die Spanier wie die Deutſchen lieben aber volltönende Titel, und der gobernadór hat etwa dieſelbe Bedeutung, wie bei uns der Schulze eines Dorfes.

— Mein Gobernador alſo war ein dicker, kleiner gemüthlicher Mann, der in ſeinem eigenen Hauſe von der Frau, einer dürren, langen, biſſigen Geſtalt, nur geduldet ſchien, und in der That bei jeder wichtigen Handlung ſeines Lebens erſt bei ihr anfragen mußte. Dieſe ſchien auch mit meinem Daſein gar nicht recht einverſtanden, denn nach Vorzeigung meines Paſſes hatte ſie eine lange und ſehr lebhafte Unterhaltung mit dem Gatten, der durch häufiges Achſelzucken ſich vollkommen einverſtanden mit ihr zeigte, aber zugleich auch die Unmöglichkeit darzuthun ſuchte, anders zu handeln.

Hätte ich meinen alten Grundſatz befolgt, nie mit Leuten näher zu verkehren, deren Geſicht mir beim erſten Anblick nicht gefällt, ſo wäre ich wahrſcheinlich beſſer gefahren; ſo aber erbot ſich der Mann mir, mein Maulthier die vier Wochen hindurch auf der Weide zu halten, und da ich mein Thier hier wenigſtens gut aufgehoben glaubte, und von ihm auch am nächſten Morgen ein anderes bekommen mußte, mochte ich mir weiter keine vielleicht unnöthigen Umſtände machen.

Die Frau machte endlich gute Miene zum böſen Spiel, denn der Regierungspaß ließ ſich nicht wegleugnen, und wies mir nur zum Schlafen eine Lehmbank ihrer Vorrathskammer an, ohne ein

einziges Schaffell zur Unterlage, wie es ſonſt die ärmlichſte Hütte bietet. Ich ſchlief aber die ganze Nacht trotzdem vortrefflich, kochte mir Morgens ſelber einen Becher Thee, und ritt dann auf einem ſchon bereit gehaltenen ziemlich lebhaften Pony den von hier weit beſſeren Weg nach Huánaco zu.

So ſehr ich aber gehofft hatte, hier unten ein breites ausgedehntes Thal zu finden, ſo ſah ich mich doch darin immer wieder getäuſcht. Bei Huariaco hatte es ſich etwas geöffnet, weiter unten zog es ſich wieder mehr und mehr zuſammen, Nichts mehr als eine grüne Schlucht bildend, in der kurze Strecken urbar gemachten Landes lagen. — Aber wärmer wurde das Land, höher wurden die Bäume, und hohe prächtige blüthenbedeckte Büſche ſtanden überall am Wege und am Rande des Bergſtroms. Auch Aloe und Cactus ſtiegen höher und höher, bis die erſteren ihren baumartigen Schaft mit Blüthen bedeckt, in die blaue Luft hinaufſtreckten. Eben ſo wurden die Stiele des ſchon in hübſchen Feldern gepflanzten Mais ſtämmiger, und gegen Abend ſah ich das erſte Zuckerrohr.

So fruchtbar dieſe einzelnen Stellen aber auch ſein mochten, ſo ſtellte ſich doch auch dadurch der Charakter des ganzen peruaniſchen Landes immer

deutlicher heraus. — Schmale, sehr schmale Thäler mit herrlicher Vegetation, und rings darum her weite endlose Bergstriche, die an den westlichen Hängen der Cordilleren nur Sand und Steine tragen, und an den östlichen höchstens dazu dienen können, einzelnen Schafheerden Nahrung und Weide zu geben. Das Land ist ungeheuer groß, und wahrscheinlich noch an vielen, vielen Stellen von reichen Metallen erfüllt, aber der Ackerbau hat dort mit vielen und großen Schwierigkeiten zu kämpfen, die gerade da am Mühsamsten zu überwinden sind, wo der Verkehr wie Export der gezogenen Güter am Leichtesten wäre: an der Westküste. Dort aber muß das Land künstlich bewässert werden, wenn es wirklich eine Frucht tragen soll, und solche Stellen sucht sich der europäische Auswanderer selten aus, da er eine Menge von anderen Ländern findet, wo ihm die Natur das mehr erleichtert hat.

Diese Nacht blieb ich in dem kleinen Städtchen Ambos, wieder bei dem Gobernador oder Alkalden, — ich habe den richtigen Titel leider vergessen, — und befand mich hier schon eigentlich recht inmitten des wirklich reizenden und fruchtbaren Huariáco-Thales, das eigentlich die Korn-

kammer für die Umgegend auf viele, viele Leguas weit bildet.

Hier breitet ſich das Thal wirklich zu einer grünen Ebene aus, das der bis dahin ſchon ganz anſehnlich gewachſene Huánaco durchſtrömt und bewäſſert. Reiche Zuckerrohrfelder ſtehen überall. Mais, Kartoffeln, Futterkräuter, Gemüſe gedeihen ebenfalls vortrefflich neben einander, und dieſer Strich Landes könnte mit dem reichſten der Welt wetteifern, wenn irgend ein Wetteifer überhaupt in dem ganzen Charakter der Peruaner läge. So aber arbeiten ſie wirklich nur ſo wenig wie irgend möglich, ſich eben am Leben und in einem Poncho zu halten, und ein Streben nach mehr und weiter kennen ſie gar nicht, oder machen wenigſtens, *wenn* ſie es kennen, keinen Gebrauch davon. In jedem andern Lande der Welt wäre dort auch, wo Peru beſonders Mangel an fruchtbarem Boden hat, kein Fußbreit mehr unbebaut, hier dagegen harren noch viele Aecker des Pfluges, das tauſendfältig wiederzugeben, was ihrem Schooße anvertraut wurde.

Von Ambos hierher ſind nur fünf Leguas vollkommen ebenes Land, und der Weg größtentheils zwiſchen Haciendas oder Felder und Gärten führend. Das war ſchon an und für ſich

interessant genug, außerdem aber ritt ich auch heute Morgen ein Maulthier, das noch nie Zügel oder Sporen gefühlt zu haben schien, sondern wahrscheinlich immer im Trupp mit irgend einem Kasten oder Sack auf dem Rücken gegangen war. Dabei beliebte es von Anfang an, so wie ich es nur mit dem Sporn berührte, rückwärts aus Ambos hinaus und über die ziemlich lange Brücke zu gehen, was einer Anzahl von jungen peruanischen Tagedieben das größte Vergnügen zu gewähren schien. Ich ließ ihm aber ruhig seinen Willen, bis wir draußen hinter Ambos eine Höhe hinauf zu reiten hatten. Dort hielt ich es scharf im Zügel, stachelte es tüchtig und unerbittlich mit den Sporen, bis wir in gestrecktem Carrière ziemlich auf der Höhe waren, und hatte die Genugthuung, mein Maulthier, oben angelangt, völlig zahm und brauchbar zu haben.

In Huánaco mußte ich den Subpräfekten sprechen, der mir meinen vom Präfekten ausgestellten Paß weiter zu visiren hatte. Der Subpräfekt von Huánaco war aber der reichste Mann dieser reichen Provinz, besaß eine herrliche Hacienda in einer der schönsten Lagen, etwa $1\frac{1}{2}$ Leguas von der Stadt entfernt, und schien hier ziemlich unumschränkt zu herrschen.

Da es ein Sonnabend war, hielt ich es nicht für unnöthig, auf seiner Hacienda, die ich passiren mußte, anzufragen, ob er sich vielleicht schon heute den dringenden Regierungsgeschäften entzogen habe, in die stille Ruhe des Landlebens zurück zu flüchten. Ich hatte mich auch nicht getäuscht und wurde von dem Herrn auf das Freundlichste aufgenommen.

Besonders erfreulich war mir aber die Nachricht, die ich hier auf meine Anfrage nach dem eigentlichen Weg in die deutsche Colonie bekam, von dem mir in Lima gesagt worden, daß er Vieles zu wünschen übriglasse.

„Der Weg?" rief der Subpräfekt, „deßhalb machen Sie sich um Gotteswillen keine Sorgen. Sie haben von hier aus einen ganz vortrefflichen Weg und können mit der größten Leichtigkeit in drei und einem halben Tage nach Ihrem Pozuzu kommen. Der Weg ist von hier aus gar Nichts."

Das war ein Trost; vergebens suchte ich aber meinen Paß visirt zu bekommen. — „Ja wohl, mit dem größten Vergnügen," sagte der Subpräfekt, aber er that es nicht. Erst hatte er noch einen kleinen Gang durch den Garten zu machen, der ihm etwa anderthalb Stunden raubte, dann mußten wir vor allen Dingen frühstücken, und zuletzt

packte er eine alte unglückſelige engliſche Wanduhr aus, zu der er glücklicherweiſe keinen Schlüſſel hatte, und ſuchte den Perpendikel in Gang zu halten.

Es war indeſſen drei Uhr Nachmittags geworden und ich hatte mir die Hacienda, die in ihrer innern Einrichtung in der That Nichts zu wünſchen übrigließ, ſchon nach allen Seiten betrachtet. Jetzt konnte und wollte ich nicht länger mehr warten, aber erſt auf mein ernſtliches und entſchiedenes Drängen, indem ich mein Maulthier ſattelte, aufſtieg und erklärte, ich würde im anderen Falle ohne den Paß wegreiten — was ich aber nicht gethan hätte — bekam ich denſelben. Die Leute haben wirklich, Alle ohne Ausnahme, keinen Begriff von irgend einem Werth der Zeit — glückliche Sterbliche, die es jedenfalls ſein müſſen, denn ſie können ja dann auch ihr Fliehen nicht bemerken.

Von hier aus brachte mich ein kurzer Ritt durch einen wahren Fruchtgarten in die eigentliche Stadt ſelber, die groß und weitläufig genug angelegt iſt. Schade aber um das Terrain, das ſie auf dem fruchtbaren Boden unnöthigerweiſe einnimmt, denn der Platz mit den öden Häuſern der Vorſtadt ſah wirklich ſo aus, als ob die halbe

Stadt eben durch eine furchtbare Seuche entvölkert wäre.

Jener Ausſpruch eines Proletariers 1848 in Berlin fiel mir ein, der da behauptete, es könne nie beſſer in Deutſchland werden, ſo lange noch Jemand in der erſten Etage wohne. Der Mann hätte hier ſein Paradies gefunden, denn in Straße nach Straße, durch die ich ritt, fand ich wunderbarerweiſe die erſte Etage leer und verödet, und faſt überall ſchaute die taube Luft aus den leeren Fenſterrahmen auf das Pflaſter nieder.

Ein paar dieſer Etagen hatten Fenſter, aber auch hier wohnte Niemand; Alles hielt ſich parterre, und die erſte Etage ſchien den Lüften und Fledermäuſen völlig preisgegeben.

Huánaco könnte eine bedeutende Stadt ſein, ſo iſt es ein breit gedrücktes Landſtädtchen, das in der vollen Sonnenwärme einem Badeorte im Winter gleicht, wo Tauſende von Wohnungen um ein Billiges zu vermiethen ſind.

Das Land aber zieht faſt alle tropiſchen Producte, und vorzüglich einen ganz ausgezeichneten Kaffee, der nach Lima geſchafft, und dort außerordentlich theuer bezahlt wird. Selbſt in Lima koſtet das Hundert-Pfund oder Quintal gewöhnlich bis vierzig Dollars, während man den bra-

ſilianiſchen Kaffee mit Fracht und Steuer um die Hälfte billiger kaufen kann. Die Weſtküſte Amerikas liefert aber auch ein weit beſſeres Product als die Oſtküſte, und der Kaffee von Huánaco ſowohl, wie der Ecuadors ſteht dem Mocca an Güte nicht nach, und hat ſelbſt den, dieſem eigenthümlichen Geſchmack, wenn auch vielleicht nicht ſo entſchieden.

Zuckerrohr gedeiht ebenfalls vortrefflich hier, aber es braucht längere Zeit zur Reife, als in den tiefer und wärmer gelegenen Diſtricten, und wird nicht ſo ſtark und ſaftreich.

Für die Coca iſt es hier nicht heiß genug; denn dieſe verlangt noch weit wärmeren Boden, als ſelbſt Zuckerrohr und Kaffee.

Alle dieſe Gegenden bewohnt ein ganz eigenthümlicher Menſchenſchlag, — keine Weißen und auch keine Indianer, ſondern ein Wenig von Beiden, und oft ein Wenig von Dieſem, oft von Dem mehr, bei denen ſich der Peruaner dann mit dem Namen Cholo abfindet.

Cholo bedeutet hier das Nämliche, was im Norden von Amerika Meſtize heißt, — Abkömmling von Indianer und Weißem. Des indianiſchen Blutes, wenn es auch nicht gerade von einem Kazikenſtamme kommt, brauchen ſich aber die Leute

wahrhaftig nicht zu ſchämen; denn es war jener Zeit edler, als das des ſpaniſchen Geſindels, das dieſe Küſten überſchwemmte, und das aus wenig beſſerem Stoffe, als Piraten und Mordbrennern beſtand. Daß ſie ſich dabei Chriſten nannten, kann die Sache nur noch verſchlimmern.

Huánaco hat wenigſtens den Vortheil eines ziemlich guten Hotels, an welches man in Süd-Amerika nur folgende Bedingungen ſtellt: Ein tapezirtes Gaſtzimmer mit einem, den ganzen Raum ausfüllenden Billard, und einem kleineren Tiſche mit ein paar Stühlen in die eine Ecke gedrückt, ſchlechte, theure Küche, und eine Art Bett in eine Rumpelkammer geſtellt, wo man noch ſehr zufrieden ſein kann, wenn Einem das Ungeziefer die Nacht die Ruhe auch gönnt, für die man ſchwer genug bezahlen muß. Nur der Kaffee war ausgezeichnet, und das entſchädigte wieder für manches Andere.

Am nächſten Morgen hatte mir der Gobernador (der in Abweſenheit des Subpräfekten die Zügel der Regierung in der Hand hielt) feſt zugeſagt, daß ich zu früher Stunde ein Pferd haben ſollte. Wer aber nicht Wort hielt, war natürlich der Gobernador, und als ich nun um halb ſieben zu ihm ging, lag er noch im Bett. Wäre ich nun ein ächter Deutſcher von altem Schrot und Korn

geweſen, ſo würde ich mich ganz höflich erkundigt haben, wann der Herr Gobernador geruhten aufzuſtehen, um dann ſpäter wieder einmal nachzufragen. Leider hatte ich mich aber zu lange in dieſen ſüdamerikaniſchen Ländern herumgetrieben, um nicht zu wiſſen, wie man mit dieſen Leuten umgehen müſſe. Den Regierungspaß, nach dem die Beamten verpflichtet wurden mir unverweilt Pferde zu ſchaffen, trug ich in der Taſche, geſchah das nicht, ſo war natürlich nur die Faulheit der einzelnen Beamten daran ſchuld. Dieſe zu überwinden, gab es aber nur ein einziges Mittel: Grobheit — und ich ward grob.

In zwei Minuten hatte ich den Gobernador aus ſeinem Bett und auf der Straße, gleich darauf wetterte ich vor der Polizei, in einem noch dazu ſehr bösartigen Spaniſch, die Polizeidiener ebenfalls zuſammen, daß ſie noch kein Thier herbeigeſchafft hätten, und brachte endlich das zeitliche Oberhaupt dieſes Theils von Peru dahin, daß er ſelber in den Sattel ſtieg, und in geſtrecktem Galopp die Straße hinabflog. Eine halbe Stunde ſpäter hatte ich auch richtig ein ziemlich gut gehendes Thier, und trabte auf dem das freundliche Thal hinab, einem anderen kleinen Städtchen Panao zu, das ich noch an dieſem Abend erreichen ſollte.

Die Gegend hier ist wunderhübsch; denn die hohen und kahlen Berge liegen zu weit im Hintergrund, um störend einzuwirken, während tausend Blüthenbüsche den Weg umstehen, und fruchtbare grüne Felder überall dem Blicke begegnen. Außerdem befleißigen sich hier die Leute einen ganz vortrefflichen Guarapo aus dem Safte des Zuckerrohrs zu ziehen, und da er in einer Menge von kleinen Häusern am Wege um ein Billiges feilgeboten wurde, so versäumte ich nicht, häufigen Gebrauch davon zu machen.

Der Guarapo hat aber nur zwei oder drei Tage seines kurzen Lebens, in denen er gut, süß und genießbar ist; seine schöne Jugend — nachher wird er alt und sauer, verbittert in seinem ganzen Dasein, und zieht sich, noch zwei Tage später, als Essig in das Innere alter steinerner Kruken und Calebassen zurück.

Uebrigens sehe ich nicht ein, weßhalb nicht aus unserem Runkelrübensafte ein eben so guter Guarapo zu machen wäre, wie aus dem Safte des Zuckerrohrs, läßt sich doch ein eben so guter Zucker daraus kochen, und ich will unseren deutschen „Pflanzern" wenigstens das sehr einfache Recept angeben, nach dem sie dann selber mit Leichtigkeit einen Versuch machen können.

„Der Zuckerſaft wird mit einem Viertel Waſſer gemiſcht, dann gekocht und viel abgeſchäumt, bis er auf die urſprüngliche Quantität des Saftes eingekocht iſt. Dann läßt man ihn abkühlen und gießt ihn in ein irdenes oder hölzernes Gefäß zum Gähren.

Nach drei Tagen iſt er gewöhnlich gut; das erſte Mal aber, wenn das Gefäß noch keine Säure angenommen hat, geht die Gährung etwas langſamer vor ſich. Das Gefäß iſt oben zugedeckt."

Das tropiſche Klima, in dem das Zuckerrohr gedieh, ließ ich aber bald hinter mir, wie ich nur einmal erſt rechts von dem Huánacoſtrom abbog und wieder in die Berge und die gemäßigte Zone hineinkam. Wieder einmal das Klima gewechſelt, und zwar in wenigen Tagen aus der kalten Zone von 14,500 Fuß über der Meeresfläche durch die gemäßigte in die heiße, und jetzt wieder in die gemäßigte hinein, um auf's Neue bis an die Grenze der kalten hinauf- und zu der wirklich heißen wieder hinabzuſteigen. Der Menſch wird auch durch dieſen ewigen Wechſel ſo confus, daß er zuletzt gar nicht mehr weiß, in welchem Lande der Erde er ſich befindet. Heute muß man den Rock ausziehen, um in der Hitze marſchiren zu

können, morgen ſteckt man die Hände in die Taſchen und läßt ſich den Schnee ins Geſicht peitſchen, — aber lieber Gott, unſer deutſches Aprilwetter hat uns die letzten Jahre Aehnliches gebracht, ohne daß man ſich deßhalb weit zu bemühen brauchte, und das war auch vielleicht die Urſache, daß ich den Wechſel ſo leicht und bequem ertrug.

An dieſem Abend hatte ich bis zu einem kleinen Städtchen, Panao, zu reiten, wo mir dann deſſen Gobernador ein neues Thier verſchaffen ſollte. Der Weg zog ſich aber furchtbar in die Länge und das fruchtbare Land dahinten laſſend, erreichte ich wieder ſchlechten Weg, Berge und — etwas Neues für mich in Peru — Bäume — die erſten wirklichen Bäume, die ich bis dahin geſehen, wenn ich die wenigen Weidenbäume am Chillon ausnehmen will.

Hier begann Wald, allerdings noch etwas dürftig, und das Holz nicht übermäßig ſtark, aber es war doch Wald und der lange nicht gehabte Anblick that den Augen wohl. Ich dachte damals gar nicht daran, daß ich der Bäume über und über genug bekommen könnte, ehe ich mit ihnen wieder fertig wäre.

Gegen Abend überholte ich einen jungen Burſchen auf einem Schimmel, der ebenfalls nach

Panao wollte, und da sich die Sonne schon dem Abend zuneigte, frug ich ihn, wie weit wir noch bis zu dem Städtchen hätten. Wir hielten gerade auf einem Berghange, der sich tief und steil in das Thal hinabzog, und ich vermuthete, daß Panao wohl irgendwo da unten am Strome liegen würde. Der junge Bursche deutete aber lachend gerade über das Thal hinüber und rief aus: Da drüben liegt es ja groß und breit.

Und da drüben lag es wirlich„ groß und breit," denn wie ein weiter ziegelrother Fleck, von feinen dunklen Linien die Kreuz und Quer durchzogen, klebte die Stadt mit ihren ausgedehnten Straßen an dem grünen Hange. Aber was für ein Weg noch in das tiefe Thal hinab, und an der anderen Seite wieder bis zu der Stadt hinauf. — Doch half es Nichts, ich sah jetzt wenigstens mein Ziel und gab meinem Thiere die Sporen, nicht unnöthige Zeit durch Schauen zu versäumen. Nichtsdestoweniger war es schon stockdunkel, als ich endlich die Stadt erreichte, und da ich meinen jungen Burschen auf dem Schimmel schon lange hinter mir gelassen hatte, frug ich jetzt Einen und den Anderen, denen ich noch in der Straße begegnete, nach dem Gobernador. — Lieber Himmel, was half es mir, daß ich mein bestes Spanisch versuchte, und mir

mit der Aussprache die größte Mühe gab, die Leute verstanden mich alle miteinander nicht, denn wie ich zu meinem Schrecken jetzt fand, redeten sie nur die Kitchua-Sprache oder die Sprache der Yukas, und von der verstand ich selber kein Sterbenswort.

Glücklicherweise hatte ein Mann aus einem der benachbarten Häuser meine Noth gehört, denn sehen konnten wir einander nicht. Er kam heraus und erbot sich freundlich, mich zu dem Gobernador hinzuführen, da ich denselben nicht in seinem eigenen Hause antreffen würde. Heute sei Fest (es war der heilige drei Königstag) und da befänden sich sämmtliche Honoratioren zu einem Ball versammelt.

Zu einem Ball — dazu paßte ich prächtig mit Staub und Schweiß bedeckt, und todtmüde und hungrig. Ich frug den Mann auch, da ich diese Nachricht bekam, nach einer Posada, um lieber vor allen Dingen Etwas zu essen und zu trinken. Er versicherte mich aber, daß wir gerade nach der Posada hinwollten, denn dort befänden sich die Gäste, und längeres Weigern hätte Nichts geholfen. Wir hatten auch nicht weit zu gehen, denn schon um die nächste Ecke biegend, hörte ich die scharfen Töne einer Violine, und fand mich gleich

darauf an der Schwelle einer ſo wunderlichen, wie eigenthümlichen Scene. — Ich wollte, ich könnte dem deutſchen Leſer einen recht deutlichen Begriff davon geben.

Der Ballſaal beſtand aus einem nicht übergroßen Zimmer, etwa zwanzig Fuß im Quadrat, und wie ich zuerſt hineinſah, glaubte ich, daß es ſtockfinſter darin ſei. Bei längerem Hinſchauen erkannte ich aber das Schimmern zweier Talglichter, die an verſchiedenen Seiten angebracht waren und ein höchſt dürftiges Licht verbreiteten.

In dieſem Duſter wimmelte es aber von, dem Vermuthen nach heiteren Menſchen, denn Alles ſprang und hüpfte durcheinander, und die ſchon vorher gehörte Violine quietſchte den Tact dazu. Wie ſchon geſagt, konnte ich, als ich das Zimmer erſt betrat, nicht das Geringſte ſehen; ich hörte nur, wie ich Jemandem vorgeſtellt wurde, und wie mir dann eine oder zwei Perſonen die Hand ſchüttelten, und fand mich plötzlich, mit einem großen Glas agua ardiente in der Hand, auf einer ſehr niederen Bank ſitzen.

Den Branntwein leerte ich auf einen Zug, denn ich war wirklich erſchöpft und bedurfte irgend einer Stärkung, oder wenigſtens Aufregung. Wenn ich aber geglaubt, die Empfangsfeierlichkeit damit

beendet zu haben, ſo hatte ich mich geirrt, denn ein zweites Glas agua ardiente folgte dem erſten, und dieſem ein drittes, und Alle ſchienen ſich verabredet zu haben, mich ſo raſch als möglich unter den Tiſch zu trinken.

Nach und nach erkannte ich aber meine Umgebung etwas beſſer, und fand jetzt, daß ich zwiſchen dem Gobernador und Cura oder Prieſter, alſo den Honoratioren des Ortes ſaß, die dem Feſte beiwohnten, um ſeine Feier wahrſcheinlich zu erhöhen. — Aber ich habe hier keine Zeit, die Schrecken dieſer Nacht alle zu erzählen, nur ſo viel will ich noch ſagen, daß ich lange Zeit umſonſt verſuchte Etwas zu eſſen zu bekommen. Man trank hier, aber man aß nicht, und endlich, als ich feſt darauf beſtand, brachte mir eine der Frauen einen ſchon jedenfalls vorher abgenagten Schafknochen, mit einem Stück trockenen Brodes. Ich verſchlang die ſpärlichen Ueberreſte, die ich noch vorfand, ſchärfte dem Gobernador noch ein, mein Pferd morgen um ſechs Uhr bereit zu halten, und ließ mir dann einen Platz anweiſen, wo ich ſchlafen konnte und nicht fortwährend durch neue Aufgüſſe von Branntwein geſtört wurde.

Am nächſten Morgen mußte ich den Gobernador allerdings noch aus dem Bette holen, ehe

ich mein Thier bekam, denn der Mann hatte nach den Genüſſen der letzten Nacht noch nicht ausgeſchlafen. Ich kam aber doch verhältnißmäßig früh fort und trabte bald, an einem prächtigen und friſchen Morgen, in das höher gelegene und ziemlich bergige Land hinein.

Die Cordilleren, die öſtlich von Chile nur einen einzigen compacten Gebirgsſtock bilden, liegen hier faſt wie in zwei Züge geſpalten. Der bedeutendſte von dieſen iſt allerdings die eigentliche Waſſerſcheide, weſtlich von Cerro, und dort überſchreitet man auch den höchſten Paß. Dennoch zieht ſich hier wieder eine zweite Kette hin, die aber nicht ununterbrochen fortläuft, ſondern in ihren Zwiſchenthälern die am Oſthange jener Hauptkette entſpringenden Waſſer dem Amazonenſtrom zufließen läßt. Den Thälern ſelber kann man jedoch nicht folgen, denn ihre Hänge ſind an vielen Stellen Nichts weiter als ſteile, ſchroffe Felſen, die ſtarr und eiſern in den zwiſchen ihnen dahinſtürzenden Strom hineinreichen. Deßhalb zieht ſich der Weg den höheren Kuppen zu, die leichter einen Uebergang gewähren.

Der peruaniſche Wegebau zeigte ſich aber auch hier wieder in all ſeiner Glorie, denn auf und ab führte der ſchmale Pfad, kein einziges Hinder-

niß durchſchneidend, ſondern ſie alle überkletternd. Einem einzigen kleinen, aber unbequemen Felsblock oft auszuweichen, der mit ein paar Pfund Pulver leicht beſeitigt wäre, mußte man weite Strecken gerade am Berge hinauf und dann wieder eben ſo ſteil hinab, und es ſah aus, als ob ſich nicht Menſchen, ſondern nur die Thiere der Wildniß dieſe Bahn ausgeſucht und begangen hätten.

Nach kurzem Ritt, denn meine nächſte Station war heute nur drei Leguas, wo ich ein friſches Pferd bekommen ſollte, erreichte ich endlich ein kleines ärmliches Pueblo, Chagles genannt, und holte hier den Alkalden aus dem Bette, mir raſch ein Thier zu verſchaffen. Er wollte erſt nicht aufſtehen und behauptete, er ſei ſehr krank, ich bewies ihm aber, daß er völlig geſund wäre, und eine Stunde ſpäter fand ich mich glücklich wieder im Sattel, einen Führer an der Seite, der mich bis Munia, einem anderen Pueblo, bringen und mein Pferd dann wieder zurücknehmen ſollte.

Die Zwiſchenzeit, bis das friſche Thier kam, benutzte ich, Etwas zu frühſtücken, denn ich hatte ſeit dem vorigen Morgen nichts Ordentliches gegeſſen, und bekam hier ein herrliches Gericht friſcher Puffbohnen — im Norden von Deutſchland

„große" oder „Saubohnen" genannt — an denen ich mich vollständig erholen konnte. Das Klima hier gehört schon ganz dem gemäßigten an, ja war eigentlich mehr kalt als warm, und das Haupterzeugniß des Bodens die Kartoffel. Mais hatten sie ebenfalls an einigen Stellen gepflanzt, und er gedieh gut, und überhaupt schien der Boden fruchtbar, so weit man es eben für gut befunden, ihn urbar zu machen. Da aber diese Menschen alle nur sehr wenig Bedürfnisse haben, und selbst die nöthigsten Arbeiten nur ungern und gezwungen thun, so versteht es sich von selber, daß sie den Pflug in keine Scholle Erde brachten, die sie nicht unumgänglich nothwendig zu ihrem Leben brauchten — alles Andere war vom Uebel. Zum Verkauf hatten sie deßhalb gar Nichts auf der Welt, wie etwas agua ardiente, von dem der Alkalde oder Teniente nur zwei Flaschen auf Speculation von Panao bezogen.

Um elf Uhr etwa ritt ich wieder von Chagles fort und bekam jetzt diesen „herrlichen Weg" zu sehen, von dem mir der Subpräfekt in Huánaco nicht genug zu rühmen wußte. So vortrefflich war er angelegt, daß ich von Chagles fort eine Legua steil bergauf und zwei Leguas wieder vollkommen steil hinab mußte. Dort kreuzte ich einen Berg-

ſtrom und ſtieg jetzt wieder eine Legua wie an einer Mauer hinauf, um an der andern Seite gerade ſo hinabzuklettern. Von da ab zog ſich der Weg nochmals eine Legua ſteil zu Munia auf, und von da eben ſo ſchroff noch drei und eine halbe Legua höher auf den Gipfel der zweiten Cordillera, dem ſogenannten Alto Tambo.

Der Pfad mußte natürlich den ganzen Tag im Zickzack bald auf-, bald abwärts führen, und ich konnte unmöglich im Sattel bleiben, wenn ich das Thier nicht umbringen oder wenigſtens zu Schanden reiten wollte. Dadurch rückte ich nur ſehr langſam von der Stelle, und der Abend dämmerte ſchon, ehe ich nur die zweite Höhe vollſtändig erſtiegen hatte.

Den Wald ließen wir ſchon lange wieder zurück; nur unten am Bergſtrome ſtand dichtes, ziemlich üppiges Gehölz. Hier oben waren die Berge vollkommen kahl, aber mit vortrefflicher Viehweide, wenn die Bewohner dieſer Gegend nur eben hätten Vieh halten wollen. So ſahen wir kaum ein halb Dutzend Kühe und ein paar Pferde und Maulthiere, die ſich ordentlich in der entſetzlichen Einſamkeit zu langweilen ſchienen. Ziemlich oben am Hange des Berges begegneten wir aber auch Wild, und ein Hirſch äſ'te ſich dort vollkommen

vertraut auf etwa hundert Schritt Entfernung. Jedenfalls mußte er uns auf dem offenen Boden, an dem wir mühsam und im Zickzack aufwärts klommen, schon lange bemerkt haben; ich selber wurde aber zuerst auf ihn aufmerksam, als er den Kopf hob und nach uns herabäugte.

Rasch riß ich die Büchse von der Schulter, setzte ein Zündhütchen auf und zielte; aber, lieber Gott! durch das mühselige Steigen erschöpft und vollständig außer Athem, konnte ich das Korn keinen Moment ruhig auf einem Fleck halten, und mußte erst wieder Luft schöpfen, ehe ich abdrücken durfte. Der Hirsch indessen, durch unser Stillstehen beunruhigt, zog langsam an dem Hange hin, und ich mußte ihn vielleicht funfzig Schritt weiter fortlassen. Endlich schoß ich — meinem Begleiter war die Zeit schon furchtbar lang geworden — der Hirsch zeichnete, und wir konnten deutlich sehen, wie er die Kugel mitten auf dem Wanst sitzen hatte — er war waidwund geschossen, denn ich hatte beim Abdrücken noch geschwankt. Mit dem Schuß fuhr er herum und wollte den Berg hinauf — doch das ging nicht mehr; nur zwei Sprünge machte er der Richtung zu, und stürmte und stürzte dann halb den ganzen steilen Hang wieder hinunter, an dem wir eben eine volle

Stunde Arbeit gehabt hatten, um bis hierher zu kommen.

Das war ein verwünſchter Streich, denn der Abend dunkelte bereits, und ich durfte gar nicht daran denken ihm zu folgen, und doch hätte ich ſein kleines, aber hübſches Geweih gern gehabt. Um das wenigſtens zu retten, ſagte ich meinem Begleiter, er ſolle ſich das Wildpret morgen auf dem Rückwege für ſich mit nach Chagles nehmen, für mich aber den Kopf mit dem Geweih aufbewahren, das ich, wenn ich ſelber wieder zurückkäme, bei ihm abholen wolle. Das verſprach er, und hat es vielleicht auch gehalten; da ich aber ſpäter von Pozuzu aus meinen Reiſeplan änderte und einen andern Weg nach Cerro einſchlug, ſah ich Chagles und meinen Hirſchkopf nicht wieder.

Durch das Alles hatten wir uns aber ſo aufgehalten, daß wir Munia an dem Abende unmöglich mehr erreichen konnten, wenn wir nicht den ſteilen Pfad in völliger Dunkelheit zurücklegen wollten. Von dem Rücken des Berges aus arbeiteten wir uns deßhalb nur noch in das tiefe und dunkle Thal hinab, in dem eine kleine Hacienda Cormieles lag, und blieben dort über Nacht.

So tief waren wir dabei wieder geſtiegen, daß

wir uns auf's Neue in dem Bereiche der Plátanos oder Bananen und des Zuckerrohrs befanden, und von hier aus zog ſich der Weg ſteil und ununterbrochen vier und eine halbe Legua an die Grenze der kalten Zone, auf den Rücken der zweiten Cordillera hinauf.

Am nächſten Morgen, etwa um neun Uhr, erreichte ich Munia, und da von hier aus eine öde Wildniß mit keiner menſchlichen Wohnung bis zum Pozuzu vor mir lag, gedachte ich dort Proviſionen zu kaufen und den Marſch ſpäteſtens am andern Morgen anzutreten — und wie hatte ich mich geirrt.

Munia iſt ein kleines Städtchen, aber in reizender Lage auf einer ſchmalen Ebene am Berghange, die wie eine Art von Terraſſe ausläuft. Das Klima ſcheint dabei vortrefflich; ich ſah ein allerdings ſehr kleines Maisfeld, in dem der Mais aber außerordentlich üppig ſtand, eine einzige Bananenpflanze trug ebenfalls eine große, faſt reife Fruchttraube, und der Platz ſollte außerdem das Paradies der Kartoffel ſein, und was für ein Volk lebte dort, oder vegetirte vielmehr blos von gedörrtem Mais und Kartoffeln, ohne ſich einen Deut weiter um die übrige Welt zu kümmern!

Einen Alkalden gab es hier ebenfalls nicht,

nur einen ſogenannten Inſpector — einen Indianer — der augenblicklich „draußen im Walde" war, Tablas oder Planken zu „hauen." Hier begann nämlich wieder Wald, der ſich an dem vor uns liegenden Hange bis hoch hinauf in den Nebel zog — wie hoch, ließ ſich nicht erkennen, da weiße Schwaden den obern Theil des Berges dicht umlagerten.

Des Inſpectors Frau, die einen rieſigen Kropf trug und entſetzlich häßlich war, aber die ſchönſten Pockennarben hatte, ſchickte ich augenblicklich aus, ihren Mann zu ſuchen, und wo möglich mit einem Maulthier und Führer zurückzukommen, und machte dann ſelber die Runde, Proviſionen einzukaufen. Ja — Proviſionen — Nichts — Nichts auf der Gotteswelt war zu bekommen; die Häuſer ſtanden alle öde und leer, kein Mann war im ganzen Orte zu ſehen, nur ein paar Frauen mit Kröpfen, und nach was ich auch frug: Eier, Hühner, Fleiſch, Bohnen, Brod, die Antwort lautete unfehlbar in dem ewigen „no hay" (iſt nicht da), was den Reiſenden in Südamerika wirklich zur Verzweiflung bringen kann. Nicht einmal eine Mahlzeit war zu bekommen, ein paar abgekochte Kartoffeln ausgenommen, und ich wartete jetzt nur

die Ankunft des Inſpectors ab, dieſen auf Fouragirung auszuſchicken.

Dieſer kam endlich und verſprach mir noch an dem Tage ein Pferd zu ſchaffen, ein Führer würde jedoch, wie er meinte, ſehr ſchwer zu bekommen ſein, denn die Leute wären alle im Walde drin, Planken zu hauen, und er wiſſe nicht einmal, wo ſie ſtäken — ohne Führer konnte ich aber dieſen Weg gar nicht zurücklegen, da oben auf Alto Tambo, wie ich ſchon gehört, eine weite Pampa lag, die von Hunderten von Pfaden durchkreuzt würde. Nicht einmal eine Himmelsrichtung, der ich folgen konnte, waren die Leute im Stande mir anzugeben, denn ſie hatten gar keinen Begriff von Nord- und Süd — und Lebensmittel? — no hay! ſagte der Mann, und ſteckte ſich den Mund voll Cocablätter.

No hay! — ich wußte das beſſer; Hühner hatte ich genug geſehen und wußte ein Mittel die zu kaufen; ſchickte alſo meinen Inſpector vor allen Dingen aus, ein Pferd zu holen, und wenn irgend möglich, einen Führer mitzubringen, nahm dann meine Büchſe und ging auf das nächſte Haus zu, an dem ich Hühner fand. Natürlich weigerten ſie ſich dort, mir eines zu verkaufen, aber ich hatte am Pailon gelernt, mit dieſen

Leuten umzugehen. Ruhig nahm ich einen halben Dollar aus der Taſche und zeigte ihn der Frau, wobei ich ihr ſagte, daß ich ihr das Geldſtück für ein Huhn geben wolle — verweigere ſie es, ſo ſchöſſe ich das erſte beſte todt und bezahlte gar Nichts dafür. Das half; ſie ſträubte ſich noch ein Wenig, wie ich aber die Büchſe hob und mich nach einer ſehr ſchönen weißen Henne umdrehte, beſann ſie ſich anders. Ich kaufte jetzt hier ein junges Huhn und im nächſten Hauſe auf dieſelbe Art ein anderes, außerdem etwas Mais, um ihn zu dörren, und war ſo wenigſtens gegen unmittelbaren Hunger geſichert.

Mein Inſpector kam aber an dem Abend erſt ſpät, wohl mit einem Pferde, aber ohne Führer zurück. Er verſprach freilich, am nächſten Morgen ſicher einen zu bringen — aber auch das gelang ihm nicht, wenn er ſich überhaupt danach bemüht, und nicht irgendwo die Zeit in einem Buſche geſchlafen hatte. Ich verſäumte hier noch einen zweiten Tag und mußte, wenn ich nicht noch länger müſſig liegen bleiben wollte, endlich mit einem etwa zehnjährigen Jungen vorlieb nehmen, der allerdings den Weg kannte, mir aber auch ſonſt auf der Welt Nichts weiter nützen konnte.

Drei volle Tage mußte ich außerdem, der Be-

ſchreibung dieſer Leute nach, darauf rechnen, im Walde zuzubringen, denn was mir der Subpräfect von Huánaco von der Kürze und Güte dieſes Weges erzählt, war Alles, um das mildeſte Wort zu gebrauchen — erfunden. Lebensmittel gab es ebenfalls nicht, denn nur noch ein Huhn war ich im Stande aufzutreiben, und ich konnte mich nur auf mein gutes Glück verlaſſen, das mir bis dahin noch immer treulich beigeſtanden. So brach ich denn am nächſten Morgen mit meinem Diminutivführer ſehr früh auf, und konnte mich jetzt im Bergſteigen ein Wenig üben, denn dieſe Zickzackhöhe hinauf hätte ich mein Pferd gleich in den erſten Stunden ruinirt. Von 7 Uhr Morgens bis Nachmittags 3 Uhr ſtiegen wir langſam aber ſtets bergauf, und erreichten erſt ziemlich auf der Höhe wieder offene, von wellenförmigen Hügeln geſchwellte Grasflächen, die nur hie und da mit kleinen Büſchen und einzelnen Felsbrocken überſtreut waren.

In meinem Leben habe ich aber kein herrlicheres Pirſchterrain geſehen, und da ich außerdem eine Menge Hirſchfährten fand, beſchloß ich, jedenfalls hier oben zu lagern und heute Abend einen Pirſchgang zu machen. Auf der Hochebene, die den Gipfel dieſer Cordilleren bildete, ſtand

ein alter Rancho, ein paar in den Boden geſteckte Pfähle, mit dem langen, binſenartigen Graſe nothdürftig gedeckt. Dieſen ſtellte ich wieder her, entzündete ein Feuer, ſchleppte eine Quantität trockenes Holz herzu, und war eben damit fertig, als ein tüchtiger Regenſchauer niedergoß.

Wir befanden uns mitten in der Regenzeit, glücklicherweiſe war ich aber bis hierher trocken durchgekommen, und durfte mich jetzt wahrlich nicht beklagen, wenn ich auch ein paar Mal wacker ausgewaſchen wurde — hatte ich das Alles doch vorher gewußt. Aber auch der Regen war mir nur zum Vortheil, denn etwa eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang klärte es ſich wieder auf, und ich hatte die herrlichſte Gelegenheit zum Pirſchen, die ich auch wahrlich nicht verſäumte. Es war ein ordentlicher, langentbehrter Genuß, mit der wackeren Büchſe im Arm in dieſem wundervollen Terrain hinzuſchreiten, nur der Jäger kann das ganz mit mir fühlen, und ich kam eigentlich viel zu früh zum Schuß. Ein geltes Thier hatte in einem der kleineren Seitenthäler geſeſſen, und ſtand eben auf, als ich mich hinter einem rauhen Felsblock auf einen der ihm nächſten Hügel pirſchte. Da ich vortrefflichen Wind hatte, konnte es mich natürlich nicht wittern und fing an ſich

zu äſen; ich durfte aber die Gelegenheit nicht vorbeilaſſen; denn wir mußten Lebensmittel auf unſerem langen Marſche haben.

Nach dem Schuß ſprang es noch etwa zwanzig oder dreißig Schritt hinter den nächſten Hügel, wo ich es aber gleich darauf, als ich den abgeſchoſſenen Lauf wieder geladen hatte, ſchon verendet fand. Ich nahm jetzt die beiden Keulen und den Ziemer heraus und mit zum Feuer, das Uebrige irgend einem Condor überlaſſend, der zuerſt am nächſten Morgen hier vorbeiſtreichen würde.

Auf dem Rückwege hätte ich noch einen Spießer ſchießen können, an den ich auf etwa hundert Schritt hinankam, aber das wäre Mord geweſen, und ich wanderte geraden Weges zum Lager zurück, wo mein kleiner Führer nicht wenig über die ſchnelle Jagd ſtaunte.

Jetzt hatten wir zu leben, und wenn ich auch die Nacht auf dieſer Höhe ſchmählich fror, brauchten wir doch nicht dabei zu hungern. Das Pferd fand hier oben gleichfalls reichliche Weide, und da wir von hier ab den ganzen Weg bergunter haben ſollten, glaubte ich die Reiſe von jetzt ab raſch beenden zu können — aber ich kannte die peruaniſchen Wege noch nicht vollſtändig. Aller-

dings ging der Weg bergab, und steil genug, was man aber hier im Lande einen Weg nennt, das würde in Europa z. B. eine Wolfsschlucht heißen, und ich fand bald, daß mein Pferd, selbst ohne Reiter, kaum im Stande war, dieser furchtbar rauhen Bahn zu folgen. Ein Weg war allerdings durch den jetzt wieder beginnenden Baumwuchs gehauen, aber der ganze steile Hang bestand einzig und allein aus einzelnen Felsblöcken, über die hinab die Bahn — vollkommen rücksichtslos wer dabei den Hals brach — führte. Nach einem etwa stündigen Marsch hielt ich jedoch einen Felsblock von nur 4 Fuß Höhe nicht mehr für das geringste Hinderniß, ein Pferd darüber hin zu führen, und wenn es nicht unten, wo es wieder auftreten mußte, bis an die Kniee in den Schlamm sprang, konnte man ganz zufrieden damit sein. Wo der Weg dabei nur auf eine ganz kurze Strecke eben wurde, war jedesmal ein tiefer flüssiger Schlamm, in den das arme Pferd oft bis an den Gurt einsank, und sich nur mit der furchtbarsten Anstrengung wieder herausarbeiten konnte.

Das war der vortreffliche Weg, von dem der Subpräfect in Huánaco so rühmlich gesprochen, und ich fand auch später aus, weßhalb das geschehen war, denn die Süd-Amerikaner thun Nichts

ohne Grund. Es galt nämlich, der neuen deutſchen Colonie am Pozuzu den kürzeſten Weg nach Cerro, der für ſie einzig und allein von Nutzen ſein konnte, zu entziehen, und ihren Verkehr, auf einem gewaltigen Umwege, über Huánaco zu lenken und ich bekam ſpäter Beweiſe, wie man kein Mittel verſchmäht hatte, das in's Werk zu ſetzen.

Der Wald war hier ziemlich dicht, wo er ſich aber einmal, durch eine plötzliche Felsſpitze unterbrochen, lichtete, ſo daß man einen etwas freieren Blick gewann, zeigte ſich überall ein tiefes enges Thal, in deſſen zuſammengepreßter Schlucht wilde Bergwaſſer dahinſtrömten. Hier hatte ich auch den Pozuzu erreicht, deſſen gelbe, regengeſchwellte Fluth ich dann und wann unter mir erkennen konnte. Gegen Abend kreuzten wir gleichfalls einige Bergſtröme, die noch von dem letzten Regen angeſchwollen, aber doch zu paſſiren waren, — freilich durfte man ſich nicht ſcheuen, naſſe Füße bis zu einer ungewöhnlichen Höhe zu bekommen.

Mein kleiner Führer verſicherte mich, er kenne den Weg genau und wir würden die Nacht eine gute Hütte erreichen, als es aber dunkelte, fanden wir nur die Pfähle einer früheren Hütte vor, und es war jetzt nicht mehr daran zu denken, ein ordentliches Dach herzuſtellen. Die Nacht

regnete es, was nur vom Himmel herunter wollte; wir wurden durch und durch naß, und zu meinem nicht geringen Staunen hörte ich in der Morgendämmerung, ganz dicht bei uns, einen Hund bellen. Es zeigte sich jetzt, daß wir kaum hundert Schritt vor einer guten trockenen Hütte gelagert hatten, die wir noch recht wohl hätten erreichen können. Ein Indianer war vom Pozuzu gestern Abend hier herübergekommen, nach Vieh zu sehen, das hier weidete, und hatte ein vortreffliches Feuer entzündet. Dort frühstückten wir zusammen, und setzten dann, da er ebenfalls zurückging, in seiner Begleitung unseren Weg, nur oberflächlich abgetrocknet, fort.

Da wir die steilsten Höhen hinter uns hatten, wurde der Weg hier etwas besser. Der Baumwuchs war prachtvoll, und die überhaupt üppige Vegetation verrieth schon gegen Mittag, daß wir uns wieder den Tropen näherten.

Besonders häufig stand hier eine weiße, sehr schöne lilienartige Kelchblume, freilich geruchlos. Unser neuer Begleiter nannte sie Asafran, und es zeigte sich, daß es wirklich, wenn nicht das ächte, doch eine Art Safran sei. Die Wurzel war hellgelb, mit Safran ähnlichem Geschmack, und der Aussage des Indianers nach wurde auch

viel davon geſammelt und nach Cerro de Pasco und Huánaco verſandt, wo man die Arobe (fünf und zwanzig Pfund) mit acht Dollars bezahlte. — Man hätte hier eine Arobe in ganz kurzer Zeit ſammeln können.

Außerdem zeigte ſich hier, während das Geſtein bis jetzt meiſt Porphyr und Granit geweſen war, der hie und da von ſehr feinen Quarzadern durchzogen wurde, häufig ein feiner Röthel, der zunahm, je mehr wir uns dem Pozuzu näherten. Beſonders bös war dieſer an Abhängen zu paſſiren, denn der Fuß glitt davon ab, als ob man auf naſſe Seife getreten wäre.

Der Charakter des peruaniſchen Landes, wie ich es bisher gefunden, hatte ſich überhaupt hier ganz verändert, und glich der weſtlichen Küſte nicht mehr im Mindeſten. Das Land hier aber lag auch unter dem Einfluſſe häufiger Regen, und glich mit ſeiner üppigen Vegetation ſchon weit eher den atlantiſchen Küſtenländern, zu denen es ja auch, ſeiner geographiſchen Lage nach, eigentlich gehörte. Nur den Uebergang bildete es zwiſchen den kahlen ſteinigen Höhen der Cordilleren, und den fruchtbaren, aber ungeſunden Niederungen des gewaltigen Amazonenſtromes.

Nur Eines begriff ich nicht recht, wo in dieſen

engen Thälern eine ordentliche Colonie Platz haben ſollte, und weit konnten wir überdies nicht mehr davon entfernt ſein. Oeffnete ſich vielleicht das Thal weiter unten? denn der Indianer zeigte mir ſchon den Einſchnitt, in dem die Colonie liegen ſollte. Wenn ich mich aber auch einmal ordentlich umſchauen wollte, ſo tauchten wir immer gleich wieder in ſolche Dickichte und Schluchten ein, daß ich alles Uebrige der Zeit zur Entwickelung überlaſſen mußte. An dem Abende waren wir auch gar nicht mehr im Stande, die Colonie zu erreichen, aber zu dem Pozuzu kamen wir hinunter, der, wild und reißend in ſein enges Bett gezwängt, über eine Menge zerſtreuter Felsblöcke hinüberbrauſte, die er ſich ſelber in toller Laune in den Weg gerollt. — Wie ähnlich dem Leben manches Menſchen, der ſich in blinder Wuth und Leidenſchaft ſelber die größten Hinderniſſe in den Weg wirft und dann, indem er darüber hinſtolpert, tobt und raiſonnirt.

Die Nacht blieb ich bei dem Indianer — oben im Hauſe waren zwei Frauen, die ebenfalls ganz anſtändige Köpfe hatten — und der braune Burſche erzählte mir viel von der Colonie: wie die Leute im Anfang viel Mangel und Sorge ausgeſtanden, und ſich jetzt ſo tüchtig herausgearbeitet hätten,

daß sie die besten Lebensmittel in Masse zögen. Er war auch am Mairo gewesen — 15 Leguas von hier, bis wohin man den Amazonenstrom mit Dampfbooten befahren kann — und schilderte das Land als außerordentlich fruchtbar, aber — auch heiß und ungesund, mit sehr vielen Mosquitos und Indios bravos, das heißt: bösen und wilden Indianern, in der Nähe.

Das Wort bravo hat überhaupt im Spanischen — wenigstens hier in Süd-Amerika — eine sehr ausgedehnte Bedeutung und heißt nicht allein gut und tapfer, sondern wird auch jeder recht entschieden ausgesprochenen Eigenschaft beigelegt. Ein recht ungezogenes Kind, recht zäher nichtswürdiger Schlamm, recht böse Dornen, die fassen und nicht so leicht wieder loslassen, sie alle sind bravos, und für uns, die wir dem Worte doch eigentlich einen andern Sinn beilegen, kommen da oft sehr komische Zusammenstellungen heraus.

Die Nacht regnete es wieder, was vom Himmel herunter wollte, gegen Morgen klärte es sich aber auf, und wenn es auch seine Schwierigkeit hatte, das Pferd an den nassen Lehmwänden hinunter zu bringen, erreichten wir Beide doch ohne Arm- und Beinbruch die untere Thalsohle. Dort konnte ich jetzt Betrachtungen über die Schiffbar-

keit des Pozuzu anſtellen, an dem ich nur ſehr wenig Stellen ſah, wo ich es hätte ſelber wagen mögen, hinüber zu ſchwimmen. Er bildete faſt eine ununterbrochene Reihe von Stromſchnellen, in denen nicht einmal das leichteſte Boot oder Canoe hätte leben können.

Das Thal blieb ebenfalls noch immer ſo eng, daß der Weg an einzelnen Stellen bis in den Rand des Flußbettes ſelber hineingedrängt wurde, während er an anderen wieder, wie in Verzweiflung, den ſchroffen Hang im Zickzack ſteil hinauflief. Nur an einer Stelle breitete es ſich ein wenig aus, und dort lag auch eine kleine Farm, in der Zuckerrohr, Platanos und Papayas gezogen wurden. Wieder mußte ich mehrere ſich in den Pozuzu ergießende Bergſtröme kreuzen, die ich, jetzt im Sattel, paſſirte, und das Pferd hatte Mühe, den ſtarken Strom derſelben zu ſtemmen. An Brücken ſchien man aber noch nie gedacht zu haben, und wenn ja einmal eine hinübergeworfen war, hatten ſie doch immer in der nächſten Regenzeit die mächtig anſchwellenden Waſſer wieder mit fortgeriſſen.

Um zehn Uhr Morgens etwa führte der Weg plötzlich gerade in das Strombett hinaus, auf eine weite Bank dort zuſammengewaſchener Kieſel

und Felsblöcke, und hier zum ersten Mal sah ich die merkwürdige Brücke des Pozuzu, von der ich schon so viel gehört, und die ich jetzt selber passiren sollte.

Auf der Kiesbank war ein hohes Gestell von jungen Baumstämmen, Stangen und gedrehten Bastseilen errichtet, und von diesem aus eine einzige starke Rebe nach dem gegenüberliegenden steilen Felsufer gespannt. Sie mochte etwa so stark sein wie eines Mannes Handgelenk, jedenfalls stark genug, einen Mann zu tragen. Das Unangenehme war nur, daß sie über den ziemlich breiten Strom auch sehr weit gespannt sein mußte, wodurch sie in einem beträchtlichen Bogen hing, an dem man bei fortwährendem Schwanken erst hinab und dann wieder hinauf mußte. Daß schon ein paar Leute heruntergefallen waren, trug ebenfalls nicht dazu bei, eine Art von unangenehmem Gefühl zu beseitigen — doch hier am Ufer war ich einmal, hinüber mußte ich, und je schneller das also geschah, desto besser.

Am andern Ufer konnte ich schon urbar gemachte Felder, mit Zuckerrohr und Platanos bepflanzt, erkennen; vergebens schrie und rief ich mich aber heiser, vergebens schoß ich selbst ein paar Mal meine Büchse ab, die Colonisten auf-

merkſam zu machen, daß Beſuch kam — es hörte Niemand, und bis drei Uhr Nachmittags lag ich dort auf der Kiesbank, abwechſelnd in der heißen Sonne und dann wieder unter einem Gewitterſchauer, bis endlich ein paar Indianer zufällig von dort kamen und auf unſere Seite wollten. Dieſe mußten nämlich von dort herüber eine Art Bock mitbringen, der an die Rebe gehängt wird und in den man ſich ſetzt, wodurch der Uebergang bedeutend erleichtert wird. Wird dann noch von der andern Seite mit einem Seil durch Ziehen nachgeholfen, ſo kann man ſich auf der Welt gar nichts Bequemeres wünſchen. Alle dieſe Vorbereitungen wurden jetzt getroffen, mein Gepäck mit Zaum und Sattel in zwei Packen geſchnürt und zuerſt befördert, daß ich doch ſehen konnte, wie ich mich ungefähr da draußen ausnehmen würde, und dann befahl ich meinen Leib meinem alten getreuen Schutzgeiſt, der wahrlich ſchon ein ſaures Brod bei mir gehabt hat, und glitt in höchſt unangenehmen Rucken auf die andere Seite hinüber.

Dicht am andern Ufer machte ich dazu die eben nicht behagliche Entdeckung, daß die Rebe eigentlich zu kurz geweſen war, weßhalb man ſie einfach ſchräg abgeſchnitten und angeſtückt hatte. Leichtſinnigerweiſe ſchien das nur durch ein paar

eingeſchlagene Drahtſtifte geſchehen, wonach man das Ganze mit etwas Meſſingdraht verband. Dieſes hatte ſich aber zum Theil aufgewickelt und der Stiftverband ebenfalls ſo weit nachgegeben, daß der Schnitt faſt einen halben Zoll auseinander klaffte. Jetzt war es aber zu ſpät, etwas an der Sache zu ändern — noch ein Ruck, und ich war darüber, zwei mehr, und ich konnte den äußerſten vorſtehenden Pfahl des andern Ufers berühren, und noch ein Ruck, und ich war ſicher am andern Ufer in der lang und mühſelig genug erſtrebten deutſchen Colonie Perus — am Pozuzu!

5.

Die deutsche Colonie am Pozuzu.

Ich muß gestehen, daß mich ein ganz angenehmes Gefühl der Sicherheit beschlich, als ich diese Ironie einer Brücke hinter mir hatte, und wieder einmal festen Grund und Boden unter den Füßen fühlte. Jetzt begriff ich auch, weßhalb mir Niemand, weder in Lima, noch selbst in Cerro de Pasco genaue Auskunft über dies Fleckchen Erde geben konnte, denn der Weg, den ich hierher zurückgelegt, war wahrlich keine Vergnügungstour. — Und der Subpräfekt in Huánaco, der mich so freundlich versicherte, ich würde einen ausgezeichneten Weg hierher finden — das aber hätte ich vorher wissen können, und dessen Erklärung war natürlich Nichts weiter gewesen, als eine jener liebenswürdigen peruanischen Phantasieen, die den

Fremden ſo oft und angenehm durch ihre Extravaganzen überraſchen.

Doch ich erging mich dort am Ufer natürlich nicht in langen Betrachtungen. Pferd und Führer hatte ich ſelbſtverſtändlich am andern Ufer laſſen müſſen, um von dort ihren Weg ſo gut als möglich zurückzufinden, und es galt jetzt vor allen Dingen, in die deutſche Anſiedelung einzudringen, denn bis jetzt hatte ich noch kein deutſches Wort gehört, und fand mich bitter getäuſcht, als ich ſelbſt die erſte Farm erreichte, und dort erfuhr, daß ſie das Eigenthum eines Peruaners ſei. Da ich aber den ganzen Tag Nichts gegeſſen, als früh am Morgen mein letztes Stück Wildpret, ſo ſtärkte ich mich hier erſt an einer Taſſe wahrhaft köſtlichen Kaffees, auf dem Grund und Boden ſelbſt gewachſen, und an den herrlichſten Bananen, die ich in meinem ganzen Leben gekoſtet — und ich hatte dieſe Frucht doch in Braſilien, Ecuador, Indien und auf den Südſeeinſeln in aller Vollkommenheit gefunden. Auch traf ich ein paar deutſche Jungen hier, die in die Colonie gehörten und Einer von dieſen erbot ſich, meine Satteltaſche und Ponchos hinüberzutragen. Die Sonne war noch etwa eine Stunde hoch, und er meinte,

wir könnten die Colonie bis dahin noch recht gut erreichen.

Dorthin brachen wir jetzt auf — denn ich ſchlug das gaſtliche Anerbieten des Peruaners, bei ihm zu übernachten, aus — und kamen, nicht weit von dort entfernt, wieder ziemlich nahe an der Brücke vorbei, wo ich die verſchiedenen Hütten geſehen.

Hier wohnte ein Tyroler an der äußerſten Grenze der Colonie, und wenn ich auch einen kleinen Umweg machen mußte ihn aufzuſuchen, wollte ich doch an ſeinem Hauſe nicht vorbeigehen.

Ich hatte es nicht zu bereuen, und es war ein wunderliches, halb wohlthuendes, halb ſchmerzliches Gefühl, hier, mitten unter den breiten Bananenblättern und Kaffeebäumen, einen ächten Tyroler, mit ſpitzem Hut und Joppe, in ſeiner Sonntagstracht zu finden, der mit einem etwas verblüfftem Geſicht, aber darum nicht minder herzlich, mein „Grüß Gott" erwiederte.

„Ja wo kömmet denn Sie her?" rief er endlich aus, „das iſt ja faſt eine Ewigkeit, daß kein deutſcher Landsmann bei uns geweſen iſt. Waren denn Sie das, der da drüben heut den ganzen Tag geſchrieen hat?"

„Das iſt nicht übel, alſo habt Ihr hier mein Schreien gehört, und Keiner iſt zur Brücke gekommen.“

„Ja, ich hab mer wohl gedenkt, daß es ein Deutſcher ſein könnt,“ meinte der Mann gutmüthig, „weil er halt „ „hol über“ “ gerufen hat.“

„Und geſchoſſen hab ich wie viele Male.“

„Ja, ſchnellen haben wir's auch gehört,“ lachte der Tyroler, „ein paar Mal iſt's halt net losgange.“

Hatte der Burſche ſogar das Verſagen meiner abgeblitzten Zündhütchen gehört, wußte, daß ein Deutſcher da drüben ſei, der herüber wollte, aber dennoch keinen Fuß gerührt, „denn mit der Wurzel (wie ſie die Brücke nennen) hab ich net gern was zu ſchaffen,“ ſagte er, „das iſt ein verflixtes Ding von einer Brucken.“

Patroß, wie der Mann hieß, war wirklich ein Charakter und hatte, wie ich ſpäter erfuhr, hier in Peru ſchon ganz wunderliche und intereſſante, ja ſogar romantiſche Schickſale durchgemacht, wenn er ſelber auch Nichts weniger als romantiſch ausſah.

Bald nach ihrer Ankunft hier war ihm die Frau mit dem jüngſten Kinde davongelaufen, und in das weite Land hineingezogen, er wußte ſelber nicht wohin. Aber das Kind zog ihn nach.

Er folgte und ſuchte umher, fand endlich die Spur und traf nach langer Irrfahrt ſein treuloſes Weib todt und ſein Kind bei fremden Leuten, die es aber lieb gewonnen hatten und bei ſich behalten wollten. Aber er mochte ſich nicht wieder von ihm trennen und zog mit dem Kinde in die Colonie zurück, wo er jetzt eine Art Junggeſellenwirthſchaft führt.

Einen ganz ähnlichen Fall hatte ich einſt in Auſtralien gehört, nur daß dort dem nacheilenden Vater das Kind geſtorben war, und der arme Mann allein zu ſeinem kalten Heerde zurückkehren mußte.

Von hier ab zog ſich der Pfad gerade in den Wald hinein; hohe herrliche Bäume, die mit tropiſcher Ueppigkeit die nicht zu ſteilen Berge beſtanden. Ein paar Mal lief der ſchmale Pfad allerdings auch ächt tyroliſch und etwas halsbrechend an der ſteilen Bank eines andern, ſich in den Pozuzu ergießenden Fluſſes hin, weiter oben konnte ich aber ſchon die offenen Felder der eigentlichen Colonie erkennen, und noch vor Sonnenuntergang hatte ich die erſten freundlichen Gebäude derſelben erreicht — und doch, wie ganz anders hatte ich mir dieſe Colonie gedacht — auf einer weiten, prächtigen Ebene ausgebreitet, die Häuſer nach

Art eines deutſchen Dorfes, aber von Gärten umgeben, die Kirche und das Wirthshaus — die in jedem deutſchen Dorfe dicht beieinander ſtehen — in der Mitte. Ein ſo geeigneter Platz mußte auch, nach meiner Meinung, für eine Colonie ausgeſucht ſein, die man ſonſt doch wahrlich nicht hätte, über beide Cordillerenrücken hinweg, in eine richtige Wildniß zu legen brauchen. Und wie ganz anders fand ich hier die Situation!

Die Colonie lag, wie ich jetzt fand, nicht in einer weiten Ebene, wo die Coloniſten genügenden Raum gefunden hätten, ihre Felder und Weideplätze nach allen Seiten auszudehnen, ſondern in einem ganz engen Thale, einer ſogenannten quebrada oder Schlucht, wo an vielen Stellen das ſteile Ufer bis zum Waſſerrande lief, zu dem es ſich ſchroff hinabſenkte, und an ſolchen Stellen natürlich jede Niederlaſſung unmöglich machte. Da nur, wo die Biegung des Fluſſes nach der anderen Seite hinüberdrängte, ließ ſie auf dieſer kurze, aber immer beſchränkte ebene Stellen, und auf dieſen, in langer Reihe den Strom hinauf, war die hie und da durch ſcharfe Hügelrücken unterbrochene Colonie angelegt, und ſchlängelte ſich auf etwa anderthalb Leguas Entfernung am Ufer hinauf.

Der erſte Theil, der Colonie, den ich an dieſem Abend erreichte, war in eine ſolche kleine Böſchung der Berge, wenn ich ſie ſo nennen darf, gebaut. Jeder der Coloniſten hatte einen ſchmalen Streifen Land, mit gleich breiter Front am Fluſſe erhalten, auf dem er, ſo weit er wollte, auch zurück und in die Berge hinauf arbeiten konnte. Für jetzt aber war die Colonie noch zu jung, als daß ſie ſchon ſo ſchwer zu bearbeitendes Land in Angriff genommen hätte. Die Coloniſten begnügten ſich vor der Hand, das flache Land urbar zu machen, das um ihre Hütten lag, und hierin war für die wenigen Jahre Unglaubliches geleiſtet.

In Lima hatten mir einige Leute geſagt, die Coloniſten am Pozuzu wären ein faules Volk; die Männer rauchten den ganzen Tag ihren ſelbſtgebauten Tabak und die Frauen müßten alle Arbeit verrichten.

Der erſte Theil war allerdings richtig. Die Männer rauchen in der That den ganzen Tag ihren ſelbſtgebauten Tabak — und die ſechsjährigen Jungen ebenfalls — aber mit der kurzen Pfeife im Munde haben ſie in den wenigen Jahren den ganzen Wald von ihrem Flachlande rein abgefegt, und den Boden in einen Fruchtgarten

verwandelt. Die Frauen legten dazu auch nicht die Hände in den Schooß, und wo sie nicht daheim mit den Kindern zu thun hatten, jäteten sie und pflanzten draußen im Felde, und man brauchte wirklich nur einen Blick auf diese Felder zu werfen, um auch zu wissen, daß deutsche Hände darin thätig gewesen.

Hier nun, in dem ersten Theile der Colonie, wohnten die Tyroler. Die ganze Colonie besteht nämlich nicht allein aus Tyrolern, sondern auch aus Rheinländern, die sich aber, wenn gleich dicht aneinander grenzend, doch, jede Landsmannschaft für sich, angesiedelt haben. Ich werde aber nie den Eindruck vergessen, den mein plötzliches Erscheinen auf die eine Frau machte, deren Hütte ich betrat.

Die Hunde schlugen an, als ich mit meinem Führer näher kam, und sie stand in der Thür. Ich war ihr aber schon zu nah, als daß sie Zeit zum Schauen oder Ueberlegen gehabt hätte. Mit einem „grüß Gott" trat ich jetzt auf sie zu und bot ihr die Hand, und halb ihre Hand mir entgegenstreckend, sagte sie fast erschreckt: „Ja — grüß Gott? — seid denn Ihr ein Deutscher von daheim?" und ein paar große Thränen traten ihr in die großen guten Augen. „Ach!" fuhr sie

nachher fort — „wir ſitzen hier ſo weit weg in der Welt, daß ich ſchon gar nicht mehr geglaubt habe, noch ein anderer Deutſcher könnte zu uns kommen."

Es lag etwas ungemein Rührendes in den wenigen, leiſe geſprochenen Worten. Die Frau ſelber war eine junge Tyrolerinn, ſchlank gewachſen, mit dunklen, vollen, in Zöpfen geflochtenen Haaren. Sie wäre hübſch geweſen, wenn ſie nicht ein ziemlich dicker Hals, faſt wie ein Kropf, entſtellt hätte. Der Mann kam gerade vom Felde herein, ein junger flinker Tyroler-Burſch mit ein paar Spielhahnfedern am Hute — ebenfalls mit einem verdächtig dicken Halſe. Welch ein herzliches „Grüß Gott" mir der entgegenrief, und wie er mir die Hand drückte! Natürlich ſollte ich gleich hinein und Kaffee trinken — die jungen Kaffeebäume ſtanden ſchon als Aushängeſchild, mit Früchten dicht bedeckt, um die Hütte herum — aber ich entſchuldigte mich für heute, da ich noch den Mittelpunkt der Anſiedelung, die Pfarrwohnung, aufſuchen wollte, und es war indeſſen ſpät geworden. Ich ſagte aber den Leuten, daß ich einige Zeit in ihrer Colonie bleiben wolle und ſie jedenfalls auf ein ander Mal zum Kaffee beſuchen würde.

Nicht hundert Schritt davon war die nächste Hütte, der Mann war ebenfalls ein Tyroler, die Frau aber, wie ich später erfuhr, die einzige „Protestantin" in der Colonie, mit kleinen schwarzen Augen, dichten Augenbrauen und schwarzen Haaren, sprach den ächten Frankfurter Dialekt.

Wieder eine Einladung zum Kaffee und dieselbe Entschuldigung — eben so im dritten Hause, wo eine andere Tyrolerfamilie mit entschieden ausgesprochenen Kröpfen wohnte.

Gleich dahinter war die Wohnung des Gobernadors, eines Peruaners, dessen Titel wichtiger klang, als die bescheidene Stellung eigentlich rechtfertigte. Wieder eine Einladung zum Kaffee — es war als ob mich die guten Leute in Kaffee ersäufen wollten.

Für den Gobernador hatte ich einen Brief von seinem Sohne, der ihn krank verlassen und den ich unterwegs getroffen. Er freute sich sehr, gute Nachricht von ihm zu bekommen und ich mußte wenigstens ein Glas Cognac trinken.

Von hier aus lief wieder ein scharfer Hügelrücken bis dicht zum Flusse nieder, der die Ansiedelung eine kurze Strecke unterbrach. Auf der andern Seite öffnete sich dagegen eine schmale, aber etwas längere Ebene, und dort zeigte mir

jetzt mein Führer ein einzelnstehendes niederes Holzgebäude, das er mir als die Kirche der Colonie vorstellte. Gleich dahinter lag die Wohnung des Pfarrherrn.

Die Scenerie war wundervoll. Zur Linken floß der Strom, weiße Schaumwellen über die ihm im Wege liegenden Felsen schleudernd, und steil, aber mit dichter Vegetation bewachsen, stiegen seine gegenüberliegenden Ufer bis zu den hohen, wunderlich ausgeschnittenen Kuppen empor — zur Rechten lag ebenfalls dichter Wald, aber auf leise ansteigenden Höhen, und der ebene Strich in der Mitte, über den das Auge frei und unbehindert schweifte, war durch deutschen Fleiß in einen Fruchtgarten verwandelt.

Wohl zeigten noch, besonders rechts nach dem Walde zu, eine Masse abgestorbener Waldriesen, die ihre nackten Arme wie zornig gegen den Himmel ausstreckten, daß hier die Cultur erst begonnen, sich einen Weg zu bahnen, und keineswegs schon alle Hindernisse beseitigt habe, aber in dem tiefen und kühlen Schatten breitblätteriger Bananenstämme lagen tief versteckt die Hütten der Ansiedler, rechts und links von niederen Kaffeewäldern und Yukabüschen umgeben, deren

dunkles Blaugrün durch die lichten Felder hochwüchsigen Maises gehoben wurden.

Und aus den Bananen heraus scholl ein frischer herzlicher Jodler, der mir fast so vorkam, als ob ich in einem unserer beschneiten Fichtenwälder den Ruf eines Papageyen gehört hätte. Bananen und Jodeln — es paßt eigentlich nicht recht zusammen, und Auge und Ohr müssen sich erst daran gewöhnen, solch' widersprechende Dinge zu vereinigen.

Alles verrieth übrigens den vollkommen tropischen Charakter des Landes; nicht allein die warme milde Luft und der tiefblaue Himmel, sondern auch die zahlreichen Palmenkronen, die überall aus dem Laub der Wälder herausschauten, und gar wunderlich gegen das sie dicht umschließende Laubmeer abstachen. Zum Ueberfluß schrie auch noch ein Trupp schwarzer Affen am anderen Ufer drüben ihr melodisches Abendlied. Das Thal herab kam ein großer Schwarm von Papageyen, ihren gewöhnlichen Schlafplatz für die Nacht aufsuchend, leise flüsterte dazu der Wind in den feinen, zitternden Blättern des Zuckerrohres.

Und wie still das Thal hier, von hohen Bergen eingeschlossen, lag, wie weit ab von der Welt, wie weit ab von daheim jene Tyroler, die sonst

ſo feſt an ihren Bergen hängen. Es überkam mich ordentlich ein wehmüthiges Gefühl — ein Gefühl, als ob ich ſelber jetzt hier bleiben müſſe, und — wie dieſe armen Auswanderer — jede Hoffnung auf Rückkehr nach der Heimath hinter mir abgeſchnitten ſähe. Aber das war auch nur ein Moment; ich konnte mich heute Abend überdies nicht lange bei Betrachtungen aufhalten, denn es fing an zu dunkeln, und ich eilte raſchen Schrittes der nicht mehr fernen Pfarrwohnung zu.

Der Pfarrer, noch ein ziemlich junger Mann, empfing mich allerdings etwas erſtaunt — denn die Leute hier ſind nicht eben gewohnt, Fremde bei ſich zu ſehen — aber doch freundlich, und bald ſaß ich in ſeinem kleinen, allerdings etwas beengten, aber gemüthlichen Häuschen, in dem ſich in kurzer Zeit eine ganze Menge Nachbarn ſammelten. Das Gerücht, daß ein Fremder angekommen ſei, hatte ſich raſch genug verbreitet, und Jeder wollte etwas Neues von der Welt — von daheim hören.

Aber, lieber Gott, was konnte ich ihnen Neues bringen. Daß ich ſelber ſchon acht Monate von daheim fort war, wäre das Wenigſte geweſen; keine Nachricht drang in dieſe Einöde, keine Zeitung, nicht einmal ein Brief war ſeit Jahren für

irgend Einen der Colonie angekommen, und Alles, was ich ihnen von da draußen hätte erzählen können, wäre ihnen neu geweſen, aber — es intereſſirte ſie nicht, denn es betraf lauter Dinge, die ſie nicht kannten. Ich brachte das Geſpräch auf eine Menge von Dingen, und wollte im Anfang ſelber nicht glauben, was ich mit eigenen Augen ſah, aber ich mußte mir zuletzt eingeſtehen — daß dieſe Leute in ihrer eigenen Heimath nie mehr abgelegen von der übrigen Welt gelebt hatten, wie hier am Pozuzu.

Ueber ihr eigenes Dorf und deſſen nächſte Nachbarſchaft konnte ich ihnen keine Auskunft geben, kannte keinen Menſchen, deſſen Namen ſie mir nannten — und von der übrigen Welt wußten ſie Nichts und mehr noch — kümmerten ſich nicht darum.

Wie ich ſpäter fand, beſtand die Bibliothek dieſer Leute nur aus ein paar Gebetbüchern, Brevieren, mit vielleicht einer ſpaniſch-deutſchen Grammatik — weiter laſen ſie Nichts, hatten nie etwas weiter geleſen, und lebten jetzt hier wieder in demſelben engen Kreiſe, den ſie daheim verlaſſen, und mit dem ſie nur jener dünne Faden verband — der Strich, den ſie über das Meer gezogen.

Es ist bekannt, wie viel damals in Deutschland, besonders gegen diese Auswanderung der Tyroler nach Peru, geschrieben wurde, wie man Gründe und Thatsachen hervorhob, ihnen von einem solchen Schritte abzurathen. Die Allgemeine Zeitung und andere Blätter brachten diese Artikel; ich selber hatte mit daran gearbeitet, und wir Alle hielten jene Tyroler, als sie trotzdem gingen, für ein entsetzlich obstinates Volk, das eben auf keine Vernunftgründe hören wollte, und mit Palmen und Affen im Kopfe der alten Heimath ruhig den Rücken kehrte — und wie unschuldig waren diese Leute.

Die Entdeckung hatte auch für mich etwas Demüthigendes, aber die Thatsache kam klar zu Tage, daß kein einziger der ausgewanderten Tyroler und selbst der Rheinländer, auch nur ein Wort von unseren Ermahnungen und Warnungen gelesen hatte.

Der Pfarrer sagte mir allerdings etwas zögernd, er glaube, er habe einen Artikel darüber gelesen, aber es war das jedenfalls nur eine Höflichkeit, entweder gegen mich, oder gegen sich selber.

Das ist der faule Fleck in unserem deutschen

Vaterlande, daß die unteren, oder vielmehr die arbeitenden Claſſen faſt gewaltſam davon fern gehalten werden, ſich ſelber zu belehren, ein Uebel, das, wie ich faſt fürchte, in den katholiſchen Theilen des Landes noch ſchlimmer iſt, als in den proteſtantiſchen. Das Buch, das ſie in ihren Mußeſtunden in die Hand nehmen, iſt nur ein Gebetbuch, und ihren Katechismus mögen ſie auswendig können, aber was über die Grenze hinausreicht, die ihr Pflug durchläuft, das iſt und bleibt ihnen ein verſchloſſenes Gebiet. Kommt dann einmal die Zeit, in der ſie ſelber urtheilen ſollen, ſo ſtehen ſie rathlos da, und bricht ein ſolches Volk einmal den Damm alter Gewohnheit, der es bis jetzt noch in Schranken hält, dann wälzt es ſich auch wie ein verheerender Strom durch das Land.

Ich kenne recht gut die Politik der kleinen Herren, der Rittergutsbeſitzer und Pfarrherren, die ſich darüber oft deutlich und aufrichtig genug gegen mich ausgeſprochen: „Es iſt gar nicht gut," ſagen ſie, „daß der Bauer mehr weiß, als er für ſeine Arbeit braucht, denn er bekümmert ſich nachher gleich um Dinge, die ihn gar Nichts angehen und ihn nur von ſeinen Geſchäften abziehen." Haltet ihn aber in dieſen geiſtigen Banden, und

er kann ſich auch nicht um die Dinge bekümmern, die ihn angehen und die von ihm in unſerer vorgeſchrittenen Zeit erwartet werden.

Das ſind nachher die Leute, die nur ihre Pfarrer auf den Landtag wählen, weil keiner aus ihrer Mitte tüchtig genug iſt, ihre eigenen Intereſſen zu vertreten; oder den Mund aufzuthun, wo es gilt, ein feſtes Wort zu ſprechen. Das ſind die Leute, die eine hohe Obrigkeit nicht als zu ihrem Schutz und Schirm, ſondern als zu ihrer Plage geſchaffen betrachten, die ſich vor jedem Beamten bücken, und gegen jeden Andern grob ſind, und wohl noch einige Zeit in einem ſolchen Zuſtande können hingehalten werden. Ob das aber wirklich vortheilhaft iſt, mögen die Herren ſpäter aus Erfahrung ſelber lernen.

In England, in Amerika lieſt jeder Arbeiter in müſſigen Stunden ſeine Zeitung; er weiß Alles, was in ſeinem Lande geſchieht, und iſt in den meiſten Fällen auch im Stande, ein Urtheil darüber zu fällen. In Deutſchland iſt er gar nicht im Stande, einen politiſchen Artikel zu verſtehen, und lieſt höchſtens die humoriſtiſchen politiſchen Neuigkeiten der Dorfzeitung, die ihm als Anekdoten aufgetiſcht werden, und die er für Nichts weiter nimmt.

Man hat dabei Sorge getragen, daß ihm die particulariſtiſchen Intereſſen von früh auf tüchtig eingeimpft wurden; dabei aber kann er ſich natürlich nicht (und ſoll es ja auch gerade nicht) zu der Größe ſeines ganzen Vaterlandes aufſchwingen. Er hat eben kein Vaterland, als das Dorf, in dem er geboren wurde, und was er — aber das iſt ein trauriges Kapitel, und wenn mir ſelber auch oft das Herz recht ſchwer darüber wird, ſehe ich kein Mittel, es zu ändern, es zu beſſern.

So viel iſt ſicher: die guten Deutſchen hier hatten Nichts, gar Nichts in der Welt von all' unſeren Warnungen und Ermahnungen geleſen oder gehört, und mit den Schilderungen des freien, freien Landes vor ſich, von Steuern gedrückt, von unteren unverſchämten Beamten aus der Haut geärgert, mit keiner Ausſicht dabei, es in der Heimath je zu Etwas zu bringen, ja noch ohnedies fortwährend in Sorgen und Schulden, kein Wunder, daß ſie ihre ſonſt ſo ſchöne Heimath verließen und dem, für ſie fabelhaften Peru zuwanderten.

Und fühlten ſie ſich hier glücklich? — Es war mir intereſſant, ſie Alle einzeln zu verhören, und ich beſchloß deßhalb, in den nächſten Tagen einen

Ausflug durch die ganze Colonie zu machen. Den nächsten Tag mußte ich freilich schon für einen Ruhetag lassen, denn ich war von dem langen Ritte und dem furchtbar beschwerlichen Marsche der letzten fünf Tage wirklich zum Tode erschöpft.

Eine andere wunderbare Thatsache sollte ich aber hier noch ebenfalls erfahren; in der ganzen deutschen Colonie war — kein Wirthshaus, und weder Branntwein noch Bier, von Wein gar nicht zu reden. Der Pfarrer selber hatte keinen Platz für mich in seinem kleinen Hause, aber Einer der Tyroler, eine Art Autorität unter den Uebrigen, erbot sich freundlich, mich aufzunehmen, und in seinem Hause hatte ich zugleich erwünschte Gelegenheit, eine Musterwirthschaft des Pozuzu kennen zu lernen.

Ein ordentlich gutes Gebäude stand eigentlich noch nirgends, denn die Colonie war zu jung, und alle diese Wohnungen hatten die Ansiedler nur in der ersten Zeit gebaut, um ein nothdürftiges Unterkommen zu haben. Mein Gastfreund, Gstier, hatte jedenfalls das beste von allen. Es war groß und geräumig, aus Holz zwar, aber stark, wenn auch dem Klima angemessen, luftig gebaut, mit einem großen Raum unten, in dem auch der ächte Tyroler Kochherd stand, einer

Schlafkammer daneben, und oben, neben dem Boden, eine andere Kammer für die Mädchen. Der ganze Boden war dazu gedrängt voll mit schweren trefflichen Maiskolben behangen; Bohnen und Tabak gab es ebenfalls genug, und über dem Herde schwangen zum Gebrauch im Hause zwei mächtige Fruchttrauben der Bananen mit ihren herrlichen goldgelben Schoten. Etwas getrocknetes Fleisch fehlte auch nicht; Fleisch schien aber im Ganzen rar zu sein, obgleich dafür die Hühnerzucht desto üppiger blühte.

Ich esse sehr gern junge Hühner und frische Eier, aber die alten Hennen und Hähne soll der Henker holen, denn unverschämteres Gesindel giebt es nirgends, wenn sie nur je einmal Zutritt zu einem Hause gewonnen haben. So gewöhnte sich denn auch ein alter Hahn daran, mir Morgens, noch vor Tagesgrauen, auf das Bett zu steigen und dermaßen in die Ohren zu krähen, daß ich jedesmal wild und erschreckt in die Höhe fuhr. Selbst die Hühner scharrten und gackerten um mich herum, weil sie die Hobelspähne meines Bettes gebrauchten, ihr Morgenei hineinzulegen, bis ich endlich in Verzweiflung aufstand.

Und wie trefflich hatten sich die Leute schon mit ihrer Kost eingerichtet und hineingefunden.

Daß die deutſchen Coloniſten, was Lebensmittel betraf, über Nichts zu klagen hatten und noch weniger Mangel litten, ſah ich überhaupt.

Freilich war das nicht immer ſo geweſen, und wenige Coloniſten haben eine ſchwerere Zeit durchgemacht, es zu Etwas zu bringen, als dieſe armen Leute, und keine andere Nation der Welt hätte ſo ruhig und geduldig dabei ausgehalten, wie dieſe Deutſchen.

Die erſte Veranlaſſung zu ihrer Auswanderung gab ein Deutſcher, Damian von Schütz, deſſen Name damals ſo häufig in deutſchen Blättern genannt und angegriffen wurde. Die peruaniſche Regierung wünſchte nämlich ſo raſch als möglich ihre Ländereien an den Waſſern des Amazonengebietes, alſo an dem öſtlichen Hange der Cordilleren, zu coloniſiren, und eine regelmäßige Verbindung durch den Amazonenſtrom mit dem Atlantiſchen Ocean herzuſtellen; und die Deutſchen ſind in der ganzen Welt als die „beſten Coloniſten" bekannt; ein Compliment und zugleich eine Grobheit, denn fremde Regierungen verſtehen darunter genau daſſelbe, was unſere deutſchen Regierungen unter „guten Unterthanen" verſtehen, i. e. die Deutſchen ſind enorm fleißig, und bekümmern ſich nicht im Geringſten um Politik. Die perua-

niſche Regierung war deßhalb auch gern erbötig, einen Contract einzugehen, nach welchem auf ihre Koſten eine große Anzahl von Auswanderern nach Peru befördert werden ſollte, und Herr von Schütz erbot ſich, dieſelben herüberzuliefern.

Die Verſprechungen der peruaniſchen Regierung waren auch ausgedehnt genug — und wer die Peruaner kennt, wird mir zugeſtehen, daß ſie es an Verſprechungen nie fehlen laſſen. Man iſt aber bei dieſen Regierungen nie ſicher, daß das Verſprochene auch gehalten wird, beſonders wenn ſich die Erfüllung einige Zeit hinausſchieben kann — ja, man iſt nicht einmal gewiß, ob in der Zeit die beſagte Regierung noch am Ruder iſt, und nicht vielleicht ſchon eine zweite und dritte ihre Stelle eingenommen hat, die ſich natürlich an keine der von dem vorigen Regime eingegangenen Verpflichtungen gebunden glaubt. Alle ſolche Contracte mit ſüdamerikaniſchen Republiken bleiben deßhalb ſtets ein ſehr unſicheres Ding, bei dem der ehrliche Mann vielleicht nicht immer, aber doch gewöhnlich den Kürzeren zieht.

Damian von Schütz beging den großen Fehler, daß er nicht allein an den Beſtand, ſondern auch an die Zuverläſſigkeit der peruaniſchen Regierung glaubte; er hätte aber wiſſen müſſen, daß

der Präsident selber, wenn er auch zu diesem das größte Vertrauen hatte, die Leitung der Geschäfte nicht in Händen hat, und gnade Gott Jedem, der mit einem südamerikanischen Minister irgend einer Republik zu thun bekommt.

Eine Hauptbedingung, die von Schütz stellte, war die, daß in jenem fernen Landstriche, bis zu der Zeit, wo er mit den Colonisten eintreffen würde, eine gute Straße hergestellt werden sollte, damit die Colonisten mit ihrem Gepäck den Ort ihrer Bestimmung leicht erreichen könnten. — Das wurde ihm natürlich bestimmt zugesagt, und er warb jetzt in Deutschland für die Colonie.

Als er endlich — ich glaube, es war im Jahre 55 oder 56 — das erste Schiff mit Colonisten, 300 an der Zahl, unterwegs hatte, und vor ihnen in Peru eintraf, fand er noch keinen Spatenstich an dem neuen Wege gethan. Der Präsident Castilla sagte ihm aber, daß das Geld dem Präfekten in Cerro de Pasco — bis wohin ein Maulthierpfad bestand — angewiesen sei, und veranlaßte von Schütz, selber hinaufzugehen und den Weg in Angriff zu nehmen. Das geschah; in Cerro de Pasco stellte sich aber heraus, daß der Präfekt das ihm angewiesene Geld eigenmächtig zu anderen (angeblich militärischen) Zwecken verwen-

det habe. Von Schütz mußte jetzt wieder nach Lima zurück, neues Geld anzuschaffen, und damit verstrich natürlich die kostbare Zeit — die Auswanderer trafen ein, und der lange, überdies schwer herzustellende Weg war kaum begonnen.

Die Auswanderer waren aber einmal da und mußten in das Innere geschafft werden, denn die Regierung hatte eine Ahnung, daß sie, wenn in Lima oder an der Küste gelassen, sich bald zerstreuen, keinesfalls aber eine Colonie im innern Lande bilden würden. Geschah das, so war das ganze Ueberfahrtsgeld nutzlos aus dem Fenster geworfen.

Von da begann die schwere Zeit für die armen Colonisten: der Marsch in's Innere, in dem man nicht einmal einen genauen Platz wußte, auf dem sie vor der Hand untergebracht werden konnten. So nahe nur als möglich schaffte man sie zu der Stelle, wo man ihre Niederlassung wünschte, und suchte dann iher eigenen Kräfte zu benutzen, an Ort und Stelle zu gelangen, indem man sie, natürlich gegen versprochenen Lohn, zu dem Straßenbau selber verwandte.

So gelangten sie endlich in etwa acht oder neun Leguas Entfernung von ihrem jetzigen Aufenthalt, wo sie, durch die Ungeschicklichkeit der Be-

amten, zeitweilig an dem Abhange eines Berges einquartiert wurden. Von dort aus sollten sie den Weg zu dem Pozuzu selber machen, und hier war es, wo sie das Allerschwerste zu durchleben hatten.

Hier blieben sie fast zwei Jahr, und von hier aus begannen sie ihre erste Ansiedelung am Pozuzu, zu dem Einzelne die nöthigen Lebensmittel auf dem Rücken hinabtrugen, und dort das Land urbar machten, so wie die verschiedenen Früchte auspflanzten, bis ihre mitgebrachten Provisionen aufgezehrt waren. Dann mußten sie wieder den langen beschwerlichen Weg zurück, um sich neue zu holen.

Ein Unglück betraf sie hier ebenfalls. Eines Nachts, bei einem furchtbaren Unwetter, hatte sich der Bergstrom, der dicht an ihnen vorbeischoß, wahrscheinlich durch eingeschwemmte Baumstämme oder Felsblöcke gedämmt. Plötzlich brach er los, und Alles mit sich fortreißend, was er erfaßte, begrub er sechs der Unglücklichen in seiner zischenden Fluth, und wusch Anderen die Hütten zusammen, daß sie Alles verloren, was sie auf der Welt besaßen, und nur mit großer Mühe nur noch das nackte Leben retteten.

Eine Frau wurde durch die Fluth nach unten gespült, aber es gelang ihr eine Wurzel zu er-

faſſen, und dort hing ſie bis Tagesanbruch über dem kochenden Strudel und den unter ihr hinſchießenden Waſſern, bis ſie am nächſten Morgen von den Gefährten entdeckt und heraufgezogen wurde.

Der Jammer ſoll herzzerreißend geweſen ſein, als in der Dunkelheit der Nacht und dem Aufruhr der Elemente, bei dem Rauſchen und Donnern des Waſſers und dem Brechen der Bäume Frauen ihre Männer und Kinder ihre Eltern, Männer ihre Weiber und Lieben ſuchten. Und hier und da, zwiſchen all dem Jammer und Elend eine jubelnde Scene des Wiederfindens, die alles Andere um ſich her in dem einen Moment von Glück und Seligkeit vergaß.

Arme Menſchen! ſo weit von Eurer Heimath entfernt, mit Noth und Mangel kämpfend, und dann noch dieſen Jammer zu ertragen. Wie Mancher mag in der Zeit ſchwer bereut haben, daß er die Heimath je verlaſſen hat, und hätte der Schritt dann noch ungeſchehen gemacht werden können, wenige von ihnen, vielleicht keiner wäre in dem verheißenen Peru geblieben. Aber das war zu ſpät; jetzt galt es auszuharren, und das Unvermeidliche eben zu ertragen.

Noch ſpäter kam eine andere arme Frau, die

dieſes Unglück überlebte, auf höchſt traurige und eigentlich viel ſchrecklichere Weiſe um, denn hier war es zum Theil mit die Herzloſigkeit ihrer Gefährten, die ihren Tod herbeiführte, oder doch wenigſtens beſchleunigte.

Ein Theil der Auswanderer war von dem zeitweiligen Aufenthaltsorte in den Bergen nach dem Pozuzu hinuntergeſtiegen, um dort auf ihren begonnenen Farmen zu arbeiten. Die Lebensmittel wurden aber aufgezehrt, und fünf oder ſechs von ihnen mußten zurückkehren.

Unter ihnen war eine kleine ſchwächliche Frau, die lange ſchon krank und noch nie recht ſtark geweſen war, deren Körper aber jetzt den Beſchwerden zu erliegen drohte. Ihr Mann ſelber war noch am Pozuzu, und Alle riethen ihr ab, den langen beſchwerlichen Weg zu unternehmen; aber ſie wollte fort. Die Leute dort ſagen jetzt, ihr Mann, ein Schmied ſeiner Profeſſion nach, habe ſie immer rauh und ſchlecht behandelt, und ihr Herz ſei mehr gebrochen geweſen, als ihr Körper. Wie dem auch ſei, ihr Mann ließ ſie, ſchwach wie ſie war, ziehen, und die Leute ſetzten zuſammen aus.

Ich bin den Weg ſpäter ſelber gegangen; es war ein ſchmaler, rauher Waldpfad, der ſich für

einige Leguas weit noch in dem warmen Thale hinzieht. Dann, nachdem er einen Bergſtrom kreuzt, ſteigt er etwa fünf Leguas ſteil an dem Rücken der zweiten Cordillera auf, höher und höher, bis hoch oben in der kalten Luft die unten ſo mächtigen Bäume zu niederem, verkrüppeltem Buſchwerk zuſammenſchrumpfen, und hartes Gras und eine ſtachelige Zwergaloe allein den Boden bedecken.

Der Weg iſt ſelbſt für einen geſunden und kräftigen Menſchen beſchwerlich, denn ich weiß mich ſelbſt nicht zu erinnern, daß ich je auf einem Marſche müder geworden wäre, als hier. Die arme Frau fühlte denn auch bald, wie ihre Kräfte nachließen, und ſie konnte nicht ſo raſch vorwärts kommen als die Uebrigen. Drei Frauen waren noch bei ihr und zwei Männer, und eine Zeitlang trieben dieſe ſie an, ſich zuſammenzunehmen, daß ſie bei ihnen bleiben könne, denn ſie wollten noch die Nacht ihre Hütten in den Bergen erreichen. Die Unglückliche that ihr Möglichſtes, bis es zuletzt nicht mehr ging.

Von allen ihren Gefährten hatte keiner Herz genug, bei ihr auszuharren, und als ſie fanden, daß ihnen die arme Frau zu langſam ging, riefen

ſie ihr nur zu, bald nachzukommen, und ließen ſie allein in der öden, kalten Wildniß zurück.

Die Leute erreichten ſpät in der Nacht ihre Hütten — aber die Frau folgte ihnen nicht — kam auch nicht am andern Morgen, und gegen Mittag machten ſich ein paar von ihnen mit Lebensmitteln und etwas Branntwein auf, ihr entgegenzugehen und ſie heim zu geleiten — ſie hatten nur nöthig, ſie dort zu begraben, wo ſie ihre Leiche fanden.

Von der Stelle, wo ſie geſtern allein zurückgeblieben, hatte ſie ſich noch aufgerafft, und war in Nacht und Dunkelheit höher und höher den ſteilen Berg hinauf geklettert — bis ſie nicht weiter konnte. Dort war ſie mitten im Wege liegen geblieben, und ſo fanden ſie die Gefährten, mit ausgeſtreckten Armen auf dem Geſichte liegend.

Dort am Wege iſt jetzt ihr einſames Grab; freudlos wie ſie in der Welt geſtanden, liegt ſie in dem peruaniſchen Walde, der ihr Alles geboten, was er ihr verſprochen — eine neue Heimath.

Das ſchien aber das letzte Unglück zu ſein, das die Coloniſten betroffen hat. Von da ab beſſerte ſich ihr Zuſtand merklich, denn die am Pozuzu gepflanzten Früchte reiften raſch, und ſie konnten endlich in die wärmer und bequemer gelegenen Colo-

nieen ſelber hinabziehen, um dort ihre Arbeit mit Ernſt und Erfolg zu beginnen.

Die peruaniſche Regierung ſchien damit allerdings noch immer nicht recht einverſtanden, denn der Pozuzu war eigentlich gar nicht der Ort, den ſie im Anfange im Auge gehabt, da er nicht unmittelbar an einer ſchiffbaren Stelle der Tributarien des Amazonenſtromes lag. Die Deutſchen ließen ſich aber auf keine weiteren Verhandlungen ein, denn Jahre waren vergangen, in denen ſie ein elendes, unſtätes Leben geführt, und die noch überdies bei der Colonie ausgehalten, ſehnten ſich danach, endlich einmal eine feſte Häuslichkeit zu bekommen.

Die Coloniſten waren nämlich lange nicht mehr Alle beiſammen, denn Viele derſelben, beſonders die jungen unverheiratheten Leute, die durch keine Familienbande gehalten wurden, waren durch die überſtandenen Beſchwerden abgeſchreckt worden und hatten ſich, irgendwo im Lande ein Unterkommen ſuchend, nach allen Richtungen hin zerſtreut. Von den 300 Coloniſten (Männer, Frauen und Kinder gerechnet), von denen, wenn ich nicht irre, 296 gelandet und vier unterwegs geſtorben waren, zählte die Colonie jetzt nur noch 143 Köpfe, und zwar etwa zwei Drittheile Tyroler

und ein Drittheil Rheinländer. Viele von den weggelaufenen leben gegenwärtig in Lima, wo es ihnen ganz gut geht, und sie scheinen sich auch weiter keine Gewissensbisse darüber zu machen, ihren Contract gebrochen zu haben. Der Staat hatte ihnen ebenfalls nicht gehalten, was er *ihnen* versprochen, und die Regierung mochte auch wohl einsehen, daß sie „rechtlich" Nichts gegen die Contractbrüchigen ausrichten könne. Es wurde wenigstens keinem derselben etwas in den Weg gelegt.

Was nun die Colonie selbst betrifft, so liegt sie auf 10° Süder-Breite, meiner Schätzung und der dortigen Vegetation nach zwischen 3 und 4000 Fuß über der Meeresfläche — eher vielleicht noch etwas höher als niedriger. Das Klima ist — überall von hohen bewaldeten Bergen umschlossen — ziemlich heiß, aber doch nicht zu heiß zur Arbeit. Es muß auch gesund dort sein, denn trotzdem, daß die Colonisten jetzt schon drei Jahre in dem Thale leben, ist noch keine ernstliche Krankheit unter ihnen vorgekommen und kein Erwachsener gestorben. Vielleicht trägt das aber auch viel dazu bei, daß sie gar keinen Arzt in der Colonie haben.

Nur kleinen Kindern scheint das Klima nicht

zuträglich zu ſein, denn faſt alle die dort geborenen ſind auch, mit Ausnahme von einem oder zweien, bald wieder nach der Geburt geſtorben. Doch mag das auch in zufälligen Urſachen ſeinen Grund haben, und müßte ſich jedenfalls erſt nach längerer Erfahrung beſtätigen.

Daß die Coloniſten übrigens keine ärztliche Hülfe haben, iſt keines Menſchen Schuld als des Arztes ſelber, der es eben ſo machte wie verſchiedene Handwerker: ſich nämlich die Paſſage bezahlen ließ und dann ſein Glück auf eigene Hand zu finden ſuchte. Was ſcheerten ihn die Coloniſten, bei denen er früher einmal verſprochen hatte auszuharren, was die Colonie, an der er ſelber kein Intereſſe nahm. Es giebt aber leider viele ſolche Menſchen, die in ſich ſelber gar keine moraliſche Verpflichtung tragen, und ſo lange vollkommen mit ſich zufrieden ſind, und glauben recht gehandelt zu haben, ſo lange ſie nicht vor Gericht gebracht und verurtheilt werden.

Natürlich hat die Colonie auch keine Apotheke; nicht die geringſte Medicin, und ein Peruaner — derſelbe, bei dem ich zuerſt einkehrte, ſcheint der einzige zu ſein, der bis jetzt bei vorkommenden leichten Krankheiten die Leute wieder zuſammen-

gedoktert hat. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er Naturkuren mit ihnen vornimmt.

Die Luft iſt, wie geſagt, über Tag und beſonders bei Sonnenſchein, ſehr warm, die Nächte ſind dafür kühl und angenehm, denn die mit Schnee bedeckten Cordilleren liegen zu nahe, um ihren Einfluß nicht auch auf dies Thal auszuüben. Natürlich wirken kühle Nächte in einem heißen Klima immer wohlthätig auf den Menſchen, denn der Körper kann nie ſo erſchlaffen und von Kräften kommen.

Sonſt iſt aber auch die Lage der Colonie ſo unglücklich gewählt, wie nur irgend möglich, denn von Lima, der Haupt- und Seeſtadt des Landes, viel zu weit entfernt, ihre Producte dorthin abſetzen zu können, liegen auch noch zwölf bis dreizehn Leguas auf der andern Seite zwiſchen ihr und den ſchiffbaren Waſſern des Amazonenſtromes, ſelbſt angenommen, daß die Binnenſchifffahrt dieſes Stromes von Braſilien dem peruaniſchen Handel freigegeben würde.

Der Pozuzu ſelber iſt nicht ſchiffbar und kann nicht ſchiffbar gemacht werden, denn ſelbſt bei niedrigem Waſſer iſt es mit Lebensgefahr verbunden, mit einem Canoe von einem Ufer zum andern überzuſetzen. Wie alle dieſe Bergwaſſer der Cordilleren, beſteht er aus einer Reihe von Strom-

ſchnellen und kleinen Katarakten, die, ſo romantiſch und wild ſie ausſehen, und ſo intereſſant ſie für den Reiſenden und Maler ſein mögen, (wenn er ſie nicht zufällig zu paſſiren hat) jeden Verkehr auf ihnen unmöglich machen, und dem Handel ſogar nicht ſelten ein vollſtändiges Hinderniß in den Weg legen.

Für die Colonie am Pozuzu beſteht aber in dieſem Augenblicke noch nicht einmal ein Maulthierpfad als Verkehrsſtraße, ausgenommen über dieſen Strom hinüber, und nach dem Thal von Huánaco, das ebenfalls alle die Producte des Pozuzu erzeugt, und wohin alſo ein Abſatz derſelben gar nicht möglich, oder doch keineswegs vortheilhaft iſt.

Nach dem etwa 12 Leguas entfernten Maire, dem Hafen des Amazonenſtroms, könnte allerdings mit leichter Mühe ein Weg gebahnt werden, und iſt auch in der That ſchon begonnen; erſtlich aber haben die Coloniſten noch für dieſes und das nächſte Jahr nicht hinlängliche Producte zum Verkauf, und dann laufen auch noch keine Dampfer bis zu Maire hinauf, die dorthin gebrachten Waaren in Empfang zu nehmen. Ob ſich das ſpäter als vortheilhaft erweiſen wird, muß die Zeit lehren, jedenfalls hätte die peruaniſche Regierung vorher

einen Contract oder Vertrag mit der brasilianischen zu machen, das Transitorecht der Ansiedler zu sichern, denn Brasilien hat es jetzt noch in der Hand, jede Colonisation an den Quellen und Tributarien des Amazonenstromes unmöglich zu machen.

Allerdings besteht für den Augenblick ein solcher Vertrag, der für alle auf dem Amazonenstrom verschifften Güter eine freie Durchfuhr zugesteht, aber auf so lächerliche Weise, daß man ihn als gar nicht vorhanden betrachten kann. Dieser Vertrag lautet, wenn ich nicht irre, vom Jahre 1858 oder 1859 auf sechs Jahre — sage sechs Jahre abgeschlossen. Sechs Jahre braucht aber gerade eine Colonie, um irgend eines der des Transportes werthen Producte für den Handel zu erzeugen. Bis das also geschehen konnte, ist der ganze Vertrag abgelaufen, und die brasilianische Regierung kann dann noch immer thun, was ihr gefällt.

Außerdem ist aber auch die jetzige Lage der Colonie insofern ungünstig, als sie nicht Raum genug hat, sich auszubreiten, denn das flache Land derselben ist sehr beschränkt und die ganze Colonie, wie schon gesagt, eigentlich in wenig mehr als eine Schlucht hineingelegt. Doch sind

die ſie umſchließenden Berge an den meiſten Stellen nicht übermäßig ſteil, und werden ſich jedenfalls zu Kaffee- und Cacaopflanzungen eignen. Der Cacao wächſt nämlich an vielen Stellen wild, und der Kaffee, von der beſten Qualität, gedeiht außerordentlich.

Der peruaniſche Kaffee iſt überhaupt berühmt, wenn er bis jetzt auch noch ſehr wenig exportirt wird. Man bezahlt in Lima ſelber den Quintal (100 Pfd.) Huánacokaffee mit 40 Dollar, während der braſilianiſche zu einem viel billigeren Preiſe um Cap Horn gebracht werden kann. Der Pozuzukaffee aber, der erſt in dieſem Jahre bei den Deutſchen zur Reife gekommen iſt, ſteht dem Huánaco in keiner Hinſicht nach, ja übertrifft ihn eher noch an Güte, und gedeiht ganz außerordentlich. Die jungen Bäume waren meiſt alle erſt drei Jahre alt, aber mit Kaffeekirſchen im wahren Sinne des Worts bedeckt, und verſprachen eine außerordentlich reiche Ernte.

Das Thal iſt aber nicht an allen Stellen gleich weit, und den engſten und ſteilſten Theil haben eigentlich die Tyroler bekommen, und zwar nach ihrer eigenen Wahl — freilich waren ſie unſchuldig daran. Als nämlich die erſten Coloniſten hinübergingen, ſich den Platz anzuſehen,

war noch Alles so mit dichtem Urwald bestanden, daß man eigentlich gar Nichts sehen konnte. Durch das Dickicht nach den verschiedenen Seiten hinzudringen, war eben so schwer, und die Leute begnügten sich damit, ein wenig links und rechts von dem schmalen indianischen Pfade, den sie vorfanden, abzuschweifen.

Unterwegs nun hatten sich die Rheinländer und Tyroler, wie es scheint, nicht besonders vertragen können — damals waren es noch „Oesterreicher und Preußen," und man kam aus dem Unfrieden nicht heraus. Um hier nun, an Ort und Stelle, alle Häkeleien zu vermeiden, beschloß der Pfarrer, ein sehr vernünftiger und auch ziemlich freisinniger Mann, beide Nationalitäten so viel als möglich von einander getrennt zu halten, und dazu eignete sich dies enge Thal vollkommen. Die Kirche sollte mit der Pfarrwohnung zu diesem Zwecke so viel als möglich in die Mitte gelegt werden, und auf einer Seite von ihr die Tyroler, auf der andern die Rheinländer wohnen.

Den Tyrolern wurde von den Rheinländern, die mit dieser Eintheilung außerordentlich zufrieden waren, die Wahl gelassen, und sie entschieden sich für diesen Theil, zunächst der Brücke, während die Rheinländer hinter ihnen ihre Plätze angewiesen

bekamen. Wie ſich aber ſpäter herausſtellte, öffnete ſich dort das Thal beträchtlich, ſo daß manche der Rheinländer noch einmal ſo viel brauchbares und bequem zu bearbeitendes Land bekommen haben, wie ihre Nachbarn. Die Eintheilung war aber einmal geſchehen, und die Tyroler zeigten ſich vernünftig genug, nicht gegen eine Wahl zu murren, die ſie ſelber getroffen.

Dies Alles ſelber zu ſehen, führte ich am zweiten Tage meines Aufenthalts am Pozuzu meinen Plan aus, die ganze Colonie von Anfang bis zu Ende zu beſuchen, und mit allen Leuten mich einzeln zu beſprechen. Ich bekam dadurch am Beſten und Leichteſten einen Ueberblick.

Das Wetter begünſtigte mich dabei ebenfalls; der Himmel war klar, der Weg trocken, und die einzige Schwierigkeit, die ich auf meinem Zuge zu überwinden hatte — ſo komiſch das auch klingen mag: der Kaffee.

Ich weiß nicht, wie viel Hütten und Häuſer ich an dem Tage beſuchte, ich weiß aber, daß ich nicht aus dreien von ihnen fortkam, ohne Kaffee getrunken zu haben, und ſo herzlich boten es die Leute an, ſo weh ſchien es ihnen zu thun, wenn ſich der „deutſche Herr" weigerte, Etwas bei ihnen zu verzehren und ihre Gaſtfreundſchaft zu koſten,

daß ich das Angebotene zuletzt nicht ausſchlagen konnte und wollte.

Dabei hatten ſie noch außerdem keine Taſſen, ſondern kleine Kumpen, von der Größe eines mäßigen Waſchbeckens, die ohne Erbarmen bis zum Rande gefüllt wurden. — Ich bin ein ganz vortrefflicher Kaffeetrinker und kann meine Portion vertragen; an dem Tage war es mir aber doch beinahe zu viel geworden, und ich dankte meinem Gott, als ich es Abends glücklich überſtanden hatte.

Die Coloniſten leben dort aber gar nicht ſo ſchlecht. In den meiſten Häuſern war Milch und Butter. Zucker machen ſie ebenfalls Alle von ihrem Zuckerrohr, einen ziemlich gereinigten braunen oder gelben Zucker, hier Chankaka genannt (der rapadura Ecuadors). Die Yukawurzel gedeiht ebenfalls wunderbar, und enthält viel mehr Nahrungsſtoff, und iſt viel ſchmackhafter als die Kartoffel. Für Kartoffeln ſelber ſcheint das Klima zu warm zu ſein, obgleich ſie fortkommen, und eben ſo kann im Thale kein Weizen gebaut werden. Die Anſiedler ſprechen aber davon, auf den benachbarten Höhen Land urbar zu machen, wo ſie jedenfalls beide Feldfrüchte ganz vortrefflich ziehen können.

Ihr Brod backen ſie jetzt von Maismehl, und

da sie Eier in Masse haben, und von dem guten Yukamehl darunter mischen, (unvermischt eignet sich das letztere nicht zum Backen) so gewinnen sie dadurch ein ganz vortreffliches Brod.

Eine andere Frucht, die sie mit Vortheil bauen, ist der Reis, und zwar in trockenen Feldern. Bohnen gedeihen ebenfalls sehr gut, Zuckerrohr hat hier seine Heimath, und der Mais läßt eben so wenig Etwas zu wünschen übrig.

Der Baumwuchs der Colonie ist außerordentlich üppig, und es stehen mächtige Bäume nicht allein in der Niederung, sondern auch an den Hängen der Berge. Viele davon haben freilich ein leicht faulendes, schwammiges Holz, das besonders rasch von den Würmern angegriffen wird. Das aber bietet wenigstens den Vortheil, daß sie in den Feldern nicht lange im Wege liegen, sondern rasch von Wurm und Wetter zerstört werden. Es giebt aber auch viele harte und feste Hölzer, die sich vortrefflich zum Häuserbau und zu Pfosten eignen.

Ein wunderbarer Baum steht auch noch dort, den die Ansiedler, da sie keinen andern Namen dafür haben, den Giftbaum nennen. Der Baum kommt dort sehr häufig vor, und wächst zu großer Höhe und einem gewaltigen Umfang; seine merkwürdige Eigenschaft aber — denn das Holz scheint

werthlos — ist der Saft, der in großer Masse, wenn angebohrt, herausquillt. Dieser Saft ist giftig; er zieht wenigstens, wo er die bloße Haut berührt, große Blasen, und überraschte einen der Colonisten auf das Unangenehmste. Die Leute hatten nämlich einen dieser Bäume umgehauen, und einer der Leute setzte sich vertrauungsvoll mit seinen dünnen Kleidern auf den eben abgehauenen Stumpf. Die Folgen waren für ihn höchst nachtheilig, und er hatte über eine Woche daran schwer zu leiden.

Dieser Baumsaft soll aber zugleich auch medicinische Kräfte besitzen, und vorzüglich ausgezeichnet gegen Zahnschmerzen wirken. Die Leute behaupten sogar, daß ein damit gefüllter hohler Zahn vollständig auseinander bricht. Leider konnte ich nicht Zeuge einer solchen Kur sein, habe mir aber ein Fläschchen davon mitgenommen, um ihn in Deutschland untersuchen zu lassen.

Außerdem wächst noch dort in der Nähe die Safranwurzel, die in Cerro de Pasco mit acht Dollar die Arobe (fünf und zwanzig Pfund) bezahlt wird, und sich gewiß mit Vortheil anpflanzen ließe. Manche andere werthvolle Pflanzen und Kräuter mag es ebenfalls geben, aber es bleibt

dies jedenfalls erſt einer ſpäteren Zeit vorbehalten, um dieſe alle kennen zu lernen und zu benutzen.

Es iſt dabei erſtaunlich, wie raſch Alles wächſt. Das Zuckerrohr giebt ſchon nach ſechs Monaten überreichen Saft, um Chankaka und Guarapo, ein angenehmes Getränk, davon zu machen. Der Mais liefert in drei Monaten junge Kolben zum Genuß, und reift vollkommen in vier. der Reis braucht ſechs Monate; die Yukawurzel iſt im erſten Jahre vollkommen, und ſelbſt die Banane oder der Piſang (platano) braucht nur zwölf Monate, aus einer kleinen ſchmächtigen Pflanze zu einem mächtigen Schaft emporzuſteigen und ihre prachtvolle Fruchttraube zur Reife zu bringen.

Eine dieſer Fruchttrauben war kürzlich gewogen worden und hatte das enorme Gewicht von 4 Arroben und 9 Pfund oder 109 Pfund gegeben.

Meine Wanderung fing ich heute von der Pfarre an, die, da die Colonie mehr Tyroler als Rheinländer hat, nicht ganz genau zwiſchen beiden Nationalitäten, ſondern noch zwiſchen Anſiedelungen der Tyroler ſteht. Der erſte, den ich hier beſuchte, war ein alter Böttcher, der mit ſeiner Frau und zwei Töchtern in einer kleinen, aber

ganz nett hergerichteten Hütte wohnte, und mehr auf seinem Geschäft als in der „chagra“ arbeitete.

Chagra heißt hier nämlich eine kleine Ansiedelung, oder ein Gut, und eben so wenig als der Deutsche in Amerika für seine Ansiedelung dort je einen deutschen Namen gebrauchen würde, und stets farm und statt ja yes sagt, so nennt es der deutsche Ansiedler unerbittlich chagra und sagt si statt ja.

Hier übrigens, wie in allen den anderen „chagras,“ um das Wort denn einmal beizubehalten, konnte man deutlich genug sehen, was deutscher Fleiß geleistet hatte. Ein peruanischer Urwald an dieser Seite der Cordilleren ist kein Kinderspiel; die Bäume stehen dick und mächtig; der Boden ist mit Wurzeln durchzogen, und selbst, wenn gefällt, strecken sie die starren, weitastigen Arme über ein breites Terrain von niedergequetschtem Unterholz. Die Deutschen hatten aber alle diese Hindernisse mit ihren keineswegs musterhaften Werkzeugen beseitigt. Der Grund war „klar“ gemacht worden, Unterholz und Gebüsch weggeräumt und Alles regelmäßig und ordentlich gepflanzt worden, wie es unsere Landsleute von daheim schon nicht anders gewohnt sind.

Daß sie nicht Alles das in der kurzen Zeit

hatten allein machen können, verſteht ſich von ſelbſt, denn zwei Hände ſind bei ſolcher Arbeit wenig. Aber die deutſchen Bauerfrauen wiſſen eben ſo gut mit zuzugreifen, und das beſonders ſcheint den Peruanern imponirt zu haben, daß ſie die Frauen bald eben ſo fleißig mit im Felde arbeiten ſahen, wie die Männer. Die Pflanzen, als ſie nur Licht, Luft und Boden bekamen, wuchſen von ſelber, und keine dieſer Familien braucht jetzt mehr Nahrungsſorgen zu fürchten, denn einmal ihr Land in Stand, und ſie ziehen mit leichter Mühe weit mehr, als ſie irgend verzehren können.

Die einzige wirkliche Arbeit macht ihnen jetzt nur noch das Unkraut, das in dem fruchtbaren Boden natürlich außerordentlich wuchert. Sind ihre Kaffeebäume freilich nur erſt einmal ein paar Jahr älter, ſo hält deren Schatten ſchon das Unkraut von ſelber unter, eben ſo wie in den Bananengärten keine Schmarotzerpflanze mehr aufkommen kann. Mais- und Reisfelder ſind aber ſtets der Sonne zu ſehr preisgegeben und in dieſen wird ſich die Arbeit immer gleich bleiben. Es iſt indeß ein altes Sprüchwort das: wo viel Unkraut wächſt, da wächſt auch gute Frucht, denn

auf dürrem, schlechtem Boden hätten sie diese Ernten nimmer erzielen können.

Diese Leute nun befanden sich vollkommen wohl und schienen — worüber ich schon nicht mehr erstaunt war, da ich manche andere der Colonisten getroffen hatte — sich durchaus zufrieden auf diesem, von der Welt abgeschiedenen Platze zu fühlen. Ja, je weiter ich zwischen die Colonisten hineinkam, desto mehr und fester fand ich diese Ansicht bestätigt.

„Wenn wir nur eine Straße nach Cerro de Pasco hätten," sagten sie, und es war das die einstimmige Klage von Allen — „eine Straße, daß Jemand zu uns kommen und wir Etwas verkaufen könnten — und nachher vielleicht einen Doctor (sonderbar, Niemand wünschte sich einen Advokaten), so verlangten wir es auf der ganzen Welt nicht besser."

Den nämlichen Ausspruch hörte ich von allen Colonisten, und wenn ich auch in ihrer Abgeschiedenheit von der Welt nicht hätte mit ihnen tauschen mögen, muß man doch immer berücksichtigen, welche Leute hier von Deutschland versammelt waren. Von Schütz hatte in Tyrol, wie in den Rheinlanden die ärmste Klasse der Bevölkerung ausgesucht, Leute, die genöthigt gewesen waren,

sich ihr Brod mit schwerer Handarbeit zu verdienen, und dabei aus der Hand in den Mund lebten. Diese kannten freilich keine anderen Bedürfnisse als eben solche, die ihren unmittelbaren Lebensunterhalt betrafen, und wo ihnen der so leicht und vollkommen wie hier geboten wurde, waren sie zufrieden.

Aber ich machte auch hier noch eine andere, schon früher erwähnte Entdeckung, die mich, wenn ich aufrichtig sein soll, überraschte. Ich hatte nämlich, nach alle den in Deutschland über Damian von Schütz erschienenen Berichten und Anklagen nichts Anderes erwartet, als das Schlimmste über ihn bestätigt zu hören: daß er nämlich die Leute hierher nur gegen ein gewisses Kopfgeld geschafft und, nachdem dieses einkassirt, sich nicht weiter um sie bekümmert habe.

Daß er ganz und gar kein Kopfgeld für die Auswanderer bekam, sondern nur bei dem Erfolg der Colonie dadurch betheiligt war, daß ihm eine gewisse Strecke Land in deren Nachbarschaft *versprochen* wurde, ersah ich erst später in Lima aus dem Contracte selber. Hier aber, wo ich auch das Gespräch auf von Schütz brachte, versicherten mich die Leute, daß er brav und ehrlich an ihnen gehandelt, und sein Möglichstes gethan habe, ihre

Lage zu erleichtern, und die Regierung anzuhalten, ihre Verſprechungen zu erfüllen. Lange Zeit hatte er unterwegs mit ihnen gelebt, ihre Entbehrungen getheilt, ja ſelbſt kein Opfer geſcheut, ihnen dann und wann, wenn die Regierung mit ihren Lieferungen läſſig war, perſönlich auszuhelfen. So war er gezwungen geweſen, da es ihm ſelber an Geld fehlte, ſeine Uhr zu verkaufen, und ſelbſt ſeinen Siegelring zu verſetzen, nur um Lebensmittel für die Coloniſten anzuſchaffen, und Manche derſelben konnten ihn nicht genug rühmen.

„Ich wollte nur," ſagten mir Mehrere, „er beſuchte uns einmal wieder am Pozuzu, daß wir ihm ſagen könnten, wie dankbar wir ihm ſind. Er möchte dann bei uns bleiben, ſo lange er nur irgend wollte.

In Cerro de Pasco hörte ich ebenfalls das günſtigſte Urtheil über ihn; die Deutſchen dort verſicherten mich, er ſei ein Ehrenmann und habe gethan, was in ſeinen Kräften ſtand — und ſelbſt mehr, da er ſeine eigenen pecuniären Mittel völlig dadurch erſchöpfte. Die Regierung habe ihn aber ſchmählich im Stiche gelaſſen, und weder den Einwanderern noch ihm ſelber den zehnten Theil von dem gehalten, was ſie verſprochen. Der damalige Präfekt aber (der jetzt Miniſter iſt) und

der Secretair der Finanzen hatten die Gelder, die von dem Präsidenten regelmäßig ausgezahlt wurden, in ihre Taschen gebracht, und der Finanzsecretair wahrscheinlich auch jene Summen unterschlagen, die als Arbeitslohn für den Wegebau den Deutschen geschickt wurden. Diese konnten wenigstens für einen Theil ihrer Arbeit die Bezahlung nie erhalten.

Der Finanzsecretair mußte allerdings bald nachher seine Stelle niederlegen, da ein kleines Deficit von 26,000 Dollarn einiges Aufsehen machte. Seine Freunde, die mit ihm unter einer Decke staken und das nämliche Schaf schoren, ließen ihn aber nicht im Stiche, und er hat jetzt wieder einen viel bessern Posten in Lima selber.

Welche Fehler nun Damian von Schütz auch in der Wahl der Colonie und darin gemacht haben mag, daß er den peruanischen Versprechungen traute, und das Schicksal von so vielen Deutschen auf die Erfüllung südamerikanischer Versprechungen setzte, man kann und darf ihm nie den Vorwurf machen, daß er unehrlich gegen seine Landsleute gehandelt und seinen eigenen Vortheil dabei allein im Auge gehabt habe.

Er selber hat auch seinen Glauben an die Regierung am Theuersten bezahlen müssen, denn

dieſe hielt *ihm* eben ſo wenig ihre Verſprechungen, wie den Coloniſten, und er wollte damals gerade, mit Hülfe eines Conſuls, verſuchen, das Miniſterium zu zwingen, ihm wenigſtens die gemachten Auslagen wieder zu erſtatten — mit Hülfe eines *Conſuls*!

Unter den Tyrolern fand ich übrigens auch einen jungen Mann, der, wie es deren überall giebt, eigentlich nur deßhalb unzufrieden ſchien, weil er über Nichts wirklich zu klagen hatte. Er lebte allein mit ſeiner jungen Frau auf ſeinem kleinen Grundſtück, das er fleißig bearbeitet hatte, und wo Alles vortrefflich ſtand und gedieh. Er war gerade mit ſeiner Frau im Felde beſchäftigt, Mais abzunehmen, den er vor vier Monaten erſt gepflanzt hatte, und prachtvolle Kolben ſtanden dort, die er jetzt einzuhauſen hatte.

„Und wie geht's hier? — wie gefällt Euch das Land?" frug ich ihn.

„Oh, es geht halt nicht ſchlecht," meinte der Mann, „wir ſind geſund und haben zu leben, wenn — wenn es halt nur ordentlich wachſen wollt' hier?"

„Ordentlich wachſen wollt'?" das war ein neuer Einwurf, denn das ſchien *mir* bis jetzt das Allereinzige, was eben zu Gunſten dieſer Colonie

ſprach, die ungeheuere Keimkraft und Fruchtbarkeit dieſes Bodens, auf dem man ſich kaum an eine Jahreszeit zu binden brauchte, und Jahr ein und aus nur pflanzen und ernten konnte — „aber um Gotteswillen, Ihr Leute," warf ich dem Manne ein, „über das Wachsthum könnt Ihr Euch doch kaum beklagen. Zuckerrohr reift in ſechs Monaten, Mais in vier, die Banane giebt Euch in einem Jahre ihre wundervolle Frucht, und treibt in der Zeit einen achtzehn Fuß hohen Baum oder Schaft von 12—14 Zoll im Durchmeſſer."

„Ja, ſchon recht," ſagte der Tyroler — „es wachſt, wenn's aber bei uns in Tyrol ſo langſam wachſen thät, ſo müßten wir halt Alle verhungern."

Dagegen ließ ſich nicht ſtreiten, der Mann ſchien das aber ganz ernſtlich zu meinen und ſelber zu glauben, und die ganze ihn umgebende üppige Vegetation konnte ihn keines Beſſern belehren.

Weiter hin wohnte ein anderer Tyroler, deſſen Haus ich aber nicht betrat, denn er galt als das „ſchwarze Schaf" in der Gemeinde. Seine Lebensgeſchichte war wie die ſo manches Andern, der „freiwillig" nach Amerika auswandert; „he

left his country for his countrys good," das heißt: die Gemeinde, in der er lebte, ſchoß die Reiſekoſten bis zum Einſchiffungshafen zuſammen, um ihn nur loszuwerden, da er ihnen dort wohl genug Sorge und Aerger gemacht haben mochte.

Auch hier in der Colonie hatte der Burſche ſchon wieder eine Menge böſer Streiche verübt, ſich Veruntreuungen zu Schulden kommen laſſen, und wenige Tage vorher eine Engländerin, deren Mann gerade in Cerro de Pasco war, im Felde draußen mit einem Stocke geſchlagen. Die Colonie wollte ihn jetzt losſein, und der „Gobernador" war angegangen worden, eine Eingabe deßhalb zu machen.

Von hier an kamen mehrere Stellen, wo man Viertelſtunden weit durch den Wald gehen mußte, ehe man wieder Coloniſten antraf, und die Colonie der Rheinländer war dadurch etwas weiter auseinander gezogen. Dafür weitete ſich aber auch hier das Thal ſo viel mehr, und ich fand bald, daß meine rheiniſchen Landsleute keineswegs an Fleiß den Tyrolern nachſtanden. Ihre kleinen Anſiedelungen waren wacker bearbeitet, viele Aecker Land klar gemacht, und die Ernten ſtanden überall vortrefflich.

Nur ein Mann ſchien hinter den Uebrigen

zurückgeblieben zu ſein. Er hatte erſt ſehr wenig Land urbar gemacht, auffallend weniger als alle Uebrigen, und zog deßhalb auch keinen ſolchen Ueberfluß an Lebensmitteln wie die Uebrigen. Er trug aber keine Schuld dabei, denn er hatte ſchon einen kränklichen Körper mit herübergebracht, und war die ganze Zeit über leidend geweſen, ſo daß er eben nur das Nothwendigſte arbeiten konnte.

Ich war in der letzten Anſiedelung angekommen, bei Leuten, die eine Anzahl erwachſener Söhne hatten, und deßhalb auch im Stande geweſen waren, ihr kleines Gut von allen Seiten zugleich in Angriff zu nehmen. Sie hatten das meiſte Land urbar gemacht, weite Anpflanzungen von Mais, Reis, Tabak, Zucker, Kaffee und Bananen, und befanden ſich vollkommen wohl und behaglich in ihren neuen Verhältniſſen.

In Deutſchland waren es arme Leute geweſen, die, wie ſie mir ſelber ſagten, aus Schulden und Sorgen nicht herausgekommen, und täglich mehr das Wenige ſchwinden ſahen, was ſie noch als Eigenthum betrachten konnten. Hier dagegen fanden ſie, daß ſich ihre Ausſichten von Tage zu Tage beſſerten; ihre Lage war vollkommen ſorgenfrei, und ihre Kinder gingen einer freundlichen und geſicherten Zukunft entgegen.

Der ärmere und kränkliche Nachbar, der etwas vom Wege abwohnte, kam zu ihnen, während ich dort war. Sein Bericht über sich selber klang wahrhaft rührend.

„Ich bin krank und elend," sagte er, „und es ist möglich, daß ich nur noch kurze Zeit zu leben habe; wenn ich aber wüßte, daß ich morgen schon sterben müßte, würde ich ruhig und zufrieden aus der Welt gehen, denn ich weiß jetzt, daß meine Kinder nach meinem Tode — nicht zu betteln brauchen, wie das in Deutschland der Fall gewesen wäre. Auf meiner kleinen chagra ist noch nicht viel gethan, aber doch schon genug, uns Alle am Leben zu erhalten, und wenn sie nachher nur halbwege fleißig sind, können sie leicht etwas Ordentliches daraus machen."

Es war das gerade kein Compliment für Deutschland, aber charakteristisch genug für die gegenwärtigen Verhältnisse der deutschen Colonisten.

Körperlich wohl befanden sich die Leute fast Alle, Eins ausgenommen, das dem Fremden um so mehr und schneller auffallen mußte, da es sich unmöglich verstecken ließ: sie hatten nämlich fast Alle, mit nur sehr wenigen Ausnahmen, ganz anständige Kröpfe.

Bei den Tyrolern war mir das nicht so auf-

gefallen, denn ich wußte, daß besonders in Steyermark der Kropf daheim ist, und glaubte natürlich, die Leute hätten sich dieses, etwas überflüssige Anhängsel mit herübergebracht. Als ich aber die Grenze der Rheinländer — ein kleiner, klarer Bergbach — überschritt, fand ich hier das Nämliche, und zwar hatten alle diese den Kropf erst bekommen, seit sie sich an dem Pozuzu niedergelassen, viele von ihnen sogar erst im letzten Jahre. Einige wollten auch nicht einmal eingestehen, daß es ein wirklicher Kropf sei, und meinten nur: „sie könnten ihren Hemdekragen nicht mehr zuknöpfen." Der Kropf war aber da und ließ sich nicht wegleugnen, und die Ursache ließ sich eben nur in dem Wasser vermuthen, das sie tranken.

Selbst an den Kindern zeigten sich bereits die Spuren dicker Hälse, bei manchen ganz entschieden ausgesprochen, und vollkommen frei davon war fast kein einziger Erwachsener. Wie man sich aber mit der Zeit an Alles gewöhnt, so schien der Kropf auch den Colonisten nicht die geringste Unbequemlichkeit zu verursachen, besonders da sich Keiner vor dem Andern zu geniren hatte; sie klagten wenigstens nicht darüber.

Schon früher habe ich erwähnt, daß ich fast bei allen Ansiedlern Milch und Butter fand. Die

Kühe dazu verdanken sie aber nicht der Sorge der Regierung, sondern der Freigebigkeit eines deutschen Landsmannes, Renner mit Namen — wenn ich nicht irre, ein Hamburger, der schon lange in Lima lebt und sich dort ein Vermögen erworben hat.

Auf die uneigennützigste und edelste Weise nahm er sich der deutschen Colonisten an, und nicht allein mit Worten, sondern mit der That, indem er ihnen das Beste gab, was ihnen in jener Zeit ein Mensch hätte geben können: Milch für ihre Frauen und Kinder.

Er setzte ein Capital aus, mit dem jede Familie oder vielmehr jeder Ansiedler eine Kuh, ein paar Schweine und ein paar Ziegen bekommen sollte. Größere Familien bekamen sogar zwei Kühe, und so gründete er den ersten Viehstand in der Colonie und sicherte sich die Dankbarkeit aller dieser armen Leute, denen er damit eine ganz unbeschreibliche Wohlthat erwies. Allerdings hatte es noch bedeutende Schwierigkeiten, das geschenkte Vieh, das in Huánaco angekauft wurde, über den Pozuzu zu schaffen, obgleich das bei niedrigstem Wasserstande geschah. Ein Canoe mit 25 kleinen Schweinen wurde auch gegen die Felsen geschleudert und zerbrach, so daß sich die

darin rudernden Indianer nur mit genauer Noth retten konnten. Alles Andere aber kam glücklich hinüber und die Kühe und Schweine schienen sich vortrefflich zu befinden.

Nur mit der Schweinezucht sah es nicht besonders aus, denn sonderbarer Weise wollten die jungen Ferkel nicht recht gedeihen und starben rasch wieder weg. Nur wenige blieben am Leben, den einmal gewonnenen Stamm fortzupflanzen, während sich die schon ausgewachsen herübergeschafften vollkommen wohl zu befinden schienen.

Ganz verunglückt war die Zucht der Ziegen in diesem warmen Thale. Die meisten starben bald nach ihrer Ankunft, oder wurden so hinfällig, daß sie ohne Weiteres geschlachtet werden mußten. Das Klima sagte ihnen nicht im Geringsten zu, und in die dicht bewaldeten Berge konnten sie ebenfalls nicht hinauf, denn dort würden sie sich wohler befunden haben.

Es ist das ein großer Nachtheil für die Colonie, daß sie keinen Weidegrund für ihr Vieh hat. Selbst die wenigen Kühe müssen eingesperrt gehalten und gefüttert werden, und die Ansiedler sprechen davon, oben auf den nächsten Gebirgsrücken den Versuch zu machen und Land frei zu arbeiten, das dann nachher vielleicht recht guten

Weidegrund für wenige Stücke geben könnte. Das Alles ist freilich mit vieler Mühe und Schwierigkeit verbunden. — Aber auch hier unten im Stalle gedeihen die Kühe vortrefflich, da genug Mais und anderes treffliches Futter für sie vorhanden ist, und für das Uebrige wird auch mit der Zeit Rath werden.

In dem letzten Hause fand ich übrigens, was in den anderen Ansiedelungen fehlte, Fleisch genug, denn die jungen Leute gingen hier fleißig auf die Jagd, und hatten noch wilde Schweine und eine große Art Wald- oder Rebhuhn häufig genug in ihrer Nachbarschaft, um die Jagd zu lohnen.

Auch der Tapir hält sich hier auf, und drückt seine Fährten manchmal dem weichen Boden ein. Die Indianer nennen ihn „die große Bestie" und sein Fleisch soll ausgezeichnet wohlschmeckend sein. Da er aber gewöhnlich nur Nachts seine tiefversteckten Schlupfwinkel verläßt, so kommt er dem Jäger nur höchst selten und zufällig zu Gesicht. Vor einiger Zeit wurde einmal in der Nähe des Pozuzu ein Junges gefangen und als Merkwürdigkeit nach Cerro de Pasco, 14,500 Fuß über der Meeresfläche, geschafft. Natürlich konnte es

die dortige feine und kalte Luft nicht vertragen, und ſtarb gleich den nächſten Tag.

Wie ich ſchon früher erwähnt habe, ſo liegt die Kirche, ein kleines, ſehr einfaches hölzernes Gebäude, ziemlich im Mittelpunkte der Colonie, um keinem der Coloniſten den Kirchweg zu weit zu machen. Der „Pfarrer" iſt ein Tyroler, und, ſo weit ich Gelegenheit hatte, ihn kennen zu lernen, ein für die Colonie vortrefflich paſſender und ſehr vernünftiger Mann, der auch bei ſeiner kleinen Gemeinde ſehr beliebt zu ſein ſcheint. Ganz ohne Häkelei kann aber auch ſelbſt am Pozuzu eine deutſche Colonie nicht beſtehen; die bis jetzt vorgekommenen Mißverſtändniſſe beſchränkten ſich aber immer nur auf Kleinigkeiten, und waren durch das verſtändige Betragen des Pfarrers raſch beſeitigt worden. Rheinländer und Tyroler hatten ſich hier auch — nicht mehr in ſo gezwungen enger Berührung mit einander, wie an Bord des Schiffes — näher und beſſer kennen lernen, und vertrugen ſich jetzt prächtig mit einander. Gab es deßhalb eine Zänkerei, ſo war es nur unter den eigenen Nationalitäten, nie gegen einander.

Uebrigens hatten ſie auch ihre weltliche Obrigkeit, etwaige Mißhelligkeiten zu ſchlichten. Als oberſte weltliche Behörde am Pozuzu galt

allerdings der Gobernador, ein verunglückter Minenſpeculant, der von ſeinen Freunden dieſen Poſten mit 50 Dollar monatlichem Gehalte bekommen hatte, und dafür Wenig oder gar Nichts that. Die Deutſchen nämlich haben für ſich ſelber zwei ſogenannte „Bürgermeiſter" gewählt, die Rheinländer einen und die Tyroler einen anderen, die bei ſchwierigen Fällen zuſammentreten und mit dem Pfarrer eine Art von Drei-Gericht bilden, und dies Syſtem hat ſich bis jetzt vortrefflich bewährt und als ausreichend gezeigt.

Schädlicher für ſie war die Ernennung des Gobernadors, von Regierungswegen, zum „Direktor der Wege," wozu er einzig und allein gemacht wurde, um noch weitere 50 Dollar Gehalt beanſpruchen zu können, ohne daß er das Geringſte von irgend einem Wegebaue verſtand, oder ſich auch die kleinſte Mühe deßhalb gegeben hätte. Er ſagte mir ſelber einmal, daß er nirgends hinginge, wohin er nicht reiten könne, was ſo viel hieß, als daß er ſein Haus nicht verließ, denn es gab am Pozuzu weder Pferde, noch Maulthiere und Eſel. Natürlich waren dieſe 50 Dollar, welche die Regierung zum Nutzen der Colonie ausgab, geradezu aus dem Fenſter geworfen.

Alle Klagen der Coloniſten, die ich auf mei-

ner Wanderung hörte, waren aber nie gegen die Central-Regierung oder den Präsidenten gerichtet, sondern stets gegen die unteren Beamten. Die Leute wußten, daß Geld genug für ihre Colonie bewilligt sei, aber mit Recht beschwerten sie sich darüber, daß die unteren Beamten, ohne Controle gelassen, eben thun konnten, was sie wollten, und keine von ihren Klagen zu dem Präsidenten selber gelangte.

Die Ursache war auch klar genug, denn den Ministern konnte Nichts ungelegener kommen, als derartige Dinge, in welche sie selber vielleicht verwickelt waren, oder die doch andere ähnliche aufrühren konnten, zur Sprache zu bringen, und das Bequemste blieb für sie immer, sie einfach todt zu schweigen. So war z. B. den Leuten versprochen worden, ihr Gepäck, als sie sich endlich am Pozuzu niederließen, gut und sicher an Ort und Stelle hinunterzuschaffen. Das geschah auch, indeß wie alles Andere, ohne die geringste Aufsicht der Regierung, so daß jenes peruanische Gesindel, in dessen Nähe die armen deutschen Auswanderer gewohnt hatten, von deren Gütern plünderten, was sie irgend konnten, sobald die Eigenthümer nur den Rücken kehrten. Solcher Art war einem der Colonisten sein ganzes Eigenthum in 15 Koffern

und Kaſten geſtohlen worden, ohne daß er bis jetzt das Geringſte wiederbekommen hätte.

Was den Coloniſten mit ihrem Wegebau beſonders zum Schaden gereichte, war, daß die meiſten der unteren Beamten in dem fruchtbaren Huánacothale theils ſelber Beſitzungen, theils intime Freunde hatten, für die es zu einer Lebensfrage wurde, wenn die Colonie wuchs und gedieh, und ſelbſtſtändig mit der zunächſt gelegenen größeren Stadt Cerro de Pasco in direkte Verbindung trat. So oft deßhalb auch ein ſolcher Weg in Angriff genommen wurde (und er war ſchon in drei verſchiedenen Stellen begonnen), ſo oft vereitelten ihn die Intriguen der Huánaco-Hacienden-Beſitzer. Einmal wurden die Arbeiter ſogar durch Militär fortbeordert, und bis jetzt hatten ſie erreicht, was ſie wollten, daß nämlich der einzig paſſirbare Weg — und Gott weiß es, der war ſchlecht genug — vom Pozuzu aus über Huánaco, und noch dazu etwa zwanzig Leguas aus der Richtung, nach Cerro de Pasco führte.

Alle Waaren nun, welche die Coloniſten nothwendig brauchten, mußten ſie, ſtatt in Cerro de Pasco, in Huánaco kaufen, während ſie die Huánaco-Kaufleute erſt ſelber von Cerro holten. Natürlich hatten ſie doppelte Preiſe dafür zu zahlen,

und ihre eigenen Producte waren in Huánaco faſt werthlos, da dies Thal genau das Nämliche erzeugte, wie der Pozuzu.

Daß der Präſident von dieſen Verhältniſſen Nichts wußte, glaubten Alle, und ich verſprach den Coloniſten, nach Lima zurückgekehrt, den Präſidenten ſelber aufzuſuchen, und ihm ehrlich und unumwunden den Stand der Dinge auseinander zu ſetzen. Es war dies das einzige Mittel, um eine Abhülfe für alle dieſe Uebelſtände zu finden, denn der Präſident hatte die deutſche Colonie begünſtigt, und es dem Staate viel Geld koſten laſſen, ſie herüber zu bekommen. Es konnte ihm alſo jetzt nicht gleichgültig ſein, daß ſie, ſo behandelt, einfach vegetirte, und dem Staate Peru eben ſo wenig Nutzen brachte, als ob ſie oben im Monde läge.

In der ganzen Colonie war, aus dieſer Urſache, auch wirklich nicht ein einziger Dollar baar Geld, das ausgenommen, was der Gobernador und der Pfarrer als Gehalt beziehen. Der Geiſtliche iſt nämlich vom Staate beſoldet und bekommt funfzig Dollar feſten monatlichen Gehalt, den er, da er nicht ſelber im Felde arbeitet, auch ziemlich wieder für Arbeitslohn verausgabt. Dort allein können die Anſiedler dann und wann ein paar

Dollar Geld verdienen, wenn sie eben auf kurze Zeit bei ihrem Pfarrer in Tagelohn gehen, und das geschieht denn auch, wenn sie einmal nothwendig Geld gebrauchen.

Mit den Colonisten waren eigentlich zwei Geistliche über See gekommen; der eine von ihnen hatte es aber für vortheilhafter gehalten, auf eigene Hand zu leben und Privat-Messen zu lesen, wobei er mehr Geld zu verdienen glaubte. Jedenfalls ist der Eine für die Colonie vollkommen genügend, und auch jetzt schon im Stande, der peruanischen Nachbarschaft beizustehen, da er sich die spanische Sprache rasch angeeignet hat, und sie ziemlich fließend spricht und schreibt.

Der Geistliche hier in diesem abgelegenen Thale ist aber auch für die benachbarten Indianer eine große Hülfe, da sie Alle der katholischen Kirche angehören, und besonders an den Formen derselben hängen. Einen Theil ihres alten Glaubens tragen alle diese Stämme auf den neuen über, und es gehört ein gewisser Tact des Geistlichen dazu, mit ihnen zu verkehren. So lassen sie außerordentlich gern Messen für Verstorbene lesen, oder einfache Gebete für sie sprechen, bei denen aber der Name des Verstorbenen stets laut und deutlich genannt werden muß. Und selbst

das genügt ihnen noch nicht, denn um ja kein Mißverſtändniß möglich zu machen, halten ſie es für unumgänglich nöthig, daß irgend ein Theil des Verſtorbenen bei dem Gebete gegenwärtig ſei. Manchmal begnügen ſie ſich mit einem Kleidungsſtücke, das er getragen, für weit wirkſamer halten ſie aber das Gebet, wenn ein Körpertheil der Leiche dabei gegenwärtig iſt, und kurz vorher, ehe ich an den Pozuzu kam, hatte einer der benachbarten Indianer den Geiſtlichen angeſprochen, für einen verſtorbenen Verwandten eine Meſſe zu leſen, und ihm zu dieſem Zwecke den Schädel des Todten, in ein Tuch gebunden, mitgebracht.

So bildete die Colonie hier, mit Allem faſt erzeugend, was ſie ſelber brauchte, eine kleine abgeſchloſſene Welt für ſich, denn ſelbſt Kleider und Schuhe konnten ſich die Leute ſelber ſchaffen, wenn ſie nur erſt einmal die nöthigſten Feldarbeiten hinter ſich hatten; die Baumwolle gedieh vortrefflich und jedenfalls war Gerbſtoff genug in den Wäldern, auch ihre Häute zu gerben und Schuhe daraus zu bereiten. Eine Menge Hülfsmittel, die ihnen zu Gebote ſtanden, kannten ſie nur noch gar nicht, und mußten erſt, von Tyrol nach den

Tropen verpflanzt, lernen, welche Reichthümer die Natur ihnen hier zur Verfügung ſtellte.

So hatten ſie bis jetzt die wildwachſenden Cacaobäume, ohne ſie zu kennen, abgehauen, und der Gobernador, der etwas mehr, aber doch nicht genug davon wußte, eine Anpflanzung von jungen Stämmen auf freiem Felde und mitten in der Sonne gemacht. Natürlich waren die Pflanzen alle eingegangen, und er hatte jeden weiteren Verſuch eingeſtellt, weil er das Klima dem Cacao nicht für zuträglich hielt. Ich konnte ihnen darüber genaue Auskunft geben, da ich den Cacaobau ja in ſeiner Vollkommenheit in Ecuador kennen gelernt, und die neuen Verſuche, welche die Anſiedler jetzt mit dieſer lohnenden Nutzpflanze machen wollen, werden gewiß günſtig ausfallen.

Außerdem liefert die Schale der Cacaofrüchte einen vortrefflichen Gerbſtoff, den die Coloniſten ſehr gut werden verwerthen können.

Auch der Tabak gedeiht vortrefflich am Pozuzu, leider haben die Leute aber mit ſehr ſchlechtem Samen angefangen, Tabakſamen, den die Tyroler aus ihrer eigenen Heimath mitgebracht hatten, und der nur einen ſehr leichten und mittelmäßigen Tabak liefert. Mit guten Havanaſamen bin ich überzeugt, daß ſie ein recht gutes und kräfti-

ges Blatt ziehen könnten, wenn es auch dem Westindischen nie gleichkommen wird. Sonderbar, daß in Süd-Amerika kein guter und aromatischer Tabak gezogen werden kann, denn selbst der beste von Neu-Granada und Ecuador — Ambalema und Esmeraldas, hält nicht einmal einen Vergleich mit dem Domingo aus, und ist, wenn auch wohlschmeckend, doch zu leicht und ohne Gehalt.

Die Coca gedeiht dagegen am Pozuzu vortrefflich, jene eigenthümliche Pflanze, die das Hauptexistenzmittel des peruanischen Indianers und Eingeborenen bildet, und wird einmal später einen der bedeutendsten Ausfuhrartikel des Pozuzu bilden.

Ein Vortheil für die Colonisten ist es jedenfalls, daß kein Wirthshaus existirt. Jede Familie hat dagegen ihr kleines Stück Feld mit Zuckerrohr bepflanzt, aus dessen Saft sie ihren Zucker für den Kaffee kochen, und ihren guarapo brauen. Ist aber erst einmal ein direkter Weg nach Cerro de Pasco eröffnet, und können die Leute erst ihre Producte für baares Geld verkaufen, dann wird auch ein Wirthshaus nicht fehlen, um ihnen das baare Geld, oder doch einen Theil desselben, wieder abzunehmen.

Unter so vielen Tyrolern hatte ich natürlich

geglaubt ein paar tüchtige Citherſpieler zu finden, und mich eigentlich ſchon darauf gefreut. Wie ich hörte, waren auch ein paar mit herübergekommen; aber die jungen Leute hatten meiſt Alle die Colonie verlaſſen, als ſie ſich gerade in Trübſal befand, und die Verheiratheten, wie das nun einmal ſo in der Welt geht, ſpielten keine Cither mehr. Ein einziges ſolches altes Inſtrument war übriggeblieben und hing, mit noch vier oder fünf Saiten beſpannt, bei Gſtier im Rauch, „um die feuchte Luft davon abzuhalten.“ Sie war vollkommen ſchwarz geräuchert und heiſer, und weigerte ſich hartnäckig, irgend eine Stimmung wieder anzunehmen.

Ich blieb über eine Woche in der Colonie und machte mehrere kleine Abſtecher nach den verſchiedenen „chagras“; die Leute nahmen mich aber überall und immer gleich freundlich auf, und ich hätte ihnen keinen größern Gefallen thun können, als recht viel bei ihnen zu verzehren und über Nacht zu bleiben. Faſt Alle erzählten mir dabei ihre Lebensgeſchichten, und ſo einfach dieſe waren, ſo rührend waren ſie oft.

Bei Allen daſſelbe alte Lied — Arbeit und Schulden, aus denen ſie ſich nicht herausfinden konnten, und die ſie ſich Jahr nach Jahr mehr über

den Kopf zuſammenwachſen ſahen. Was half es, daß ſie dagegen ankämpften; Alles, was ſie thun konnten, war, ſich über Waſſer zu halten, und die Strömung nahm ſie dabei weiter und weiter mit. „Da ſind wir denn ausgewandert," lautete der ſtete Refrain; „wir wußten, ſchlechter konnt's einmal nicht werden, und wenn wir hier auch gerade keine Schätze ſammeln, haben wir doch zu leben."

Unſere deutſchen Regierungen klagen immer über die Auswanderung und betrachten die Auswanderer ſelber gewöhnlich als unzufriedene, böswillige Leute, die das ſegensreiche Regiment, unter dem ſie leben, nicht anerkennen wollen. Sie hätten ſollen die einfache Erzählung dieſer armen Leute hören, die Niemanden anklagten und nur mit ſchwerem Herzen ihre Heimath verlaſſen hatten; aber ſie konnten nicht mehr jene ſtets wachſenden Steuern und Taxen erſchwingen, und mußten zuletzt ihren lieben Bergen den Rücken kehren. Am Leichteſten wurde es ihnen noch, ſich von ihren Regierungen zu trennen.

Was nun einmal hier aus ihnen werden ſollte, wußten ſie ſelber noch nicht recht. Die Kinder wuchſen außerdem faſt ein wenig zu frei auf,

denn eine eigentliche Schule hatten ſie gar nicht, und der Pfarrer unterrichtete die Kinder nur zu unregelmäßigen Zeiten in dem Nothwendigſten, was ſie brauchten. Allerdings war ein wirklicher Lehrer in der Colonie, der aus der Rheingegend mit herübergekommen war, und den die Rheinländer jetzt zum Bürgermeiſter gewählt hatten. Er mochte des Schulamtes aber wohl ſchon — was ich ihm auch eigentlich nicht verdenken kann — in Deutſchland überdrüſſig geworden ſein, und ſchien nicht geſonnen, hier in Peru wieder mit der nämlichen Quälerei anzufangen.

Die Kinder lernten aber arbeiten, und nebenbei ein wenig Schreiben, Leſen und Rechnen, und das Uebrige fand ſich von ſelber. Während ſie heranwuchſen, wuchſen auch die Felder um ſie her, und ihre Eltern, während ſie den Wohlſtand der heraufſchießenden Jugend ſicherten, ſahen ſelber mit Ruhe einem ſorgenfreien Alter entgegen. Sie konnten ihre Kräfte auf keine beſſere Zinſen legen.

Es that mir ordentlich leid, wie ich von den guten Leuten wieder Abſchied nahm. Es hatte mich viele Mühe und viel Geld gekoſtet, ſie in ihrer Abgeſchiedenheit aufzuſuchen, ich hatte einen ſchweren Rückweg vor mir, um Lima wieder zu

erreichen, aber ich bereute die darauf verwandte Zeit dennoch nicht, denn ich glaube, daß meine Anwesenheit ihnen in mancher Hinsicht genützt hat, und daß sie mir ein freundliches Andenken bewahren werden.

6.

Der Rückmarsch aus dem Amazonengebiet.

Den Colonisten am Pozuzu hatte ich versprochen, für ihre Interessen, hinsichtlich des neuen Wegbaues, einzustehen. Um das aber auch wirksam thun zu können, war es unumgänglich nöthig, das für den Weg bestimmte Terrain selber zu sehen. Dann erst konnte mein Bericht bei dem Präsidenten auch Berücksichtigung verdienen.

In dieser Richtung war ich aber nicht einmal im Stande, ein Packthier mitzunehmen (wie sich später zeigte, hätte mir kaum ein Hund diese Bahn folgen können), sondern ich mußte meinen Sattel und unsere Provisionen von bezahlten Trägern schleppen lassen. Glücklicherweise bekam ich aber einen Indianer, Leon Carthagena, zum Führer, und das war, wie mir alle Colonisten sagten,

der einzige Mann in der ganzen Umgegend, der jene Berge genau kannte — und was dazu gehörte, fand ich später selber.

Daß ich dabei wieder bösartige Strapazen durchzumachen hatte, wußt' ich voraus, denn es war mir schon zu viel von diesem, erst begonnenen Wege erzählt worden. Ich machte mir aber weiß, daß sich das nicht ändern lasse, und brach am 21. Januar mit einem Führer und zwei Lastträgern, die meine Sachen und Provisionen tragen mußten, nach dem nächsten, fünf Tagereisen entfernten Städtchen Huancabamba auf. Alle Colonisten hatten mir auf's Freundlichste Provisionen für den Weg angeboten, und ich hätte genug bekommen können, ein halbes Jahr davon in den Bergen zu leben, natürlich nahm ich aber nur das Nothwendigste, und selbst dies auf die kürzeste Zeit berechnet, denn nach Allem, was man mir über diesen neuen Weg erzählt, sollte es nicht geringe Schwierigkeit haben, nur mit einem kleinen Pack durch dessen Dornen und Gestrüpp zu kommen.

Zum Führer hatte ich glücklicherweise einen Mann, der jede Schlucht dieser wilden Berge kannte. So viel hatte er sich aber doch schon den Sitten der weißen Race angepaßt, daß er —

nicht Wort hielt. Er verſprach mir nämlich, ſchon den Abend vorher an dem beſtimmten Sammelplatze zu ſein, um mit Tagesgrauen den Marſch antreten zu können, kam aber erſt am nächſten Nachmittag. Trotzdem wanderten wir noch aus, die Reiſe wenigſtens zu beginnen, und lagerten die Nacht etwa eine Legua von der Colonie entfernt, an dem erſten Bergſtrome, den wir erreichten — zugleich auch dem einzigen, den wir bis Huancabamba zu paſſiren hatten.

Hier war Alles dichter Wald, und zwar faſt ausſchließlich Laubholz, mit verhältnißmäßig nur ſehr wenigen Palmen. Selbſt vom Fluß ab zog ſich aber der Weg auf der ſcharfen Kante eines abzweigenden Hügelrückens ſteil, ſogar das Zickzack verſchmähend, hinauf, und dadurch ließen wir denn auch bald die tropiſche Natur hinter uns und gelangten wieder in ein gemäßigtes Klima, mit einer ganz ungemäßigt kalten Nacht. Auf dieſer ſcharfen Bergkante konnte ſich außerdem auch keine Quelle halten, und wir waren genöthigt, an dem Abend das Waſſer zu benutzen, das, einer braunen Pfütze gleich, in einer Vertiefung des Bodens aus Gefälligkeit ſtehen geblieben war.

Leon Carthagena phantaſirte dabei ſehr viel

von Wild, von Hirſchen, Truthühnern, Bären und Tapiren (hier „das große Beeſt" genannt), ja ließ ſogar ein paar Mal ahnen, daß wir möglicher Weiſe einen Tiger, ganz ſicher aber einen Kuguar oder Löwen in unſerm Wege finden würden. — Es war Alles nicht wahr; der Wald — eine Wildniß, die nur ſelten eines Menſchen Fuß betritt — ſchien wie ausgeſtorben, und nicht einmal einen Affen ſahen wir den ganzen erſten Tag — nachher hätten ſie überdies in der Kälte nicht mehr leben können.

Allerdings kreuzte ich den erſten Abend, wo ich noch einen kleinen Pirſchgang machte, die Fährte eines Tapirs, der hier ziemlich hoch in die Berge geklettert war, bekam den alten Burſchen aber natürlich nicht zu ſehen, und mußte leer und ohne Beute zu unſerm Lager zurückſteigen. Später fand ich auch noch einmal die Spur eines Bären, aber nicht das leiſeſte Zeichen eines Kuguar oder Jaguar. Deſto reichlicher trafen wir unten dicht am Pozuzu noch die Stellen, wo die Seynos, die es hier wie in Ecuador giebt, den Grund aufgebrochen hatten, die Seynos ſelber aber waren nicht zu Hauſe, und wir durften uns auch nicht ihretwegen in der ungewiſſen Hoffnung hier aufhalten, einem Rudel etwa zu begegnen. Meine

Reiſe war ja überhaupt kein Jagdzug und, mit einem nützlicheren Zweck im Auge, mochte ich meine Zeit nicht unnöthig verſchwenden.

Mir war früher geſagt worden, ich würde die Reiſe vom Pozuzu nach Huancabamba in drei Tagen machen können, darin ſollte ich mich aber getäuſcht ſehen, denn das ſtellte ſich bald als unmöglich heraus. Ueberhaupt beſtand hier gar kein eigentlicher Weg, ſondern nur ein ſchmaler, oft kaum erkennbarer Pfad, den man früher einmal mit dem Meſſer ausgehauen und über den die Büſche ſchon lange wieder zuſammengewachſen waren. Nicht einmal eine Axt ſchien hier thätig geweſen; wo ein Baum umgeſtürzt lag, mußte man entweder darüber hinwegſteigen oder darunter hinkriechen, und an vielen Stellen bildete dicht geflochtenes und mit Moos vollkommen ausgefülltes Wurzelwerk den alleinigen Boden, auf dem man hinſchritt. Das war das unangenehmſte Marſchiren, denn man konnte nie deutlich erkennen, wohin man trat; der Bergſtock glitt fortwährend an den glatten Wurzeln ab und fuhr wie in das Bodenloſe hinein, und rutſchte man einmal mit dem Fuße, ſo konnte man ſich auch feſt darauf verlaſſen, daß man im nächſten Augenblicke mit dem Beine in irgend einem Loche

ſtak, während man darüber auf einer Wurzel ritt. Natürlich regnete es die ganze Zeit, und wenn es auch einmal ein paar Stunden aufhörte, blieb ſich das vollkommen gleich, denn durch die naſſen Büſche mußte man ſich überall drängen, und bekam das, was ſie ſich an ſchweren Tropfen aufgehoben, redlich überliefert.

Der ganze Weg war überhaupt nur eine Bahn, die ſich Indianer und Eingeborene geſucht hatten, um von dem Pozuzu aus Huancabamba zu erreichen. Dabei folgten ſie dem Bergrücken, wie der ſie führte, und erkletterten jede nur erreichbare Spitze, um von dort aus wieder einen freieren Ueberblick zu bekommen und die Richtung nicht zu verlieren. Dorthin mußte man ihnen überall nachklettern, und das einzige Intereſſante blieb dabei, den regelmäßigen Wechſel der Vegetation zu bewundern, während man mit einer Unbefangenheit durch die verſchiedenen Klimate fortwährend auf- und abſtieg, die wirklich rührend ſchien.

Unten im Lande der dichte bösartige Wald mit ſeinen über den Pfad geworfenen Stämmen, aber doch wenigſtens mit feſtem Boden. In dieſem Walde kam man dann noch in einer beſtimmten Höhe, durch die man bald hinauf-, bald hinabſtieg, in einen Streifen breiten Rohrgraſes, eine

Art hohes Schilf mit weichem, dickem Stiel. Darüber kam lichterer Wald mit vielem Wurzelwerk, und in dieſem, nur etwas höher, begann das nichtswürdigſte, zähſte und längſte Rohr das Unterholz zu füllen. Wie unzerreißbare harte Stricke legte es ſich überall quer über den Weg, oder hing von oben wie Schlingen herunter, in denen man ſich den Hut, manchmal auch den Kopf fing. Alle zehn Schritte weit, während man ununterbrochen beſchäftigt war, es aus dem Wege zu biegen, blieb man aber ſicher mit Arm oder Bein oder Gewehr darin hängen, und es war völlig genügend, ſelbſt den geduldigſten Menſchen zur Verzweiflung zu bringen. — Wo dies Rohr aufhörte, wurde der Boden ſchon kälter und die Vegetation mehr verkümmert. Niederes knorriges Knüppelholz ſtand hier mit verwachſenem, immergrünem Gebüſch, und die höchſten Bergrücken, Cuchillos oder Meſſer genannt, waren ganz offen, nur mit langem Gras oder einer andern vegetabiliſchen Malice bedeckt. Dieſe beſtand in einer Art von Aloe, die den Boden an manchen Stellen dicht bedeckte und ihre kleinen, feinen, dunkelbraunen Stacheln wie bröckliche Nadelſpitzen in Fuß und Hand des Wanderers bohrte. Gnade Gott, wenn man einmal auf dem oft glatten

Boden ausglitt und sich mit der Hand irgendwo stützen oder halten wollte, man konnte sich dann sicher darauf verlassen, daß diese wie gespickt von den feinen Nadeln war.

So ging es die ganze Strecke bergauf und bergab, durch alle Streifen dieser wechselnden Vegetation hinauf und hinunter, und die Nächte lagen wir regelmäßig auf irgend einer kalten Höhe unter einem höchst mittelmäßigen Grasdach, entweder im fluthenden Regen, oder schneidend kalten Winde, und froren, daß die Zähne klapperten.

Doch ich will den Leser nicht mit den Einzelnheiten dieses traurigen Marsches ermüden, auf dem ich naß, und fast mit zerfetzten Kleidern, sonst aber vollkommen gesund, Huancabamba endlich am fünften Tage erreichte. Auf dem ganzen Wege stand kein Haus, obgleich wir einige reizende, wenn auch kleine Thäler kreuzten, in denen sich recht gut eine Plantage hätte anlegen lassen, und erst in den letzten Leguas kamen wir auf besseren Weg, wo man nämlich begonnen hatte, diesen ordentlich und bequem anzulegen.

Huancabamba gehört dabei schon wieder der warmen Zone an, und ist ein reizendes breites Thal, in dem eine Unmasse von Producten gezogen werden könnte. Selbst jetzt liegen dort mehrere

Haciendas, in denen Zuckerrohr und Platanos gezogen werden. Im Verhältniß wird aber doch noch wenig genug gebaut, und die Leute begnügen sich eben damit, fast nur das zu ziehen, was sie zum eigenen Leben brauchen. Beständen freilich gute Wege, wäre der Verkehr ein leichterer und sicherer, so würden auch hier mehr Anstrengungen gemacht werden, denn einem sicheren Gewinne widersteht selbst die Faulheit des Südamerikaners nicht. Wo aber Alles auf Maulthieren mühselig transportirt werden muß und die Wege oft so schlecht sind, daß die Maulthiere unterwegs stürzen, ist neben dem Gewinn das Risico zu groß, und dem sind sie nicht gewachsen.

Von Huancabamba aus konnte ich aber jetzt doch wenigstens wieder in den Sattel, wenn ich mich auch die beiden ersten Leguas mit einem Esel begnügen und daneben herlaufen mußte. Drei Leguas von dort aber erreichte ich ein kleines Städtchen — wenn ein Platz mit fünf Häusern so genannt werden kann — das Lukanow hieß, und von wo ich ein Maulthier bekommen sollte. Von hier aus hatte ich zwölf Leguas weit keine menschliche Wohnung und mußte dort übernachten. — Bis Lukanow war auch das Thal ziemlich weit, und einzelne Haciendas lagen dort

entlang. Huancabamba ſelber beſteht eigentlich nur aus Hacienden, die zerſtreut über einen ziemlichen Flächenraum liegen, und herrliche Weiden beſonders wäſſert der Huancabambaſtrom. Von Lukanow aus aber wird das Thal wieder ganz eng, die ſchroffen, jedoch dicht bewaldeten Uferhänge ragen ſteil in den ſchäumenden Bergſtrom nieder, und an einzelnen Stellen ſtürzen kleine Waſſerfälle von dem äußerſten Gipfel der Seitenwände ſo jäh nieder, daß ſie nur an wenigen Plätzen die Wand ſelber berühren.

Dicht am Fluſſe, über den oberhalb Huancabambas eine ſchmale Brücke führt, läuft der Weg hin, ſeiner Fluth aufwärts folgend, bis er ſeine aus dem Schnee der Cordilleren ſprudelnde Quelle erreicht, und ein einſamer Ritt war das, durch den wilden Wald, durch den der Bergſtrom ſchäumte, und die einzigen lebenden Weſen, die ich traf, waren unten noch im wärmeren Thale einzelne Schwärme von Papageyen, während weiter oben in der kälteren Luft auch dieſe verſchwanden. Stunde nach Stunde ritt ich ſo einſam und ohne Führer fort, und ſpähte dabei vergebens umher, in dieſer öden Wildniß doch wenigſtens irgend einer Jagdbeute zu begegnen — umſonſt, es war Alles wie ausgeſtorben, und ein einzelner Condor,

der hoch über mir den Cordilleren zustrich, schien ebenfalls nach Beute ausgewesen zu sein und die Sache in Verzweiflung aufgegeben zu haben.

Je höher ich stieg, je niederer wurde aber die Holzung; schon näherte ich mich wieder der kalten Zone, mit ihren gelben glatten Grasflächen und kalten Regen und Winden, und um Mittag etwa erreichte ich das vollkommen offene Land, wie zugleich ein hochgelegenes langes Thal, das eingeschlossen in zwei kahlen Hügelketten lag. Auch der Bergstrom war jetzt so klein geworden, daß man ihn überall hätte mit Leichtigkeit kreuzen können. Leise nur murmelte er durch die trostlose Oede hin und schien ordentlich ungeduldig dem tieferen Thale zuzudrängen, wo er wußte, daß er mehr tolle und wilde Spielkameraden bekam, und mit ihnen in lustigen Sätzen über die Felsen fliegen konnte.

Um zwölf Uhr ließ ich mein Thier ein Wenig rasten und frühstückte selber etwas, denn ich hatte in Lukanow auf ähnliche Weise ein Huhn gekauft, wie in Munia, und gleich abkochen lassen; dann ritt ich wieder weiter und hatte wenigstens die Abwechselung meines Weges, daß ein feiner kalter Regen fiel. Und was für eine furchtbare öde Wildniß lag hier um mich her — kein Baum mehr,

kein Strauch, nur ſtarres durcheinander geworfenes Granitgeſtein mit gelben, halb abgeſtorbenen Grasflächen um mich her, neben mir den rieſelnden Bach und über mir den grauen bleiernen Himmel! Ein paar Raubvögel waren dazu meine einzigen Gefährten, die irgend einer verirrten Maus vielleicht nachſpähten, oder auch ſelber nur aus Verſehen in dieſe Einöde gekommen waren. Wie kalt der Regen mir dabei entgegenſchlug! Ich wickelte mich feſt in meinen Poncho, es dem Maulthier überlaſſend, ſich den feſteſten und beſten Pfad auszuſuchen, denn da der Berghang keinen bedeutenden Fall mehr hatte, ſammelte ſich hier oben das Waſſer und bildete eine Unzahl jener gefährlichen Stellen, die auf der Oberfläche hart und ſicher ausſehen, wo aber das Maulthier plötzlich bis an den Bauch verſinkt, und oft kaum ſein eigenes Gewicht wieder in die Höhe bringen kann.

Stunde nach Stunde verging ſo, Meile nach Meile legte ich zurück, und fand mich plötzlich in einem Felskeſſel, an dem der Weg ſteil emporzuführen ſchien. Rechts thürmten ſich außerdem hohe Schneegebirge auf, aus denen die Luft eiskalt herüberſtrich, und als ich unter dieſen hinzog, donnerte gerade eine Lawine in eine der Schluchten nieder. Ich hörte den furchtbar praſſelnden Laut,

der die Felsen erdröhnen machte, und sah die Lawine selber, wie sie oben einen steilen Hang niederschoß und dann hinter aufragenden Bergspitzen verschwand oder zerstiebte. So hoch aber lagen diese Berge noch über mir, daß mir das Ganze nicht größer schien, als wir daheim gewohnt sind, die Schneemassen bei Thauwetter von steilen Dächern niederschießen zu sehen. Wo ich mich übrigens befand, war ich außer aller Gefahr, denn so weit herüber hätten sie nie ihre stürzenden Massen senden können.

An dem Fuße dieser schneegedeckten Höhen, wie fast überall an solchen Stellen in den Cordilleren, lag eine grüne Lagune, die das Schneewasser der Kuppen sammelte und in den Huancabamba hineinleitete. Hinter ihr zog sich der Pfad über den eigentlichen Rücken der Cordilleren hin, und daß ich dabei bedeutend höher stieg, merkte ich schon an dem schneidenden Schneegestöber, in das sich hier der kalte Regen verwandelte. An manchen Stellen deckte sogar noch alter Schnee den Boden und füllte die Schluchten aus, in die er hineingeweht worden, ohne daß ihn die Sonne je wieder erreichen konnte. Die Luft war außerdem sehr fein und scharf, und mein Thier, das ich kaum am Zügel nachziehen konnte, keuchte und

ſchnaufte, und wollte kaum von der Stelle. Endlich erreichte ich die Höhe, ohne ſelbſt nur durch irgend eine Ausſicht belohnt zu werden, denn die Wolken lagen dicht um mich her, und verdeckten mir ſelbſt die allernächſten Hänge.

Wo der Weg die äußerſte Spitze erreichte, ſteht, wie bei allen ſolchen Stellen in Peru, ein einfaches hölzernes, oft nur aus zwei Stücken zuſammengebundenes Kreuz, und dieſe Sitte hat mir immer ſehr gefallen. Es kam mir ſtets vor wie ein verkörpertes, aus voller Bruſt heraufgeholtes „Gott ſei Dank!“ das da oben in der freien Luft ſteht, und weit leuchtet es dem Reiſenden ſchon oft entgegen. Der ſchlichte Südamerikaner — der „civiliſirte“ reitet natürlich gleichgültig vorbei — zieht auch jedesmal ſeinen Hut vor dieſem einfachen Zeichen unſerer Religion, und murmelt auch wohl ein kurzes Gebet, und wie deutlich beweiſt dies, daß, um den Sinn des Wanderers auf kurze Zeit einer andern Welt zuzulenken, eben nur ſolch ein einfaches, ſchmuckloſes Symbol nöthig iſt, und das Auge des Wanderers nicht, wie in Europa, bei jedem Schritt und Tritt durch Carricaturen beleidigt wird, die, gemalt oder in Holz geſchnitzt, unſern Heiland vorſtellen ſollen. Was ihnen an Wahrheit der Form abgeht, ſucht dabei der Künſt-

ler durch aufgestrichenes Blut zu ersetzen, und wo er vielleicht bezweckt, das Mitleid zu erregen, erregt er nur Ekel und Widerwillen. — Ich dachte an jene sogenannten „frommen" Bilder, als ich das einfache hölzerne Kreuz hier oben auf der Kuppe dieser Cordillere stehen sah, konnte mich aber weder bei dem Gedanken, noch bei dem Kreuze lange aufhalten, denn die Zeit verging, und ich vermuthete noch eine weite Strecke Weges vor mir, ehe ich, aus Schnee und Eis hinaus, wieder warmes und cultivirtes Land erreichen konnte.

Beim Hinunterreiten von der Cordillere — denn als ich die steilste Stelle hinter mir hatte, war ich wieder aufgestiegen — hätte mir aber leicht ein böser Spaß geschehen können, denn die Schnalle an dem Schwanzriemen meines Sattels hatte sich, ohne daß ich es bemerkt, gelöst, und gerade an einem recht unangenehmen Platze, wo mein Maulthier plötzlich stehen blieb und eine steile Wand von vielleicht 60—80 Fuß Höhe niedersah, glitt der Sattel nach vorn, und ich behielt eben nur Zeit, mich an der Seite hinunterzuwerfen. Sonst sind diese Berge aber lange nicht so bös zu passiren, wie die Cordilleren Chiles; sie sind beschwerlicher, aber haben sehr wenige wirklich ge-

fährliche Stellen, noch dazu, da hier der Schnee nie so überhandnehmen kann.

Den eigentlichen Rücken der Cordillere bildete eine schroffe, bröcklige Felsmasse, auf der nur hie und da selbst dürftiges Gras wuchs; dann, von einer langen Lagune der andern Seite ab, flachte sich das Thal wieder etwas aus und ein kleiner Bergstrom begann hier nach Westen zu strömen. Er that aber nur so, als ob er dem Stillen Ocean zuwollte, denn weiter unten mußte er wohl gegen die compakten Massen der Haupt-Cordillere anprallen, die ihn wieder zurückwarfen, dem Amazonenstrom zu.

Und wilder und wüster wurde nun die Bahn, der ich zu folgen hatte; der Schnee verwandelte sich wieder in einen scharfen, peitschenden Regen, der mir die Glieder erstarren machte, und mit der weiten, trostlosen Oede, die mich umgab, hätte man mit größter Leichtigkeit verzweifeln können. Endlich, es mochte vier Uhr Nachmittags sein, entdeckte ich eine menschliche Gestalt, etwas seitab vom Wege, in einem bunten Poncho und mit einem schwarzen Hunde hinter sich. Als ich näher kam, erkannte ich, daß es ein Indianer sei, und rief ihn an, um zu erfragen, wie weit ich noch bis zu den nächsten Häusern hätte. Kaum hörte der

Burſche aber meine Stimme, als er auch ſcheu herumfuhr und nach ein paar Sätzen wie in den Boden hinein verſchwand. Der Lump kam auch nicht wieder zum Vorſchein und mußte ſich mit ſeinem Hunde hinter dem einen oder andern Felſen verſteckt haben.

Ich weiß mich kaum zu erinnern, daß ich je, körperlich wie geiſtig, einen elenderen Tag verlebt habe, und ich war faſt gleichgültig dagegen geworden, als ich gegen Abend endlich die Vegetation ſich beſſern und ſogar über dem jetzt größer gewordenen Strom, an der andern Seite deſſelben, Kartoffelfelder ſah. Aber keine menſchliche Wohnung zeigte ſich noch, und als ich mit Sonnenuntergang endlich das erſte Haus erreichte, ſchien es ein ſo wüſter Aufenthalt, wie die Scenerie ſelbſt, die es umgab. Ich beſchloß auch, lieber noch weiter, bis zu dem nächſten Pueblo Watſchong zu reiten, wo ich jedenfalls mehr Bequemlichkeiten erwarten durfte — ich hätte eben ſo gut die Nacht hier bleiben können.

Die Leute hier ſagten mir allerdings, es ſei nur noch *eine* Legua, aber ſie rechnen hier die Legua zu 100 Quadras, was 30,000 Fuß, alſo ein Fünftel mehr als eine deutſche Meile macht, während die eigentliche Legua nicht einmal voll

drei Viertel einer ſolchen hält. Ich ritt auch Stunde nach Stunde bergauf und bergab an dem ſchäumenden Bergſtrom ſo dicht hin, daß deſſen Fluthen über den Weg ſpritzten, und dann wieder hoch über ihm einem ſchmalen Pfade folgend, daß er unter mir ausſah wie ein blitzendes weißes Band. Mein armes Thier war zuletzt ſo todtmüde geworden, daß ich abſtieg und es führte, und ein paar ſehr ſchmale ſchwankende Brücken, die wir zu paſſiren hatten, zwangen mich faſt, bei ihnen liegen zu bleiben, denn mein Maulthier ſcheute ſich Anfangs, darüber hinzuſchreiten. — Und weiter, immer weiter führte der Weg. Es mußte ſchon zehn Uhr ſein, denn der Mond ging auf, und da ſich der Pfad ein paar Mal getheilt hatte, konnte ich jetzt kaum anders glauben, als daß ich den rechten verfehlt und einen falſchen betreten hätte. Unter ſolchen Umſtänden war es jedenfalls das Beſte, die Nacht zu bleiben, wo ich mich eben befand. Nur um vorher noch einen letzten Verſuch zu machen, ob ich nicht vielleicht doch in der Nähe einer Wohnung ſei, in der ich wenigſtens vor dem Regen geſchützt blieb, ſchoß ich den einen Lauf meiner Büchſe ab — erſchrak aber auch faſt über den plötzlichen Erfolg, denn dicht neben mir ſchlug ein Hund an. Ich befand mich

unmittelbar an Watſchong und hatte wenige Minuten ſpäter ein ordentliches Haus erreicht, in dem ich zu übernachten beſchloß. Allerdings ſchlief Alles, und die Leute im Innern ſchienen auf mein Anklopfen wenig zu achten; dagegen gab es aber ein Mittel. Dicht vor dem einen Fenſter feuerte ich meinen andern Lauf ab und bearbeitete dann die Thür dermaßen mit meinem Kolben, daß ich in kurzer Zeit die ganzen Inwohner entſetzt und im tiefſten Negligée um mich verſammelt ſah. Ich war auch nicht blöde genug, dieſen Moment unbenutzt vorüber zu laſſen.

Einen der Leute ſchickte ich augenblicklich ab, den Alkalden aus dem Bette zu holen, ein Anderer mußte mein Maulthier übernehmen, es in einen Portrero zu bringen, und einen Dritten hielt ich feſt, mir einen Platz zu zeigen, wo ich Etwas zu eſſen kaufen könne, denn ich war nicht allein faſt erſtarrt von Näſſe und Kälte, ſondern auch faſt verhungert. Der Burſche, den ich mir ausgeſucht, wollte allerdings Schwierigkeiten machen und meinte, es ſei ſchon faſt Mitternacht, und da wäre Nichts mehr in Watſchong zu kaufen — aber vergebens, ich wußte das beſſer, und eine Viertelſtunde ſpäter hatte ich richtig wenigſtens eine Flaſche agua ardiente und eine Quantität

hartes Brod erbeutet, mit dem ich mich dieſe Nacht begnügen mußte. Bei dem Alkalden fand ich dann ein Nachtquartier, nahm ihm das Verſprechen ab, mir früh am andern Morgen ein friſches Thier zu verſchaffen, und verbrachte die Nacht elend genug in meinen naſſen Kleidern und auf ein paar dürftigen Schaffellen.

Dieſen ganzen Tag war ich ohne Führer geritten, für den nächſten Morgen aber bedung ich mir einen ſolchen aus, denn wie ich hörte, führte der Weg über die offenen Punas nach Cerro de Pasco, und war bei den vielen Beipfaden leicht zu verfehlen.

Zehn Leguas bis Cerro — aber ich kannte ſchon dieſe entſetzlichen, endloſen Leguas, wo man an einer ſtundenlang reiten konnte, und wegmüde durch die weite traurige Oede verfolgte ich den ganzen Tag meine Bahn, die Nacht, noch anderthalb Leguas von der Minenſtadt entfernt, in einer Schafhütte zu verbringen. Dieſe Punas dehnen ſich auf ganz ungeheure Strecken in den Cordilleren aus und ſind weiter Nichts als mächtige Hochebenen, die aber zu kalt liegen, irgend eine Vegetation zu geſtatten. Nur ein ziemlich dürftiges Gras wächſt dort, denn alles Andere würde den häufigen Nachtfröſten erliegen, die hier

das ganze Jahr herrſchen, und weder Sommer noch Winter anerkennen. Für Weiden eignen ſie ſich aber vortrefflich, und Schaf wie Llama ſcheint ſich ſehr wohl auf ihnen zu befinden. — Ganze Heerden von Llamas trafen wir auch hier an, und ich hatte meine Freude an den ſchönen, ſchlanken und zierlichen Thieren, die der todten Landſchaft doch einen etwas lebendigeren Ausdruck gaben. Schafe weideten ebenfalls hier zu Tauſenden, und ihre Weiden ſind, der natürlichen Formation dieſer Gebirge nach, ſehr bequem durch einzelne Seitenthäler abgetheilt, von denen jedes ſein friſches Waſſer und gewöhnlich auch eine Lagune hat.

Dieſe Punas ſehen auch gar nicht ſo aus, als ob man ſich in den Cordilleren eines Tropenlandes befände, denn mit dem ſteten Nebel, der darauf lagert, bleibt ſelbſt von einem der Hügelrücken aus die Fernſicht auf die benachbarten Schneekuppen ſtets verdeckt, und da ſich der Weg ziemlich eben darin fortzieht, kann man ſich des Gefühls kaum erwehren, daß man in irgend einem nordiſchen, verwünſcht kalten Lande und auf einer Haide ſei, die eben ſo gut Lünneburg wie Peru heißen könne.

Hier oben, hoch hineingebaut in die kalten,

öden Punas, ohne irgend eine bestimmte Jahreszeit, ohne Sommer, ohne eigentlichen Winter, ohne Vegetation, ohne Baum, ohne Strauch, nur von den starren grauen Felsen überragt, zu denen die Schneekuppen in grimmer Majestät niederstarrten, fand ich die Ruinen einer alten Indianerstadt, deren Inwohner nur allein von Jagd und Viehzucht mußten gelebt haben. Deutlich waren noch die Mauern ihrer früheren Hütten zu erkennen — rund gebaut, wie sie die Schäfer noch jetzt hier aufstellen, deutlich noch die Mauern, die den ganzen Platz umgeben, und vielleicht auch gegen die Anfälle anderer Stämme geschützt hatten, denn der Mensch kann nun einmal nicht friedlich neben dem Menschen wohnen. Rechts hatte die alte Plaza gelegen, mit einem größern Gebäude für den Inka, oder auch vielleicht für den Tempel, und westlich, außerhalb der Stadtmauer, hatte ein weiter, runder, ebenfalls abgeschlossener Raum gelegen, in dem sie vielleicht ihre Spiele hielten oder ihre Feste feierten.

Sehr zum Erstaunen meines Führers, der sich wahrscheinlich gar nicht denken konnte, was ich an den dürftigen Ueberresten vergangener Heiden so zu bewundern fand, hielt ich eine lange Weile an der Stelle, und ritt dann langsam durch diese

alten Wohnplätze der Todten, bis mich der kalte Wind endlich weiter trieb. Sonderbar aber, daß sich Menschen auf solcher unwirthlichen Höhe ansiedeln, daß sie einen solchen Platz zu ihrer Heimath wählen sollten, wo sie in den warmen Thälern doch eben so viel Weide für ihr Vieh und ein viel milderes Klima fanden — oder war auch hier das Klima in früheren Jahrhunderten wärmer gewesen, als wir eine solche Veränderung in Europa nachweisen können; hatten sich vielleicht die Berge selber höher und höher in die kalte Luft hineingehoben? Es sind das Räthsel in der noch immer schaffenden und immer thätigen Natur, die der Mensch eben nicht im Stande ist zu lösen, und über die er sich höchstens den Kopf zerbrechen kann.

Die Lagunen könnten der Landschaft etwas Freundlicheres geben, wenn sie eben im Stande wären, Anderes wiederzuspiegeln als grauen Himmel und grauen, rauhen Fels. Nicht einmal Flug- oder Wasserwild belebt sie, denn ein paar Bleßenten ausgenommen, sah ich nie Etwas auf ihrer Fläche schwimmen. Es giebt dort oben in den Bergen eine große, weiß und schwarze, wilde Gans, aber sie geht sonderbarer Weise nie auf das Wasser, sondern hält sich stets an den höheren Berghängen

auf, wo sie sich wahrscheinlich das junge und feinste Gras zu ihrer Nahrung aussucht. Der sonderbare, trompetenartige Ton, den sie zu Zeiten, besonders Morgens und Abends, ausstößt, tönt dann von allen Seiten, und im Anfange konnte ich gar nicht herausbekommen, wo er eigentlich herrühre, bis ich die weißen Punkte an den Wänden entdeckte. Auch ein mövenartiger Vogel kommt an einzelnen Lagunen, aber nicht häufig vor. Sonst fand ich weder die Fährte eines Hirsches, noch die Spur eines einzigen wilden Thieres auf diesen Höhen, Reineken ausgenommen, der an dem Rande der Lagunen gern auf- und abzuschnüren schien, vielleicht eine der armen Bleßenten zu belauern, die ebenfalls am Ufer ihrer Nahrung nachgehen.

Mit einbrechender Dunkelheit sahen wir wieder mehrere Schäferhütten beisammenliegen und hielten darauf zu, um in einer von ihnen die Nacht, so gut das eben anging, zu verbringen. Mein Führer schritt neben mir her, und ich warf zufällig einmal den Blick nach dem, rechts neben uns hinlaufenden Hang hinauf, als ich dort einen Fuchs bemerkte, der mit der größten Ruhe den Hang herunter und gerade auf uns zugeschlendert kam. Er mußte dabei ganz in Gedanken sein,

denn er ſah uns nicht einmal, obgleich wir kaum mehr als zwanzig Schritte von ihm entfernt waren, und uns doch auf der vollkommen freien Puna fortbewegten. Mein Führer hatte den Fuchs ebenfalls nicht bemerkt, denn ich mußte ihn ein paar Mal leiſe anrufen, ehe er ſtehen blieb und aufſah. So wie ich mein Thier aber anhielt, wurde Reineke ſtutzig, hob raſch den Kopf, äugte ſcharf herüber und drehte ſich dann langſam ab, den Weg, den er gekommen, zurückzugehen. Er ſchien aber dabei keineswegs in Eile und glich auf's Haar einem Menſchen, der auf einem Spaziergange ganz unerwartet Jemandem begegnet, deſſen Geſellſchaft ihm nicht gefällt, und der langſam umdreht, einen andern Weg einzuſchlagen.

Raſch war ich indeſſen aus dem Sattel geſprungen, denn ich wußte nicht, wie mein Maulthier das Feuern vertragen würde. Vergebens ſuchte ich aber in allen Taſchen nach einem Zündhütchen; das einzige, das ſich fand, hatte ſich mit irgend einer Krume vollkommen ausgefüllt, und Reineke ging indeß ruhig ſeiner Wege — es war zum Verzweifeln. Mein Begleiter indeſſen, der wohl merkte, woran es fehlte, rief plötzlich, nicht ſehr laut, aber doch deutlich genug, daß es der Fuchs hören konnte: „Tom!“ Reineke blieb auch

richtig stehen — ob er nun selber Tom hieß, oder sich nur für den Namen interessirte — äugte herum und schien sich die Sache eine Weile zu überlegen, die Gesellschaft gefiel ihm aber noch immer nicht und er setzte seinen Weg wieder fort. „Tom!" rief mein Führer noch einmal, und er hielt noch einmal, aber selbst diese Gefälligkeit half mir Nichts, denn ich fand durchaus kein Zündhütchen und gab den Fuchs auf.

Dieser hatte auch in der That lange genug auf mich gewartet und wäre wenige Minuten später außer Schußweite gewesen. Da mußte er plötzlich irgend ein Mauseloch oder sonst einen interessanten Gegenstand ganz in seiner Nähe entdecken, denn er drehte sich plötzlich, ohne weiter die geringste Notiz von uns zu nehmen, rechts ab und verschwand hinter einer niedern Erderhöhung an jener Stelle. Jetzt sprang ich an meine Satteltasche, wo ich die Schachtel mit Zündhütchen stecken hatte, fand diese und wollte jetzt versuchen, mich an den Erdrand, der indeß kaum achtzig Schritte entfernt war, anzupirschen. Sobald aber mein Führer sah, daß ich schußfertig war, rief er einfach wieder: „Tom!" und wahrhaftig, der Fuchs trat im nächsten Augenblick so gehorsam auf den Rand des kleinen Erdwalls, als ob er auf den

Ruf dreſſirt wäre. Armer Reineke! Es war dein letzter Spaziergang geweſen, denn die Kugel traf ihn mitten auf den Stich und ſchlug ihm das Rückgrat entzwei. Niemand war übrigens mehr erfreut über den Schuß, als mein Führer, der den Fuchs augenblicklich holte und mich um das Fell bat. Es war ſehr hübſch grau und roth gemiſcht, der Fuchs aber kleiner als die unſrigen, ſonſt dieſen aber vollkommen ähnlich.

Bis wir jetzt die Hütten erreichten, war es völlig dunkel geworden, trotzdem wurden wir aber ganz freundlich von ein paar Frauen, welche die erſte bewohnten, aufgenommen, und ſie bereiteten uns nach den beſten Kräften eine recht gute Suppe von Kartoffeln und Schaffleiſch, ihre gewöhnliche und alltägliche Koſt.

Dieſe Hütten ſind übrigens dem rauhen Klima jener Punas vollkommen angemeſſen, denn ſie ſind ringsum feſt verſchloſſen, mit einem ſo ſchmalen und niedern Eingang, daß ich kaum meinen Sattel hindurchzwängen konnte und ſeitwärts folgen mußte. Ein recht dicker alter Herr wäre auch rettungslos ausgeſchloſſen, und könnte ſich höchſtens die Nacht, indem er den Eingang verſtopfte, die Füße wärmen. Das einzige Unangenehme in dieſen Hütten iſt der Rauch, der das ganze Innere

des ſpitzen und dicken Binſendaches vollkommen ausfüllt und bis etwa vier Fuß über dem Boden in dichter, die Augen beißender Schicht lagert. Man iſt deßhalb auch kaum im Stande, aufrecht darin zu ſtehen, und die Bewohner kauern in dieſen Höhlen, die ſie Nachts mit ihrer Hühnern und Hunden theilen, ſtets auf den Boden nieder.

Mitten in der Nacht weckte mich mein Führer, um mit dem vollen Mondſchein unſern Weg fortzuſetzen und Cerro de Pasco früh am Morgen zu erreichen. Dem Monde nach war es etwa drei Uhr Morgens, und bald darauf ſchritten wir durch die ſtille öde Wildniß unſere einſame Bahn entlang. Es war ein prachtvoller Morgen, oder eher eine prachtvolle Nacht; kein Luftzug ging, kein Regen oder Schnee fiel, und da ich in der warmen Hütte meine, den Tag über vollkommen durchnäßten Kleider wieder ordentlich getrocknet hatte, konnte ich den Marſch doch wenigſtens etwas behaglicher fortſetzen.

Um ſieben Uhr Morgens erreichten wir denn auch endlich den letzten Felſenrücken, zu deſſen Füßen das eng zuſammengedrängte Cerro ſo freundlich liegt, wie eine Stadt in einem kahlen Felſenkeſſel liegen kann. Die dicht darangeſchmiegte Lagune giebt ihm aber etwas Lebendiges, was

noch durch zahlreiche Llamaheerden vermehrt wurde, die in die Stadt zogen, theils um Futter hineinzubringen, theils um von dort aus an ihre tägliche Arbeit geschickt zu werden. Auf dem Felsrücken spazierten ein paar Raubvögel umher, die sich hier oben ziemlich häufig aufhalten, und die mich deßhalb besonders interessirten, weil sie genau so aussahen, als ob sie einen schwarzen Frack und eine weiße Weste trügen. Ich habe schon vier von ihnen auf einem großen Steine beisammensitzen sehen, als ob sie da eben zu einer Partie Whist zusammengekommen wären.

Von Cerro aus schickte ich noch an dem nämlichen Tage einen Boten nach Huariaco ab, mein eigenes Maulthier von dort zu holen, und da ich meinem Gobernador dort nicht recht traute, erbat ich mir einen Brief von dem Subpräfecten (der Präfect selber war abwesend), daß mir der Herr in Huariaco keinen Streich spielen konnte. Es zeigte sich später, daß es nicht unnöthig gewesen war.

Mit ein paar Worten muß ich aber des Subpräfecten erwähnen, der in Cerro de Pasco Nachmittags und Abends oft stundenlang an irgend einer beliebigen Hausecke in das Blaue starrend, als ein lebendiger Beweis steht, wie in diesen

Republiken öffentliche und einträgliche Stellen besetzt werden. Schon bei meinem letzten Besuche in Cerro war er mir aufgefallen. Ich saß in der Stube des Präfecten, als ein wohlbeleibter Mann mit einem furchtbar dummen Gesicht, einem struppigen, gemeinen Schnurrbart, schwarzen, glatten und über die Stirn gekämmten Haaren, die Augenbraunen und den Hut weit zurückgeschoben, in das Zimmer schweigend eintrat und hinter sich einen Stuhl herschleifte, auf dem er sich, ohne eine Silbe zu sagen, ohne einen Menschen zu grüßen, niederließ. Er legte dabei seine flachen Hände vorn auf die Kniee und schien sich zu überlegen, zu welchem Zweck er eigentlich geboren wäre. Eben so schweigend stand er etwa nach einer Viertelstunde wieder auf, schleifte den Stuhl ab und verschwand spurlos von der Scene.

Die in Cerro allgemein verbreitete Meinung war, daß er — einen Sparren habe, und man erzählte sich von ihm die komischsten Geschichten. So hat er einem Maulthiere, das nach einem seiner Bekannten geschlagen, 25 aufzählen und es 24 Stunden einsperren lassen. Ein auf der Straße stehendes Wasserfaß, an dem er sich im Vorbeigehen den Rock schmutzig machte, wurde

ebenfalls für zweimal 24 Stunden auf die Polizei geſchafft und dann dem Eigenthümer zurückgeſandt, und eines Nachts, als ihm die Mäuſe den Zwieback anfraßen, den er auf einem Tiſche in der Stube liegen hatte, warf er ſeine goldene Uhr nach ihnen. — Man erzählt ſich noch viel mehr Tollheiten von ihm, ich führe aber nur das an, was mir feſt verbürgt wurde. — Und kann ein ſolcher Mann Subpräfect ſein? — Und warum nicht, wenn ſein Vetter Vicepräſident iſt? Wenn ſein Vetter *nicht* Vicepräſident wäre, ſtäke er vielleicht in einer Irrenanſtalt. —

Den dritten Tag erſt kam mein Maulthier zurück, und zwar als ein neuer Beweis peruaniſcher Ehrlichkeit. Jener Lump von Gobernador nämlich, anſtatt es in ſeinem Portrero zu füttern und auszuruhen, wie er es verſprochen, hatte es arbeiten laſſen oder geritten, denn es war mager und — das Schlimmſte — der Rücken aufgerieben. Dabei verlangte der unverſchämte Burſche noch mehr Futtergeld, als ich mit ihm ausgemacht. Ich ſchrieb ihm ſtatt deſſen einen ſehr freundlichen Brief.

Am nächſten Tage ſattelte ich mein Maulthier ſehr vorſichtig, daß ich den Schaden nicht ſchlimmer machte und dem armen Thiere nicht weh-

that, und ritt durch die offenen Pampas der nächsten Station Ualjay zu. Dicht vorher, ehe ich den Platz erreichte, bekam ich aber ein furchtbares Beispiel peruanischer Rohheit und Grausamkeit zu sehen, das kein Heide der Welt teuflischer hätte ausführen können, als diese Menschen, die sich Christen nennen und vor jedem Kreuz den Hut abziehen. In Peru ist es Sitte, daß, wenn unterwegs ein Maulthier stürzt und verendet, ohne daß der Eigenthümer dabei ist, der Arriero oder der, der das Thier gemiethet hat, ihm die Ohren ab- und das gebrandete Zeichen aus der Hüfte schneidet, dieses als Beweis dem Eigenthümer zurückzubringen. Dicht am Wege nun fand ich ein Maulthier, das etwa zehn oder zwölf Schritte links vom Pfade lag. Die Ohren waren ihm abgeschnitten, eben so ein viereckiges Stück Haut aus der Hüfte gelöst, auf dem das gebrandete Zeichen gestanden hatte. Jetzt arbeiteten ein paar ekelhaft zottige Schäferhunde an dem Leibe des Thieres herum und hoben, als sie mich ankommen hörten, die blutigen Schnauzen gegen mich. Von Weitem hatte ich schon gesehen, daß sich die Beine des Maulthieres bewegten, aber auch zugleich die Hunde bemerkt und geglaubt, daß diese es durch ihr Zerren und Reißen bewirkten. Jetzt, wie ich

faſt dicht hinankam, wieherte in der Ferne ein anderes Maulthier, und entſetzt griff ich meinem Thiere in den Zügel, denn das arme unglückliche Geſchöpf vor mir lebte und antwortete mit kläglich winſelnder Stimme dem Laut.

Scheu und verdroſſen, den Schweif eingekniffen, als ob die Canaillen recht gut wüßten, was ſie da verübt, zogen ſich die beiden Hunde von dem Opfer menſchlicher Niederträchtigkeit zurück, bereit natürlich, ſo wie ich den Platz verlaſſen würde, zu ihrem Mahle zurückzukehren. Das aber mußte ich jedenfalls vorher ſeiner Qual entheben. Wohl hatte ich meine Büchſe, ehe ich Cerro betrat, abgeſchoſſen und gereinigt, und noch nicht wieder geladen, denn es war nicht wahrſcheinlich, daß ich hier irgend ein Wild zum Schuß bekommen würde, aber ich ſtieg augenblicklich ab, lud den einen Lauf und machte mit einer Kugel den Leiden des unglücklichen Geſchöpfes ein raſches Ende. Das Maulthier mußte jedenfalls einem Zuge Arrieros gehört haben, denen ich an dieſem Tage begegnet war, und die von Oberajilio kamen.

In Ualjay blieb ich die Nacht und wollte von dort einen Führer durch die fatalen Sumpfſtellen haben, die auf dieſer Strecke lagen, aber es war

nicht möglich, denn jedes männliche Weſen war in dem ganzen Orte betrunken. Wie mir geſagt wurde, feierten ſie das Feſt Candelaria auf eine jedenfalls ſehr würdige Weiſe. Nachdem ich ein paar alten Frauen eine Menge Geld hatte geben müſſen, um nur etwas Futter für mein armes Thier zu bekommen, übernachtete ich diesmal in dem Tambo, und ſetzte am nächſten Morgen meinen Ritt allein und ohne Führer fort. Ich mußte eben ſehen, wie ich durchkam.

Unterwegs ſchoß ich eine von den wilden Gänſen, mehr eigentlich, um einmal ein ordentliches Exemplar in der Nähe zu ſehen, als um es zu eſſen, was mir auch ſpäter, trotz mehrfachen Verſuchen, nicht gelang. Ich fand zwei zuſammen in der Puna und ſchoß den Gänſerich, der mit ausgeſpannten, halb ſchwarzen, halb weißen Flügeln etwas über fünf Fuß maß. Auffallend kurz war der Schnabel, aber breit wie bei jeder andern Gans. Auch die Schwimmhäute fehlten nicht, obgleich ich den Vogel, wie ſchon früher erwähnt, nie im Waſſer geſehen habe. Ich ſchnitt mir die beſten Stücke heraus, und ließ ſie mir an dem Abend in Pacamayo, am Fuß der Cordillera, erſt kochen und dann braten — doch umſonſt. Das Fleiſch, das einen leiſen Thrangeſchmack hatte — nicht

zu viel, nur eben genug, um es unſchmackhaft zu machen — ließ ſich nicht kauen; es war wie Gummi elaſticum, und ich mußte es zuletzt wegwerfen, was ich zum Beſten eines Schäferhundes an der andern Seite der Cordillera that. — An dieſem Tage fand ich in der Puna einen ſehr hübſchen, weiß und roth geſtreiften Poncho, und machte es möglich, den Eigenthümer deſſelben, der in Oberajilio wohnte, zu erfragen. Zum Dank dafür wurde mir ſpäter in einem andern kleinen Städtchen, unter Oberajilio, mein Regenmantel vom Sattel geſtohlen, als ich nur eben abgeſtiegen war, mir ein paar Cigarren zu kaufen. Ein würdiger Peruaner, der ebenfalls die dreitägige Candelaria feierte, ſchien ihn gebraucht zu haben.

Die Cordillera paſſirte ich diesmal vortrefflich und bei günſtigem Wetter — viel beſſer als mein Maulthier, dem, ziemlich auf der Höhe, etwas Blut aus dem Nüſtern kam, und das ganz entſetzlich ſchnaufte. Ich ſtieg natürlich ab und führte es, und es ſchien ſich auch bald wieder zu erholen. — Was für ein einſamer Ritt über dieſe wilden Berge, wie todt, wie öde Alles um den Wanderer, und wie viel lange, lange Tage hatte ich ſchon in dieſen weiten, kalten und troſtloſen Punas zugebracht! Ich bekam eine ordentliche Sehnſucht nach grünen

Büſchen und Blumen, und ſchritt wacker aus, den weſtlichen Hang der Cordillera zu erreichen, wo ich ja wußte, daß von da an der Weg ſcharf und ununterbrochen in's wärmere Land führte. Auch mein Maulthier ſchien zu wiſſen, daß wir jetzt wieder beſſerem Futter entgegengingen, denn es ließ ſich heute weit beſſer führen, als es je gethan, und bald hatten wir die in den Gipfel eingeſenkten Lagunen erreicht, ließen den Schnee der hohen ſchroffen Kuppen mit ſeinem rauhen Luftzug hinter uns, und mit ihnen die Quellen des Amazonenſtromes. — Aber nicht mit traurigem Herzen ſchied ich von ihnen, rief ihnen nur noch einen Gruß zu, den ſie dem alten Atlantiſchen Ocean von mir bringen ſollten, pflückte zum Andenken an den Platz ein paar, ſelbſt dort oben in 16,000 Fuß Höhe wachſende Alpenblumen, und zog dann fröhlich meines Weges, Thal ab.

Und kaum war ich hundert Schritt gezogen, ſo traf ich auch ſchon einen alten Bekannten von früher her: den jungen Chillon, der hier als kleine ſprudelnde Quelle aus dem Felſen ſprang und mir verſprach, mich treulich bis nach Lima zu geleiten. Hinter mir drein ſandten die rauhen Berge freilich noch einen kalten Gruß von Hagel und Regen, aber es dauerte nicht lange; der Himmel

klärte ſich wieder auf, und raſch näherte ich mich jetzt wenigſtens der gemäßigten Zone, der kalten auf Monde hin den Rücken zu kehren.

Was für ein eigenthümlich prächtiges Gefühl das iſt, aus ſolch kalter Höhe nach ſo langer Zeit hinabzuſteigen und nun das allmähliche Wachſen der Vegetation zu beobachten, deren Zunehmen man bei raſch ſinkendem Wege faſt mit jedem hundert Schritt bemerken kann. Hier wird eine kleine, lebendig gefärbte Blume ſichtbar, die man lange nicht geſehen und ſchon faſt vergeſſen hatte, dort ein Strauch, der ſich an der vor dem Luftzuge geſchützten Seite irgend eines Felsbrockens herausgedrängt. Das Gras wird dazu grüner und höher, und ganze Büſchel großer gelber Sternblumen hängen plötzlich über den Weg herab. — Und immer Neues kommt dazu; einzelne kleine Vögel haben ſich ſchon bis hier herauf gewagt und zwitſchern gar ſo lieb ihr einfach ſchmuckloſ Lied, und zwiſchen ihnen freute mich beſonders ein kleiner, ganz allerliebſter ſächſiſcher Briefträgervogel, gelb mit blauen Aufſchlägen, der eine ganze Weile mit mir am Wege dahinzog, als ob ich ihn eben ſo intereſſire, wie er mich.

Jetzt ſchlängelt ſich der Pfad zum Flußbett nieder, und wo die Fluth den Boden netzen konnte

und die tiefere Schlucht vor den rauhen Winden der Schneeberge geſchützt blieb, da keimt es grün und üppig hervor, höher und höher, ſo daß ſchon in kurzer Zeit die Zweige der Weiden den Hut ſtreifen und immer ſtärkere und vollere Stämme zeigen. — Und hier beginnt auch wieder der Menſch dem Boden Nahrung abzuzwingen. Die Kartoffel iſt da immer die erſte Frucht und fängt mit kleinen, eckigen Feldern an, wie der ſchmale Grund den erſten Anbau geſtattete; ſchmale Streifen von Alfalfa, dem Futterkraut, folgen, und ganz allmählich findet man ſich jetzt den ſpitzen Blättern des Mais gegenüber, der in der Pflanzenwelt das Verbindungsglied zwiſchen gemäßigter Zone und den Tropen bildet und ſeine Felder ſpäter mit denen des Zuckerrohrs vermiſcht. Jetzt hat man keine Kälte mehr zu fürchten, kein Schneegeſtöber mehr und keinen Hagelſturm, und das Maulthier ſelber trabt raſcher dahin, wo es der Weg nur irgend geſtattet, denn es weiß jetzt, daß es an dieſem Abend wieder endlich einmal gute und ſüße Nahrung findet.

Ueberall trifft man hier an dem Wege die Ruinen vergangener indianiſcher Städte; kahle Steinmauern mit eingeſtürzten Dächern und Wän-

den, aber nicht ſelten durch ihren Umfang große, volkreiche Dörfer kündend, und dieſe mußten jedenfalls fleißiger geweſen ſein, als die jetzigen Bewohner, ſonſt hätten ſie den dürren Bergen ſchwerlich die genügende Nahrung abzwingen können. Damals lebten Tauſende in dieſen Thälern, die jetzt faſt wie verödet liegen, und hier kann man wirklich nicht einmal ſagen, daß ſie die Cultur vertilgte, einem thätigeren, frommeren Volke Raum zu geben. Die Cultur hatte Nichts mit jenem Raub und Mord zu thun, mit dem die erſten Eroberer über dies arme Land herfielen. Es war allein die Gier nach Gold, die jenen Unglücklichen die Bibel entgegenhielt, und hinter dieſer Dolch und Schwert in ihr Herzblut tauchte.

Die Nacht ſchlief ich in Oberajilio, wo ich die Silberescorte von Cerro de Pasco überholte. Die mächtigen Barren waren in einem der kleinen, zu dieſem Zwecke beſonders mit ſtarken Eiſengittern verſehenen Häuſer aufgeſchichtet, die beſtimmten Beamten hielten dabei Wacht, und vor der Thür ſtand eine Anzahl Militär mit ſeinen rothen Hoſen und ſchmutzigen Geſichtern zum Schutz. Man traut den wackeren Leuten unterwegs nicht und gebraucht jede nur mögliche Vorſicht, das Silber ſicher zu

ſtellen — und zu dieſer Sicherſtellung wird ſo ziemlich das ganze Silber — auf geſetzlichem Wege natürlich — verwandt.

Früh von dem kleinen Städtchen wieder aufbrechend, von wo der Pfad dem ſteil abſtürzenden Bergſtrom eben ſo ſteil und rauh folgt, kam ich nicht allein in die üppige Vegetation, die den Fluß umdrängte, hinein, ſondern auch faſt wieder hinaus, denn weiter nach Lima zu, wo er ganz aufhört, fällt ſchon ſehr wenig Regen, und der Pflanzenwuchs hält ſich deßhalb nur dicht zum Strom. Nur wo ſich das Thal manchmal weitet, findet man freundliche und grüne Felder, die von den kahlen nackten Höhen überragt werden. An dieſem Tage ſah ich eine Maſſe von Condoren, die um die Kuppen der Nachbarhöhen kreiſten. Ich zählte einmal acht von ihnen zuſammen auf einer Stelle, aber ſie blieben viel zu hoch, als daß ich ihnen mit einer Kugel hätte beikommen können. Wild giebt es hier gar nicht; in den kahlen Bergen kann ſich nichts Lebendiges halten, und es iſt ein ganz eigenes, troſtloſes Gefühl, mit dem man dieſe weiten, öden Strecken überſchaut, die wie geſtorben und getrocknet in der Sonne dörren — Berg-Leichen. — In den Muſeen liegen die getrockneten Ueberreſte des Volkes, das ſie einſt bewohnte,

ſorgfältig als Mumien aufbewahrt, viel ſorgfältiger, als man die Lebenden einſt behandelte, und draußen um ſie her liegt das todte Land, die Hände auf der Bruſt gefaltet, und ſtarrt den blauen, wolkenloſen Himmel mit den leeren Augenhöhlen an.

Die nächſte Nacht blieb ich diesmal in Magdalena, einer größeren Eſtancia mit großen Räumlichkeiten und Preiſen für Reiſende. Ich bekam aber wenigſtens ein gutes Bett und ſattelte mit Tagesanbruch wieder, Lima ſo früh als möglich am nächſten Tage zu erreichen. Noch vor mir war die junge Dame vom Hauſe, ein allerliebſtes Frauchen mit rabenſchwarzem Haar und feurigen Augen, aufgeſtanden. Die Sonne war noch nicht heraus, und jenes durchſichtige Dämmerlicht füllte die Luft, das dem kommenden Tage vorhergeht. Leiſe rauſchte der Morgenwind durch die hohen Bäume, die eine vor dem Hauſe herausſprudelnde Quelle überſchatteten, und unter der breiten, von einer niederen Lehmmauer umgebenen Verandah ſtand das junge ſchöne Weib, das Haar aufgelöſt, deſſen dichte Maſſen ſie mit einem Kamme zu theilen ſuchte, und neben ihr auf dem Tiſche ſtand — ein großes, blau geblümtes Nachtgeſchirr, das ſich als

ein Lavoir herausstellte, und in das die junge schöne Frau den Kamm dann und wann mit einem sinnenden Lächeln eintauchte — es war ein reizendes Bild, das ich nie vergessen werde.

Nachtgeschirre spielen überhaupt in Süd-Amerika eine bedeutende Rolle. Man sieht sie nicht allein da, wohin sie gehören, sondern auch oft unter Blumen halb versteckt, auf Stühlen und Tischen, an Hausecken und auf Dächern. Keine eingeborene Frau der Cholos steigt an Bord eines Dampfers, ohne ein solches Instrument in der einen Hand und ein oder zwei Kinder auf dem andern Arm zu tragen, und im Geiste sehe ich die alte würdige Mulattin auf der Plaza in Lima noch in diesem Augenblicke vor mir stehen, die, am linken Arme einen Korb, mit einem ältlichen Herrn sich unterhielt, und mit der rechten Hand, in der sie ein solches Hausgeräth offen trug, auf das Lebhafteste dabei gestikulirte.

Eine Quelle, die bei Magdalena ziemlich armstark aus dem Berg herausbricht und krystallhelles kaltes Wasser hat, soll trotzdem eine sehr böse und gefährliche Eigenschaft besitzen. Wie mich nämlich mehrere Aerzte versichert haben, erzeugt sie sehr häufig einen bösartigen, warzigen Hautausschlag über den ganzen Körper, der mit der

größten Vorsicht kurirt sein will, wenn er nicht schlimme Folgen und für Jahre einen siechen Körper hinterlassen soll. Da ich übrigens nie Wasser trinke — wenn ich nicht nothgedrungen muß — so fürchtete ich mich nicht vor der Quelle und trabte ruhig vorbei, der Seeküste zu.

Und heute fand ich auch wieder Etwas, was ich lange nicht gesehen — Staub, von dem ich mich bald vollkommen eingehüllt sah. Es war ein heißer, trockener Ritt in der Sonne, die tüchtig von ziemlich über Kopf niederstach; aber ich hatte mein Ziel jetzt auch bald erreicht. Die peruanischen Cordilleren mit ihren kalten öden Punas lagen hinter mir, die Bahn lag eben voraus, das Thal weitete sich mehr und mehr. Schon konnte ich die Stelle erkennen, wo sich die letzten Berge im Westen dem Ocean zu abdachten, und jetzt — Nachmittags um 3 Uhr etwa — erkannte ich die Kirchthürme von Lima, von denen ich nie geglaubt hatte, daß ich sie je mit solcher Freude begrüßen würde.

7.

Ein Ueberblick über die jetzigen Verhältnisse Perus.

So lange der Carneval dauerte, war es nicht möglich, in Lima Etwas auszurichten. Man traf in der That keinen Menschen zu Hause; alle Geschäfte waren geschlossen, und die Leute, die sich nicht selber an dem Unfuge betheiligen wollten, sämmtlich nach Chorrillos geflohen.

Nach dem Carneval ging ich aber ernstlich daran, den Präsidenten der Republik, wie ich es den Colonisten versprochen, aufzusuchen, wenn ich auch damals gar nicht geglaubt, welche Schwierigkeiten ich dabei würde zu überwinden haben.

Zuerst wandte ich mich an verschiedene Minister, um mir eine Audienz zu verschaffen, und der eine von ihnen, der Minister des Innern, Sennor Morales, weigerte sich sogar entschieden,

mich anzumelden, und frug mich, was ich denn so Wichtiges mit dem Präsidenten zu sprechen hätte, daß es nicht durch den natürlichen Canal, die Minister, gehen könne. Zwei andere waren schon mehr Peruaner, und versprachen mir fest, mich einzuführen, dachten aber natürlich gar nicht daran, ihr Wort zu halten.

Mit diesem Hin- und Herfahren und Herumlaufen rückte der Tag heran, an dem ich mit dem Dampfer Peru verlassen wollte, nach Valparaiso und Chile zu gehen. Mit der gehörigen Zähigkeit aber begabt, einen einmal gefaßten Plan nicht so leicht aufzugeben, beschloß ich, lieber diesen Dampfer zu versäumen, und den nächsten zu benutzen, aber den Präsidenten erst jedenfalls zu sprechen. Ich vermuthete nicht mit Unrecht, daß er von den Lumpereien seiner Beamten Nichts wisse, und der Colonie, die er immer begünstigt hatte, selber beistehen würde, wenn er erst einmal wirklich erführe, wie die Sachen ständen.

Kurz vorher war ein neuer Posten in Peru geschaffen, und ein Direktor der öffentlichen Bauten ernannt worden. Dieser Herr, der auch etwas Englisch sprach, interessirte sich besonders für den Straßenbau der neuen Colonie, und war mir, wie er mir sagte, dankbar für die Notizen, die ich

ihm darüber gab. Ihm, wie dem Sohn des Kriegsministers, einem jungen tüchtigen Manne, der sich lange in England aufgehalten und sich von dort auch eine Frau mit herübergebracht, hatte ich es besonders zu danken, daß ich meinen Zweck endlich erreichte. Es wäre aber wahrhaftig mit weniger Schwierigkeiten verbunden gewesen, eine Audienz beim Kaiser von China zu erlangen.

Jedenfalls mußte ich nach dem Badeort Limas, nach Chorrillos hinausfahren, wo ich dort beim Präsidenten zum Thee eingeführt wurde, und Zeuge sowohl als Mitwirkender bei einer der langweiligsten tertullias oder Theegesellschaft des Landes war. Der Präsident hatte aber trotzdem keine Zeit für mich, und nachdem ich bis halb elf Uhr gesessen und endlich aufstand, um fortzugehen, versicherte mich der Direktor, Seine Excellenz sei jetzt gerade mit dem brasilianischen Gesandten beschäftigt, und morgen würde sich gewiß eine andere und passendere Zeit finden.

Se. Excellenz war auch in der That dringend mit dem brasilianischen Gesandten beschäftigt, — aber am Spieltische, wie ich durch eine offene Seitenthür erkennen konnte. Heute war also wirklich Nichts mehr zu machen, und ich mußte die Nacht in dem theueren, langweiligen Chorrillos bleiben.

Uebrigens wollte ich am nächsten Morgen mit dem ersten Zuge nach Lima zurück, denn wenn ich irgend Etwas auf der Welt hasse, und mich nie dazu verstehen würde, so ist es das Antichambriren zu dem eine ganz besondere Leibesbeschaffenheit gehört. Am Bahnhofe schon fing mich aber der Direktor, der sich wirklich für die Sache zu interessiren schien, noch ab, und lud mich zum Präsidenten zum Frühstück ein, wo ich dann Alles viel leichter und ungenirter mit ihm besprechen konnte.

Den alten Herrn fand ich denn auch heute nichts weniger als grob, wie er mir früher geschildert worden, und wovor ich mich nicht im Mindesten fürchtete, denn ich wollte Nichts von ihm für mich erbitten, sondern ihm nur selber und seinem Lande nützen. Er war freundlich und vollkommen ungenirt, wie ich die Menschen am Liebsten habe, und wie man am Besten mit ihnen verkehren kann. Ich konnte mit ihm offen von der Leber weg sprechen, und wenn auch der vorsichtige Direktor, der manchmal dolmetschen und aushelfen mußte, Manches zu mildern suchte, arbeitete ich mich mit meinem eigenen Spanisch doch, so gut das eben gehen wollte, durch.

Er wußte, wie ich es mir gedacht hatte, nicht ein Wort von den Intriguen, die gegen einen

direkten Weg der Colonie im Werke waren, und beauftragte, in meiner Gegenwart, den Direktor der öffentlichen Bauten, dafür zu sorgen, daß der Weg jetzt unverweilt in Angriff genommen werde. Außerdem hatte ich ihm auch, als einzigen möglichen Menschen, um die Sache wirklich mit Erfolg durchzuführen, meinen indianischen Führer Leon Carthagena zum Weg-Inspector vorgeschlagen, denn der bisherige Weg-Direktor, ein verunglückter Minenspeculant, der nicht das Geringste von solcher Arbeit verstand, und sich noch weniger darum bemühte, verzehrte auf Kosten der Colonisten seine 50 Dollar monatlich, und that weiter auf der Gottes-Welt Nichts, als daß er sich selber am Leben erhielt.

Damit war meine Audienz bei Präsident Castilla beendet, aber ich freue mich bestätigen zu können, daß er wenigstens sein Versprechen wirklich gehalten, denn noch in Buenos Ayres erhielt ich einen Brief von einem Freund aus Lima, worin mir dieser schrieb:

„Ihr Besuch bei dem Präsidenten scheint Erfolg gehabt zu haben. Es sind für den Weg nach dem Pozuzu über Huánaco monatlich 1000 Dollar und für den (direkten) Weg über Huancabamba mo-

natlich 500 Dollar bewilligt worden. Auch iſt Leon Carthagena zum Weg-Inſpector ernannt.

So war denn alle meine Mühe und Ausdauer doch nicht vergebens geweſen.

So weit meine eigenen Fahrten in Peru, denn dies abgemacht, dachte ich an weiter Nichts, als mich ſo raſch als möglich wieder einzuſchiffen. Vorher aber möchte ich noch einen Rückblick auf Peru werfen, denn ein Geſammtbild des Geſehenen kann man ſich immer am Allerleichteſten entwerfen, wenn daſſelbe als abgeſchloſſenes Ganzes hinter uns liegt.

Wenn man einen Blick auf die Karte wirft, ſo ſcheint die Lage Perus mit ſeinem breiten Küſtenſtrich am Stillen Ocean, mit ſeinen ungeheueren Landſtrichen im Amazonengebiet, der auch öſtlich von den Cordilleren einen Verkehr zu Waſſer geſtattet, eine außerordentlich günſtige zu ſein, und doch hat wohl kein Land der Welt mit größeren Terrain- und Bodenſchwierigkeiten zu kämpfen, als gerade Peru.

Die ganze ausgedehnte Weſtküſte ſchon, mit all' ihren Häfen und breiten Hängen, iſt ohne künſtliche Bewäſſerung faſt vollkommen nutzlos, da hier, im äußerſten Norden des Reiches vielleicht ausgenommen, nie ein Tropfen Regen fällt. Das

eigentlich fruchtbare und bewaldete Land liegt faſt ſämmtlich an dem Oſthange der Cordilleren und alle die, für die Küſte beſtimmten Producte, Alles, was zu Schiffe ankommt und nach dem Innern geht, muß durch das Maulthier, und deßhalb mit großem Koſtenaufwand und Zeitverluſt, transportirt werden.

Dazu ſind die Thäler dieſer Cordilleren zum Theil ſehr ſchmal, die Hänge dagegen ſteil und geſchluchtet, und nur auf dem Gipfel derſelben, wo weite Hochebenen liegen, findet ſich viel flaches Land, aber in ſo großer Höhe, daß die kalte eiſige Luft keine andere Vegetation geſtattet, als dürftiges Gras.

Der reichſte Theil des weiten Landes liegt jedenfalls im Süd-Oſten, wo breite Thäler und ausflachende Ebenen mit reicher Vegetation eine Maſſe der koſtbarſten Producte erzeugen. Der Nutzen aber, den ſie jetzt dem Staate ſelber damit bringen, iſt verhältnißmäßig ein ſehr geringer, denn die wenigſten davon vertragen den weiten Transport nach der Weſtküſte, und die Schifffahrt auf dem Amazonenſtrom ſtößt immer noch auf eine Menge theils vorhandener, theils erſt erſchaffener Schwierigkeiten.

Trotzdem hat keine ſüdamerikaniſche Republik

reichere Einkünfte, als gerade Peru, und was ihm die Natur auf der einen Seite entzogen, hat ſie ihm auf der andern wieder durch jenes wunderbare Rohproduct, den Guano, zurückerſtattet. Freilich iſt der Guano ein Geſchenk, das dem Staate nur auf eine beſtimmte Reihe von Jahren gemacht zu ſein ſcheint, um ſich in dieſer Zeit herauszuarbeiten und ſelbſtſtändig zu werden, wie man einem Knaben und jungen Mann die Koſten der Erziehung beſtreitet, damit dieſer im Alter für ſein eigenes Fortkommen ſorgen kann. — Wehe ihm, wenn er die Zeit verſäumt und das ihm ausgeſetzte Capital nutzlos vergeudet; er wird im Alter ſchwer dafür zu büßen haben — und eine ſolche Vergeudung findet jetzt in der That in Peru ſtatt.

Der Staat bezieht jährlich, ohne ſeine Einnahmen des Zollhauſes, wie der verſchiedenen anderen Sporteln und Monopole, nur vom Guano allein einen Nettogewinn von zwiſchen ſechzehn bis zwanzig Millionen jährlich, und das Geld, richtig verwandt, könnte dem ganzen Lande zum Segen werden. Alle dieſe ſechzehn Millionen aber — mit Ausnahme des Wenigen, was Präſident und Miniſter für ſich ſelber brauchen — verſchlingt das Militär und die Flotte, und außerdem werden dem Lande, das kaum zwei und eine halbe

Million Einwohner hat, durch das nutzlos gehaltene Militär gerade die beſten Arbeitskräfte hartnäckig entzogen.

Peru hat dabei von keinem andern Lande Etwas zu fürchten, denn ſelbſt ſeine Grenzſtreitigkeiten mit Bolivia ließen ſich auf eine vernünftige Art regeln und ausgleichen, aber es bedroht alle anderen, unterſtützt heimlich und offen durch Geld und Kriegsſchiffe die Revolutionen in benachbarten Staaten, und läßt dadurch dieſe, während es ſich ſelber aufreibt, nie zu Ruhe und Frieden kommen.

Ecuador z. B., ein Land mit reichen Mitteln, aber ſchwachen Kräften, könnte jetzt, da es ſeine Revolution hinter ſich und den damals von Peru unterſtützten Uſurpator Franco vertrieben hat, ſeine ganze Energie auf Ackerbau und Cultur richten; Peru aber hat ſeine Kriegsſchiffe vor Guajaquil liegen und droht fortwährend mit einem neuen Ueberfalle, wenn Ecuador nicht ſo gut ſein, und ihm die ſüdöſtliche Hälfte ſeiner ganzen Republik abtreten will.

Peru ſelber wird durch dieſe kriegeriſche Stellung allerdings nicht im Geringſten beunruhigt, und da der Präſident als unumſchränkter Herrſcher Niemanden bei ſeinen Plänen zu Rathe zieht, ſo weiß und erfährt das übrige Land auch nur ſehr

Wenig davon. Desto mehr aber spürt es den direkten Schaden, der ihm dadurch erwächst, denn mit all' seinen ungeheueren Einkünften rückt es in funfzig Jahren nicht so weit vor, wie andere in fünf.

Es ist wahr, in Lima selber ist manche Verbesserung geschehen, manche nützliche Einrichtung in's Leben gerufen, wie z. B. Gas, Wasserleitungen und die beiden kurzen Eisenbahnstrecken nach Callao und Chorrillos; das ganze innere Land liegt aber vollkommen hülflos da, und erbärmliche Maulthierpfade verbinden allein die verschiedenen Distrikte mit einander, die natürlich nur sehr wenig Verkehr halten können. Und selbst auf diesen Maulthierpfaden sind die Brücken über reißende Bergströme nur schmal und ohne Geländer, und überhaupt auf das Dürftigste hergestellt, so daß die sonderbarer Weise an jeder Brücke fast aufgestellten kleinen Holzkreuze gar nicht so fälschlich den Reisenden ermahnen, ein Vaterunser zu beten und seine Seele Gott zu empfehlen.

Zu gemeinnützigen Unternehmungen hat der Staat überhaupt, trotz all' seinen Millionen, kein Geld, und wo man wirklich einmal Etwas darauf verwendet, fällt es einem ganzen Schwarm von raubluſtigen Beamten in die Hände, so daß Wenig

davon sein eigentliches Ziel erreicht, zu seiner eigentlichen Bestimmung verwandt wird.

In keinem Lande der Welt ist wohl auch in dieser Hinsicht die Corruption größer als in Peru, und das Unglaublichste soll darin geleistet worden sein, als vor einiger Zeit die Regierung jenes Gesetz erließ, das den, in dem spanischen Kriege Geschädigten vollen Ersatz ihrer Verluste gewährte. Die Betrügereien liefen damals nicht mehr in die Hunderte und Tausende, sondern in die Hunderttausende, und von den verschiedensten Seiten wurde mir in Lima erzählt und bestätigt, daß man denen, die Ansprüche zu machen hatten, mit klaren Worten sagte, welche Summe sie *fordern* müßten, wenn sie die wirkliche erhalten wollten. Wer z. B. nur 5000 Dollar glaubte geschädigt zu sein (und die Frage, ob er 500 Verlust erlitten), wurde angewiesen, 20,000 anzugeben, und konnte sich dann darauf verlassen, seine Interessen in den besten Händen zu wissen. Der Guano bezahlte dann bald darauf 20,000 Dollar, der Mann bekam seine 5000 und das Uebrige verschwand.

Jetzt ist freilich kein so profitables Engros-Geschäft zu machen, und die Sache muß mehr im Kleinen betrieben werden, was sie natürlich viel mühsamer und undankbarer macht — und was

hätte mit dieſen Millionen für Peru ſelber ausgerichtet werden können. Die Entdeckung einer Betrügerei in dieſen Staaten iſt aber faſt unmöglich, weil Alles ſo feſt zuſammenhängt und ſo tief verwickelt in irgend eine derartige Sache iſt, daß Keiner wagt, an dem faulen Balken zu rütteln, aus Furcht, das ganze Gebäude könne ihm ſelber bei der Gelegenheit auf den Kopf fallen.

Bei uns in Europa mag auch manches Derartige vorfallen, und die neuere Geſchichte hat ſogar manche höchſt fatale Datas der Welt übergeben. Der Unterſchleif wird aber wenigſtens nicht ſo offen, nicht mit einer ſo bodenloſen Frechheit betrieben, und die entlarvten Betrüger nicht noch hinterher, anſtatt ſie zu beſtrafen, belohnt, wie z. B. ein Kaſſenbeamter von Cerro de Pasco, der ſeinen Poſten dort, bedeutender Unterſchleife wegen, niederlegen mußte, und eine viel bedeutendere Stellung in Lima ſelber dafür bekam. Das natürlich kann die Ehrlichkeit nicht ermuthigen, noch vor Unterſchleifen abſchrecken.

Ueberhaupt hab' ich, ſo leid es mir thut, das einzugeſtehen, nicht die geringſte Achtung vor dem Charakter, nicht allein der Peruaner, denn die Ecuadorianer ſcheinen mir nicht um ein Haar beſſer, ſondern dieſer ſämmtlichen ſpaniſchen Repub-

liken, Chile vielleicht ausgenommen. Welche Achtung kann man auch vor einem Menschen haben, der sein gegebenes Wort bricht? Er wird selbst einen feierlichen Schwur nicht halten, und die Herren dieses Bodens sind so daran gewöhnt, Alles zu versprechen, was man von ihnen haben will, oder um einer augenblicklichen Unbequemlichkeit aus dem Wege zu gehen, daß sie in der nächsten Minute schon gar nicht mehr daran denken, viel weniger sich verpflichtet erachten, das Versprochene zu halten.

So weit es sie nun selber betrifft, ist das gar nicht so gefährlich, denn sie kennen einander zu genau, und wenn ein Peruaner von dem andern ein Versprechen bekommt, so weiß er vorher, daß das Alles ist, was er erwarten darf. Der Europäer dagegen, der mit anderen Grundsätzen herüberkommt, befindet sich diesen Leuten gegenüber im größten und entschiedensten Nachtheil, und das ist es besonders, was jeder deutschen Colonie im Wege stehen wird.

Ein anderer Uebelstand ist der schnelle Wechsel der Regierung, die völlige Unsicherheit irgend eines bestehenden Gouvernements, von denen jedes einzelne nicht auf das Gefühl des Volkes, sondern nur auf seine Macht und die Furcht vor

seinen Bayonnetten begründet ist. Irgend eine Gesellschaft oder ein einzelner Unternehmer, der eine Colonie gründen wollte, mag heute mit der Regierung einen festen Vertrag über alle zu erfüllenden Bedingungen abschließen, und bis die neuen Einwanderer ankommen, liegt das Regiment in anderen Händen, die dieser Sache völlig fremd gestanden.

Ich will damit keineswegs gesagt haben, daß die frühere Regierung das erfüllt hätte, was sie zugesagt, aber die jetzige braucht sich nicht die geringste Unbequemlichkeit zu machen, da sie gar nicht bei der Sache betheiligt war, und alle Reclamationen fallen in den bodenlosen Abgrund der Papierkörbe.

Trotz alledem bietet das Land dem Einwanderer viele und große Vortheile, wenn er nur eben selbstständig auftreten kann und von den Eingeborenen Nichts erwarten oder erhoffen will. Er darf aber auf keine Theilnahme für sich rechnen, denn die südamerikanischen Republiken verachten nun einmal die arbeitenden Classen, die für sie nur noch immer die Stelle der freigegebenen Sclaven ersetzen. Mit Stolz sieht ein solcher guter Mann auf einen noch so tüchtigen Handwerker nieder, während er einen Ladenschwengel, der sich

den ganzen Tag hinter seinem Ladentisch herumräkelt und Ellen Band abmißt, mit der größten Achtung behandelt. Aber die Sache ist, er hat den Arbeiter, und besonders den europäischen, nöthig, er kann in der That gar nicht mehr ohne ihn existiren, da er nicht allein dessen Hände, sondern auch seine Intelligenz braucht, und deßhalb muß er sie nicht allein in das Land lassen, sondern auch darin zu erhalten suchen, oder aller Reichthum des Bodens würde ihm von da an wenig nützen.

Europäische Hände treiben, mit den Nordamerikanern, seine Mühlen und Maschinen, legen seine Schienenwege an und halten sie im Gange, bauen seine Wasserleitungen, bearbeiten seine Bergwerke, liefern ihm alle Bequemlichkeiten, die er nun einmal zum Leben nöthig hat, bringen alle Erfindungen der alten Welt in seinen Bereich, und müssen ihm doch endlich wohl die Ueberzeugung verschaffen, daß er ohne sie in seinem eigenen Lande verwünscht wenig ausrichten könnte.

Kommt nun ein deutscher Arbeiter in dieses Land, und kann er sich nur im Geringsten dazu verstehen, seine ihm angeborene Schüchternheit und die verdammte Höflichkeit gegen Alles, was einen bessern Rock trägt, abzugewöhnen, wird er sich nur ein Wenig seines eigenen Werthes bewußt,

und hat er nur die erſte Zeit überſtanden, in der er Alles glaubt, was man ihm dort verſpricht, dann hab' ich auch nicht den geringſten Zweifel, daß er ſich ſein eigenes Fortkommen gründen und es ſelbſt in Peru weit raſcher und ſicherer zu Etwas bringen wird, als im alten Vaterlande.

Trotz ſeiner dürren und unfruchtbaren Weſtküſte iſt Peru ein reiches Land, das recht gut ſelbſt ohne den Guano beſtehen und gedeihen könnte, aber freilich nicht ſo, wie die Arbeit dort jetzt betrieben wird. In ſeinen Bergen liegen noch Maſſen koſtbarer Metalle, ſelbſt ſeine kälteſten Hochebenen können noch Millionen von Schafen und Llamas Nahrung geben, und in ſeinen ſchmalen Thälern ſogar, die breiten fruchtbaren Pampas des Oſtens gar nicht gerechnet, hat noch eine große ackerbauende Bevölkerung Platz.

Auch das Klima des ganzen Landes, ſeine tropiſchen Ebenen ſowohl wie ſeine kalten Höhen, iſt nicht ungeſund, ausgenommen vielleicht ſumpfige Strecken im Norden, und das flache Land an den dem Amazonenſtrom zufließenden Waſſern, wo in den Pampas häufige Fieber herrſchen ſollen. Die Hitze iſt ſelbſt in den ſonngebrannten Höhen Perus nicht ſo groß, wie man ſich denken möchte, denn die rieſigen Schneeberge der Cor-

dilleren liegen zu nahe und kühlen die Luft ab; ja, die Nächte sind gewöhnlich selbst in der heißesten Zeit frisch und kühl, so daß man recht gut eine Decke vertragen kann. Die ganze schmale Westküste wird durch die Nähe der Gebirge abgekühlt, deßhalb möchte ich es aber doch keinem Europäer rathen, in der Nähe Limas schwere Feldarbeit zu verrichten; er würde es nicht lange aushalten und einen siechen Körper davon tragen; weiter im Lande drinnen darf er sich aber jeder Arbeit ungescheut unterziehen, ohne schlimme Folgen fürchten zu müssen.

Die Producte Perus sind ziemlich mannigfacher Art — Alles natürlich nur Rohproducte — aber doch noch lange nicht genügend erzeugt, um mit ihrem Export den Import zu decken — den Guano freilich nicht dabei gerechnet. Silber, Kupfer und Gold sind die wichtigsten Erze, deren Gewinnung aber noch auf die roheste Weise betrieben wird. An Wolle wird jährlich für etwa eine Million Dollars verschifft, aber die meiste Wolle so weit von der Küste entfernt gezogen, daß es auf den erbärmlichen Wegen nicht möglich ist, ein an und für sich so billiges Product zu transportiren, ohne es unmäßig zu vertheuern.

General Castilla beabsichtigt allerdings eine

Eisenbahn nach Cerro de Pasco über die 16,000 Fuß hohen Cordilleren anzulegen, und ich bin fest überzeugt, daß die Ausführung möglich ist; dann aber muß freilich anders als auf die gewöhnliche Art damit verfahren werden. So hat ein Weg, welcher von dem etwa 200 Fuß hoch gelegenen Chorrillos hinunterführt, und zwar durch ganz einfachen Lehmboden, auf einer Ausdehnung von vielleicht 600 Schritt, dem Staat über 90,000 Dollars gekostet, während er selbst mit den schweren Arbeitslöhnen in Peru mit 6000 Dollars leicht und einfach herzustellen gewesen wäre. Soll diese Eisenbahn also nicht wieder einen Vorwand für die Unterbeamten bis zum Minister hinauf liefern, ihre eigenen Säckel auf Kosten des allgemeinen Wohles zu füllen, so muß die Ausführung eines solchen Werkes ehrlichen Händen übergeben werden, die der Präsident dann freilich wird zusammensuchen müssen.

Eine Eisenbahn aber, nach Cerro geführt, würde einen fabelhaften Umschwung in dem Export der peruanischen Producte hervorbringen, denn alle die in der Nähe dieser Stadt liegenden tiefen und herrlichen Thäler der Osthänge fänden dann auf einmal den reichsten Markt für ihre Producte, und könnten mit Leichtigkeit das Zwan-

zigfache von dem ziehen, was sie jetzt liefern. Aber eine solche Bahn kostet viel Geld, besonders in Peru, und wenn sie selbst mit Hülfe der ungeheuren Guano-Einnahmen errichtet werden soll, muß der kriegerische Präsident für ein paar Jahre das Soldatenspielen sein lassen, und sich den segensreicheren Arbeiten des Friedens widmen. Er braucht dann auch nicht mehr die steten Mordversuche zu fürchten, sondern das Land wird ihn noch in späteren Jahren segnen und sein Andenken ehren.

Einen wunderbar vortheilhaften Boden hat Peru eben so wie das Nachbarland Ecuador für den Kaffee, der hier in ausgezeichneter Qualität gezogen wird. Besonders ist das Huánaco-Thal seines Kaffees wegen berühmt, den man in Lima selber gern mit 40 Dollars das hundert Pfund bezahlt, und der dem Mocca-Kaffee an Güte vollkommen gleichsteht. Auch die deutsche Colonie am Pozuzu hat Kaffee gebaut. Die Bäume waren aber noch zu jung und trugen in diesem Jahre zum ersten Male Früchte, mit denen sie im wahren Sinne des Wortes bedeckt standen. Der Kaffee am Pozuzu — denn es besteht auch dort eine ältere Plantage, die schon Kaffee zieht — steht dem von Huánaco in Nichts nach, und alle jene Thä-

ler der Osthänge bis an die Pampas des Mairo und der übrigen Zuflüsse des Amazonenstromes hinab, würden durch den Bau einer Eisenbahn bis Cerro plötzlich der Seeverbindung und dem Welthandel zugänglich gemacht.

Auch der Cacao ist ein Product, das einen nicht zu langen und theuren Maulthiertransport verträgt, und in vielen Theilen des Landes wächst er wild, wäre also dort mit Leichtigkeit ordentlich anzupflanzen und zu cultiviren.

Darin steht aber Peru sehr im Nachtheil gegen Ecuador, daß dieses letztere, neben einem noch größern Reichthum an Producten und viel umfangreicheren Flächenraum fruchtbaren Bodens, eine Menge cultivirten Landes mit einer nicht unbedeutenden und fleißigen Bevölkerung besitzt, die durch das Eröffnen eines ordentliches Weges bis zur Küste dieser zugeführt wird, und für die dadurch das in der Nähe des Hafens liegende Land einen höheren Werth erhält. Peru dagegen muß erst einen weit kostspieligeren Weg in das Innere bauen — denn die jetzt bestehenden Maulthierpfade können wahrhaftig nicht Wege genannt werden — um den verschiedenen Ländereien Menschen und Cultur zuzuführen, und sein bestes Land liegt noch immer mit seinen Producten viel be-

quemer für den atlantiſchen als für den ſtillen Ocean.

Peru iſt ebenfalls reich an vortrefflichen Hölzern, dieſe aber ſind ſämmtlich ſo gelegen, daß an Export nicht gedacht werden kann.

Vortheilhaft für das Land ſowohl wie für den Pflanzer wäre der Anbau von Baumwolle, die in Peru vortrefflich gedeiht, und ſelbſt an der Weſtküſte gezogen werden könnte. Allerdings müſſen die Felder künſtlich bewäſſert werden, was in vielen der nördlich von Lima gelegenen Theilen mit ziemlicher Leichtigkeit geſchehen könnte. Aber die Baumwolle verlangt, ſo wenig Schwierigkeit ihr Anbau hat, bei der Ernte und zum Pflücken viele Hände, und iſt aus dem Grunde am Vortheilhafteſten mit Sclavenarbeit zu ziehen; ja, dieſe Thatſache bildet in jetziger Zeit das wichtigſte Bollwerk der Sclavenſtaaten Nord-Amerikas gegen die nördlichen Staaten, und wird am Allerſchwerſten wider die armen Schwarzen in's Gewicht fallen.

Peru hatte früher einen enormen Reichthum an Alluvialgold, der die Spanier damals zuerſt hinüberlockte, und ſo vielen tauſend unglücklichen Indianern das Leben koſtete. Es wird auch jetzt noch Gold dort gewaſchen, und der in den jähr-

lichen statistischen Berichten angegebene Betrag beläuft sich auf etwa eine Million Dollars. Vor einiger Zeit tauchte auch einmal das Gerücht auf, es seien neue Goldfelder in Peru entdeckt worden und lieferten enorme Schätze, so daß der alte goldberühmte Name Perus*) selbst viele so oft getäuschte und vorsichtig gemachte Californier verleitete in die peruanischen Berge „prospectiren" zu gehen. Das Land scheint aber die gehegten Erwartungen nicht befriedigt zu haben, denn sie Alle kehrten, nachdem sie sich in den öden Bergen eine Zeitlang ohne Erfolg herumgetrieben, vollkommen enttäuscht zurück.

Desto reicher ist das Land an Silber, Eisen, Kupfer, Salpeter, Kohle, deren Minen ordentlich auszuarbeiten aber erst einer späteren Zeit vorbehalten bleibt. Nur der Salpeter wird schon jetzt fleißig in Angriff genommen, und jährlich etwa für drei Millionen Dollars ausgeführt.

Ein großer Uebelstand ist jetzt in Peru das schlechte Geld, das allein cursirt und die Kaufleute fast zur Verzweiflung bringt. Alles Gold, alle Dollars sind nämlich wie in den Boden hin-

*) Auf den Südsee-Inseln hat sogar das Gold überhaupt den Namen dieses Landes bekommen, und heißt Perú.

ein verſchwunden, aus dem ſie nur mit den furchtbarſten Procenten und einzeln wieder hervorgezaubert werden können, und die einzige Verkehrsmünze bilden halbe Dollarſtücken. Aber auch von dieſen ſind die wenigſten Peruaner, das Meiſte iſt Boliviamünze, und von den peruaniſchen Halbdollars werden ſogar die von Arequipa nicht einmal in Lima genommen. In Bolivia ſcheint zugleich eine recht einträgliche Induſtrie von falſchen halben Dollars zu beſtehen, die man in Maſſe auf den Markt wirft, und da ſelbſt das ächte und ſogenannte peruaniſche und bolivianiſche Gold zum großen Theil mit Kupfer verſetzt iſt, und bedeutend weniger Werth hat als ein halber Dollar Chiles, Mexicos oder Nord-Amerikas, ſo kann man ſich denken, welche traurige Confuſion daraus fortwährend erwachſen muß, mit dieſem werthloſen Gelde fortwährend zu verkehren, und wie ſchwierig und zeitraubend nur allein das Zählen, Sortiren und Verſchicken iſt.

Kleines Geld zum Wechſeln iſt faſt gar nicht zu bekommen, und als ich nach Lima kam, curſirten dort ſtatt halber Realen oder Medios und Quartidios oder Viertelrealen einzig und allein durchſchnittene Reale und Medios, und zwar nicht etwa die gleichen Hälften, ſondern mit einem tüch-

tigen Stück aus der Mitte heraus minus. Als ich aber sechs oder sieben Wochen später aus dem Innern zurückkehrte, waren diese durchschnittenen Medios und Quartidios plötzlich außer Curs gesetzt, ohne der Bevölkerung irgend einen Ersatz dafür zu bieten. Kleine Münze mußten indeß die Leute haben, und einige der angesehensten Gasthäuser „Hôtel Maury" und „American" prägten selber kupferne Medios mit ihren Namen, die gern und willig in der Stadt genommen wurden.

Ich glaube, daß man damit umgeht, eine andere Münze einzuführen, aber alle diese Verbesserungen werden wahrscheinlich wieder an der nächsten Präsidentenwahl scheitern, oder wenigstens auf weitere Jahre hinausgeschoben werden, wie denn die ganze republikanische Einrichtung für dieses Volk ein wahrer Fluch geworden ist. Die Masse ist zu roh und ungebildet, muß von einer stärkeren Hand und einem klügeren Kopfe geleitet werden, die ganze schöne Bedeutung einer wirklichen Republik fällt also schon von vorn herein über den Haufen. Da die Beamten dagegen nur immer auf sechs Jahre gewählt werden, also nur eine sehr kurze Zeit haben, Reichthümer zu sammeln, so hat sich dadurch ein System gebildet, welches das Land zu Grunde richtet, indem es wenige Einzelne

nach der Reihe mit seinem Herzblute auffüttert und erhält. Was an Geld aufgebracht werden kann, geschieht, aber nur um in die Taschen gewissenloser Menschen zu wandern, und das Volk selber, welches den Namen zu seiner Regierung hergiebt, sieht Alles vor seinen eigenen Augen geschehen, ohne ein Wort hineinreden zu dürfen.

Bei einer Monarchie träte ein ganz anderes Verhältniß ein, und zwar nicht für das Volk im Allgemeinen, für das nur eben der Name verändert würde, sondern für das Heer von Stellenjägern, die jetzt um die eine Regierung her wie beutegierige Wölfe auf der Lauer liegen, um zu warten, bis sich die eine Partei satt gefressen hat, und sie selber an die Reihe kommen. Bei einer Monarchie bleibt die Regierung festbestehend, der Fürst selber hat ein Interesse daran, das Land zu heben und zu verbessern, das einst sein Sohn erben soll, und der Staat wird nicht, wie jetzt nach vollendeter Präsidentenwahl, als ein erobertes Terrain betrachtet, in dem die Soldaten sechs Jahre Zeit bekommen, um zu plündern und Beute zu machen.

Bolivar selber soll noch vor seinem Tode bereut haben, daß diese Staaten durch ihn frei wurden, denn er sah schon damals, wie sich Alles

geſtaltete. Da aber war es zu ſpät, und die Sache muß jetzt ihren Gang gehen — zum Verderben der Republiken, die mit ihrem jetzigen Treiben, ihren ewigen Revolutionen und Corruptionen auf die Länge der Zeit nicht ſelbſtſtändig beſtehen können.

Die in München angefertigte vortreffliche Reiterſtatue Bolivar's hätte einen beſſeren Platz auf der Plaza gefunden, als dort, wo ſie jetzt ſteht, auf dem nicht einmal gleichwinkeligen Conſtitutionsplatze (die frühere Plaza de la Inquiſicion). Man hat ihr aber die Stelle vor dem Hauſe der Abgeordneten angewieſen, und das würde in jedem andern Lande der Welt eine hohe Bedeutung haben, den Abgeſandten des Volkes, den Befreier ihres Vaterlandes ſtets vor Augen zu halten. Hier geht es an den Herren ziemlich ſpurlos vorüber; ſie wollen frei ſein, ja, und viel Geld verdienen, Vaterland und Volk aber mag zum Henker gehen.

Ein betriebſames Volk hätte das ganze Land ſchon lange in „einen Fruchtgarten verwandelt, die jetzigen Herren des Landes benutzen die Fruchtſtämme aber allein zu Feuerholz, um ihren eigenen Herd zu wärmen, und das Volk muß ſeine Bäume noch dazu ſelber abhauen und herbeiſchleppen.

Ein Hauptproduct Perus ist der Wein, der schon von den Spaniern hier außerordentlich gepflegt, und dessen Cultur sogar durch grausame Mittel, auf Unkosten anderer Provinzen, beschützt wurde. So ließ die spanische Regierung damals in Ecuador alle Weinstöcke ausrotten und verbot die Cultur der Rebe dort auf das Strengste, nur damit Peru das Monopol des Weinbaues behielt.

Die Weintraube, die ich in Pisco oder vielmehr in dessen Hafen fand, war eine sehr süße rothe, und eine ganz vortrefflich schmeckende Malagatraube mit länglichen weißen großen Beeren.

Achtzehn Monate

in

Süd-Amerika

und deſſen

deutſchen Colonien

von

Friedrich Gerſtäcker.

Zweiter Band.

(Zweiter Theil.)

Leipzig,
Hermann Coſtenoble.
1863.

8.

Von Callao nach Valparaiso.

Wieder in See! — was für ein wechselndes Leben das eines Reisenden ist — das heißt eines Reisenden, der eben nicht in Wein oder Knöpfen macht. Heute hoch auf der Cordillere, fest in den Poncho eingehüllt, einem wüthenden Schneegestöber Trotz zu bieten, und die Zügel des Maulthieres fest in den halberstarrten Fingern — und wenige Tage später wieder an den heißgebrannten, sonngedörrten Küsten des unfruchtbarsten Tropenlandes der Welt hinfahrend, von jeder europäischen Bequemlichkeit umgeben.

Freilich, dieser Wechsel des Klimas hält den Körper, dieser Wechsel der Scenen den Geist frisch und kräftig, und wenn man so recht mitten in dem fremdartigen, thätigen Leben schwimmt, erträgt sich ein solches Dasein auch am Leichtesten. —

Erträgt sich? — ich weiß mir noch recht gut die Zeit zu erinnern, daß ich mich mit allen Kräften meiner Seele danach sehnte — aber daß ich sie mir eben nur zu erinnern weiß, zeigt ja, wie sie hinter mir liegt, und daß ich die eigentliche tolle Wanderlust, die ein ächter Reisender immer haben sollte — verloren. Ich bin seit der Zeit älter, ich bin ruhiger geworden; die fremden Länder haben außerdem jenen unbeschreiblichen Reiz der Neuheit verloren — ich finde überall Aehnliches, schon Gesehenes, und fange an, eine Menge Dinge mit Gleichgültigkeit zu betrachten, die einen noch neuen Reisenden in Entzücken versetzen würden.

Früher nahm ich mir auch mehr Zeit und fuhr mit Segelschiffen dorthin, wohin sich gerade eine passende Gelegenheit bot, jetzt gehe ich mit Dampfern von Land zu Land. — Wie aber jede Blume fast ihren Honig hat, so suche ich mir den auch nach Kräften herauszuziehen, und eine Dampferfahrt gewährt neben Anderem auch den Vortheil, daß man sich von allen gehabten Strapazen ordentlich und entschieden ausruhen kann, ehe man ein neues und vielleicht wieder wildes und mühsames Leben beginnt.

Mit diesem Gefühl war ich auch am 20. Februar

auf der Eisenbahn von Lima nach dem etwa 3 Leguas entfernten Seehafen Callao gefahren. Ich hatte Alles hinter mir, ganz Peru, und eine zehntägige Seereise auf einem ziemlich großen und bequemen Dampfer konnte mir die von dem langen Ritt und mühseligen Marsch wie zerschlagenen Glieder wieder ordentlich stärken und kräftigen.

Indessen ich mich ausruhe, können wir uns aber doch ganz bequem umsehen, denn eine solche Mischung von Passagieren bietet stets manches Interessante.

Der Dampfer selbst „die Lima" ist einer der größten, die den stillen Ocean befahren, kommt aber trotzdem denen des atlantischen Oceans nicht gleich. Auch die innere Einrichtung desselben ist, wenn auch geschmackvoll und elegant, doch lange nicht so bequem wie die des La Plata. Das einzige wirklich Unangenehme war das Zusammenschlafen Vieler in einem großen Salon. Allerdings sind die einzelnen Betten durch Seitenwände von einander getrennt und durch Gardinen abgeschieden, aber die Seekrankheit Aller — dieses furchtbarste Seeungeheuer — hört man so deutlich, als ob die Leidenden alle dicht vor dem Bette lägen, und der Mensch muß da schon einen recht guten Magen

und sehr gesunden Schlaf haben, wenn er das Alles ohne schlimme Folgen überdauern will.

An Bord des Dampfers Nachmittags um vier Uhr etwa angekommen, fand ich schon eine ganz hübsche Partie Passagiere daselbst. Es schien aber noch bequem für Alle, denn Nichts ist schrecklicher an Bord eines Fahrzeugs, als wenn es vollgedrängt von Passagieren ist. — Plötzlich feuerte der Dampfer einen Kanonenschuß, das Zeichen der baldigen Abfahrt — der die unglücklichsten Folgen für uns hatte. Die weite Bay schwärmte nämlich plötzlich von kleinen und größeren Booten, von denen die meisten leicht gekleidete Damen trugen — ganze Schwärme lieber, herziger Gesichter kamen herangeschwommen, Einzelne darunter mit verweinten Augen, die weißen Taschentücher noch dann und wann dagegen gedrückt, Andere, ihnen das letzte Geleit zu geben und bei der Gelegenheit auch selber einmal eine kleine Bootfahrt auf Salzwasser zu machen.

Das Boot eines französischen Kriegsschiffes, von dessen Capitain selbst geführt, brachte ein junges Ehepaar an Bord; der Mann Franzose, die junge Frau Peruanerin. — Das arme kleine Weibchen war noch blutjung, und hatte jetzt wahrscheinlich zum ersten Mal im Leben die Ihrigen ver-

laſſen, zum erſten Mal im Leben wirklichen Schmerz empfunden, und ſie weinte wirklich wie ein Kind ſchon im Boote, die Treppenleiter herauf und bis hinein in ihre Coje. — Aber die Glocke läutete, die Schaluppe des franzöſiſchen Kriegsſchiffes ſchoß jetzt heran, die Koffer der jungen Leute auszuladen — raſch nun die Sachen an Bord, die Räder fangen ſchon an zu arbeiten, die Glocke hat zum zweiten Mal getönt. — Ein Boot mit drei oder vier peruaniſchen Officieren legt noch an und der Oberſte derſelben ſucht augenblicklich den Capitain auf. Ein Papier wird übergeben, das der Capitain kopfſchüttelnd lieſt. Die Räder ſtehen wieder, und über die ſtille Bay herüber ſchwimmt ein mit rothen Hoſen und blauen Jacken bis zum Rand gefülltes großes, unförmliches und faſt rieſenhaftes Ding von einem Boot, aus dem noch zum Ueberfluß eine Maſſe von Bayonnetten und blanken Knöpfen herausblitzen.

Eine ganze Schiffsladung peruaniſcher Soldaten! — und die ſollen wir doch nicht etwa Alle an Bord nehmen? — gewiß — den ganzen Wald aufrecht ſtehender, wild genug ausſehender Geſtalten, zu denen die an dem Boden des Fahrzeugs kauernden Frauen und Kinder recht gut das Unterholz bilden konnten.

Ein peruanischer Krieger zieht nie ohne seine Familie in den Krieg, und die Regierung weiß das auch schon, denn bei allen Transporten spielen Frauen und Kinder, die wieder ihrerseits Schafe und Hunde mitführen, eine sehr bedeutende Rolle.

Das Boot oder die Launch, wie ein solches unförmliches Fahrzeug genannt wird, kam indessen langsam näher, und mußte dabei noch von einer kleinen Jölle bugsirt werden — und was für ein buntes tolles Gemisch von menschlichen Wesen bildete den Inhalt. — Nach einer flüchtigen Zählung enthielt es etwa 100 Soldaten und die entsprechende Anzahl Officiere — in Peru etwa 18—20, denn auf je 40 Mann gehört ein General. Einige dreißig Frauen kletterten jetzt ebenfalls zu Tage, jede ohne Ausnahme mit einem Kinde wenigstens auf dem Rücken, manche auch noch eins oder zwei an der Hand. Was sie aber auch trugen oder schleppten, als die Launch endlich langseit lag und diese menschliche Fracht ausgeladen wurde — mit was sie überhaupt auch immer bepackt sein mochten, ein Nachtgeschirr trug noch jede in der Hand, sei es von Porcellan oder Blech, und eine höchst komische Caravane bildeten sie, als sie nach Einschiffung der Soldaten in langer Reihe, also bepackt, folgten.

Die Soldaten hatten ihre Gewehre — ziemlich gut aussehende Musketen — fast alle in rothe Tuch-Futterale eingeschlagen, und die sämmtliche Mannschaft wurde jetzt auf das Vorcastle oder Vorderdeck beordert, dort überzählt zu werden. Dann überließ man die „Familien" sich selber, ihre eigene Einrichtung nach besten Kräften zu treffen.

Die Officiere kamen natürlich in die Cajüte zu liegen und ein trauriger aussehendes Corps ist mir im ganzen Leben nicht vorgekommen. Der ganze Platz wimmelte aber von ihnen, und wenn auch nur auf drei Tage — denn sie gingen nach einem der südlich gelegenen peruanischen Häfen Ysley — waren sie doch vollkommen genügend, das ganze Dampfboot ungemüthlich zu machen.

Die Lima hatte indessen kaum ihre lebendige Fracht an Bord, der nur noch ein verhältnißmäßig sehr kleines Zubehör an Reisesäcken und eingeschnürten Bündeln folgte, so wurde das Tau abgeworfen, die Räder fingen an einzuschlagen, und der Koloß bewegte sich langsam durch das Wasser. Wir hatten auch in der That keine Zeit mehr zu versäumen, denn es war indessen schon fast dunkel geworden, und die Ausfahrt aus der Bay von Callao

erfordert, einer weit vorſtehenden und unter Waſſer fortlaufenden Landzunge wegen, viele Vorſicht.

Auf dieſer Landzunge ſtand früher das alte Callao, als im Jahre 1746, wenn ich nicht irre, ein furchtbares Erdbeben dieſe Gegend heimſuchte. Callao war damals eine Feſtung und von Mauern umſchloſſen, ſo daß der Commandant die Thore ſchließen konnte. Dies geſchah aus irgend einem Grunde, vielleicht nur weil ſich der Altſpanier über die Furcht ſeiner Gefährten, oder der Indianer, die flüchten wollten, hinwegſetzte. Er mußte das aber ſchwer büßen, denn entweder ſtieg die See, oder das Land ſank. Die Meinungen darüber ſind noch getheilt, nur das Reſultat blieb daſſelbe, denn Callao verſchwand in derſelben Minute vom Erdboden, und die Wellen ſchlugen und wälzten darüber hin.

Von allen Bewohnern der Stadt wurden nur ganz zufällig ein paar gerettet, alle Anderen kamen in dieſer fürchterlichen Stunde um.

Eine verſunkene Stadt — aber es kann ſich an eine verſunkene peruaniſche Stadt keine poetiſche Erinnerung knüpfen, denn man weiß, daß die Häuſer in dieſem Klima, in dem es nie regnet, alle aus Lehm beſtehen, und nach ein paar Tagen etwa war dieſe verſunkenene Stadt

alſo ſchon jedenfalls zu einem ſanften Brei zuſammengewaſchen, der weiter keine Spur hinterließ, als Schmutzſtreifen am Uferſand.

Das Quarterdeck der Lima wimmelte indeſſen von Damen und Officieren — welcher Unterſchied freilich mit unſeren geſchniegelten Lieutenants und dieſen ruppig ausſehenden Burſchen — und das Boot ſchoß in dem vollkommen glatten Waſſer der Bay luſtig dahin. Jetzt hatten wir die Landzunge, die ſich bis dahin der Schwellung des Oceans entgegengeſtemmt, hinter uns, und die Lima, fing an ſich auf den gewöhnlichen breiten Dünungswellen des Oceans zu heben und zu ſenken. Die Bewegung war auch eine ſo gemäßigte, wie ſie möglicherweiſe nur auf See ſtattfinden kann, dennoch verſchwanden Damen wie Officiere plötzlich durch die natürlichen Verſenkungen, die erſteren vollſtändig aus Sicht, bis nach Tagen ſelbſt ihre Züge aus der Erinnerung verwiſcht waren, die letzteren zu einem ganz entſetzlichen öffentlichen Leben unter Deck, bei dem ſie „Jeſus Chriſtus" ſtöhnten und unbeſchreibliche Dinge ausführten. — Ich habe in der That, bei vollkommen ruhiger See, nie ein ſo vollſtändig ſeekrankes Corps geſehen, wie dieſe armen unglücklichen Landofficiere mit ihrer ganzen Truppe — denn

auf das Vorderdeck durfte man gar nicht gehen, wenn man ſich nicht auf acht Tage den Appetit verderben wollte.

Glücklicher Weiſe hatte ich einen geſunden Schlaf, und die Schreckniſſe dieſer Nacht glitten harmlos und ſtill an mir vorüber.

Am nächſten Morgen näherten wir uns einem der intereſſanteſten Punkte der Küſte, der Schatzkammer Perus, jenen kleinen, dürren und doch ſo wichtigen Chincha-Inſeln, von denen der berühmteſte Guano kommt.

Eigentlich iſt es das wunderlichſte Einkommen, das ein Staat möglicher Weiſe haben kann, und das nicht das am Wenigſten Auffallende dabei, daß die unfruchtbarſte Küſte der Welt fernen Welttheilen Fruchtbarkeit liefern konnte.

Schon von Weitem ſahen wir die trockenen Höhen der Inſeln von einer großen Anzahl von Maſten umgeben, und nur der auf dem Waſſer liegende Dunſt verhinderte, daß wir ſie deutlich erkennen konnten. Es bildete ſich ſogar eine Art von Fata Morgana, die in einer Luftſpiegelung die Berge auf den Kopf ſtellte, und die einzelnen — wie ſich ſpäter zeigte, gar nicht ſehr ſpitzen Gipfel zu langen Thürmen in die Höhe zog. Näher gekommen, nahm die rothgraue Erde der

Inſeln aber bald ihre natürliche Form an, und ich konnte nach und nach einige funfzig Schiffe zählen, die zum Theil eben ihre Ladung einnahmen, zum Theil ſchon im Begriff ſtanden, wieder auszuſegeln.

Eigentlich hatte ich mir den Guano bis dahin vollkommen weiß gedacht, denn die Plätze, die ich bis dahin mit geringen Ablagerungen dieſes „Productes" geſehen, ſahen wie beſchneit aus. Die wirkliche Farbe des Guano iſt aber eine Art lichten Rothbrauns oder Braunroths, und wie viele Jahrtauſende gehörten dazu, dieſe mächtigen Schichten aufzuhäufen, an denen jetzt das rührige Menſchenvolk hackt und gräbt, und ſchaufelt und karrt, um die Umriſſe jener Inſel wieder herzuſtellen, wie ſie vor Jahrtauſenden waren von der Sonne beſchienen worden.

Das zu bewerkſtelligen, und mit dem Guano ſo raſch als irgend möglich aufzuräumen, hat man ſogar ſchon Schienenwege da oben angelegt, und der Staub des ausgeſchütteten Düngers hängt wie eine leichte Wolke über den Inſeln, und fällt, noch weit draußen in See, ſchon ſtark auf die Geruchsnerven — überhaupt ſoll es für die Schiffe das Unangenehmſte ſein, was es nur an Ladung giebt.

Von See aus kann man übrigens recht deutlich die eigentliche Guanodecke erkennen, die jetzt in verschiedenen Schichten abgestochen wird, und ich taxirte sie an der höchsten Stelle, nach den daran arbeitenden Menschen, auf etwa 90—100 Fuß, das aber nur an der höchsten Stelle, der eigentlichen Bergspitze, während sie nach rechts und links ablief.

Der Guano schlägt sich theils in staubigen Brocken, theils in großen harten Stücken los, die nur durch das auf sie pressende Gewicht so fest zusammengedrückt wurden und sich, ein paar Mal umhergeworfen, wieder lösen und bröckeln. Von oben hat man dann Leinwandschläuche angebracht, die in die unten anlegenden Boote führen, und der trockene Guano stürzt durch diese rasch hinab, unten angelangt nur eine feine, gebliche Wolke des scharfen Staubes in die Höhe sendend.

Da aber eine ganze Menge von Booten zugleich ihre Ladung haben wollen — und es soll Zeiten geben, wo Hunderte von Schiffen an den Inseln liegen, so mußten auch die verschiedensten Vorkehrungen getroffen werden, sie alle zu befriedigen. So sieht man denn hie und da hohe hölzerne Werfte ausgebaut, von denen ab Schienenwege nach der schon tief ausgegrabenen Guanoschicht führen. Dort stehen die Arbeiter, den Guano

loszuhauen und auf große, zweiräderige Karren zu laden, die auf dem Schienenwege durch ein einzelnes Maulthier gezogen werden. Am Ende des Werftes dann, und über dem Boot, zu dem ein Schlauch hinunterführt, angekommen, wird der Karren, der oben im Gleichgewicht ruht, in die Höhe gekippt, und die Ladung schießt ohne weitere Mühe von selber in die Tiefe.

An anderen, bequemer und näher gelegenen Stellen arbeiten die Leute mit Schiebkarren, und noch andere liegen so bequem und dicht zu der Landung, daß der Guano an der einmal glatt gehauenen Wand nur eben losgestoßen zu werden braucht, und von selber hinunterrutscht.

Draußen vor den Inseln nehmen indessen die, etwas vom Ufer abliegenden Schiffe ihre Ladung ein. Die Launchen oder Schaluppen führen ihnen nacheinander den Guano langseits, und der Rumpf des Schiffes ist schon darauf eingerichtet, die Ladung so rasch als möglich an Bord zu bringen. Man hat nämlich dicht über der Wasserlinie eine Luke hineingeschnitten, unter diese legen die Boote an, der Guano wird in Körbe geschaufelt und dort eingehoben und ausgeschüttet, und im Innern des Schiffes dann zu gleicher Zeit von schon be-

reitstehenden Arbeitern ausgebreitet und festgestampft.

Schiff nach Schiff füllt sich so mit dieser wunderlichen Fracht, und wenn eine solche Schiffsladung auch nur ein sehr kleines Loch in den Berg macht, so macht sie doch eben ein Loch, und wo Tausende von Schiffsladungen jedes Jahr an diesem kleinen Raume hacken und wühlen, läßt sich das Ende dieses reichen Schatzes nicht allein schon voraussehen, sondern auch ungefähr berechnen. Einige haben freilich den Vorrath noch als so bedeutend taxirt, daß er, selbst bei gesteigertem Bedarf, ein volles Jahrhundert ausreichen würde. — Andere aber, und das Resultat von deren Berechnungen klingt sehr verschieden, schätzen die vorhandene Masse auf höchstens noch für zwanzig Jahre ausreichend.

Die Wahrheit liegt vielleicht in der Mitte, denn eine Berechnung einer solchen Bergkruste, von der man gar nicht genau wissen kann, wie die Felsen darunterliegen, und ob sie steigen oder abfallen, kann natürlich nur höchst ungenau und auf das Gerathewohl sein. Jedenfalls kommt mir aber der peruanische Staat mit diesem Guanoverbrauch wie ein Mann vor, der nicht von den Zinsen seines Capitals lebt, sondern das Capi-

tal selber schon angegriffen hat, im Stillen dabei seine Berechnungen machend, wie lange er wohl noch leben kann, und ob das Vermögen zu seinem Leben ausreicht. — Nach ihm dann die Sündfluth.

Ungeheure Summen bringt der Guano jedenfalls ein, und trotzdem, daß die Regierung in der letzten officiellen Zusammenstellung der Einnahmen und Ausgaben des Guano auf 15 Millionen 875,350 Dollar Netto-Gewinn angiebt, behauptet man doch, daß an dieser Summe noch drei oder vier Millionen fehlen, die irgendwo, vielleicht in den Uniformen, stecken, oder nach Neu-Granada, Ecuador oder Bolivia gewandert sind, die Nachbarstaaten in einer gesunden und angenehmen Aufregung zu halten.

Interessant ist es nach diesem Berichte zu sehen, welche Massen in den verschiedenen Ländern verwerthet sind. In England und den nord-europäischen Staaten sind demnach 9,459,114 Dollars gewonnen worden, in Frankreich 1,851,869. — Die Vereinigten Staaten stehen mit 3,707,785 Dollars auf der Liste; Mauritius — wozu wahrscheinlich andere Inseln noch gehören, mit 709,731. — Diverse andere Verkäufe lieferten außerdem noch 146,851, um die Summe rund zu machen,

und wenn man bedenkt, daß dazu auch viele Schiffsladungen an die peruaniſche Küſte ſelber gehen, die der Staat für das eigene Land unentgeltlich abläßt, ſo kann man ſich etwa berechnen, welch' enorme Quantität dieſes Stoffes nur in einem Jahre verladen und verſchickt wird.

Die eigentliche guanotragende Gruppe der Chinchas beſteht aus drei, nicht ſehr großen Inſeln, die durch ſchmale Canäle von einander getrennt ſind, und es den Schiffen verſtatten, ziemlich dicht unter dem Lande zu ankern. Aehnliche Inſeln liegen noch in der Nachbarſchaft, aber ſie tragen eben keinen Guano — wenigſtens nicht ſo viel, daß es ſich der Mühe lohnte, ihn zuſammenzukratzen.

Uebrigens hat ſich ſchon eine ordentliche kleine Colonie auf der Hauptgruppe niedergelaſſen, und eine Stadt iſt entſtanden, die faſt eben ſo viele Schenkſtände enthält wie Häuſer. Natürlich herrſcht hier, durch die ewig wechſelnden Schiffe, ein ſehr reger Verkehr, und von Lima ſelbſt aus beſteht ſchon eine regelmäßige Poſtverbindung. Dieſe wird auch dadurch ſehr erleichtert, daß den Chinchas gegenüber eine der bedeutendſten Küſtenſtädte liegt, Pisco, das ſeines Weines und ſeiner Früchte wegen berühmt iſt.

Pisco ſelber liegt allerdings eine Strecke weit im Lande drin, und der eigentliche Hafen beſteht nur aus einer kleinen Gruppe ſonngedörrter, ſchattenloſer Häuſer. In den Hafen iſt aber ein trefflicher eiſerner Werft hinausgebaut, der das früher erſchwerte Landen von Paſſagieren und Gütern ſehr erleichtert. Wenn der Staat nur mehr ſolcher Bauten für die Millionen ſeines Guanos anlegen ließe, ſo könnte das eigene Land doch wirklichen Nutzen davon haben.

In Pisco kamen eine Anzahl Frauen an Bord gefahren, die Körbe voll herrlicher Weintrauben und Pfirſiche, Apfelſinen und Bananen mitbrachten. Dieſe biederen Töchter des Landes wiſſen aber vortreffliche Preiſe für ihre leichtgewonnenen Güter zu fordern, und man kann keineswegs ſagen, daß ſie blöde ſind.

In Pisco wurden wir übrigens eine Menge von Paſſagieren los, die theils ihre Einkäufe in Lima gemacht hatten, theils von Lima hierhergingen, Landesproducte aufzukaufen und nach den verſchiedenen Häfen zu verſchicken. Pisco erzeugt beſonders einen vortrefflichen Wein, der, aus Xereſtrauben gezogen, dieſem ſpaniſchen Weine, wenn er dem ächten auch nicht gleich kommt, doch außerordentlich ähnlich iſt. Der beſte davon heißt nach

dem Eigenthümer einer sehr bedeutenden Weinhacienda, Eliaswein, und wird in Lima in Masse, unter Xeres-Etiquetten, als ächter Sherry verkauft und getrunken.

Gern hätte ich Pisco selber einmal besucht und mir seine Weingärten angesehen, aber es war nicht möglich, denn die Stadt liegt zu weit von der See ab, und wir selber hielten uns nur zu kurze Zeit da auf. Dem Fremden mag es dabei sonderbar vorkommen, daß alle diese Hauptstädte der Küste nicht unmittelbar als Hafen an der See liegen, sondern alle noch ihren besondern und eigenen Hafenplatz haben, wie ja auch Lima, zu dem als Hafen Callao gehört. Das aber hat noch seinen Grund aus den Zeiten der Spanier, als die Küsten selber durch häufig daherumkreuzende Seefahrer unsicher gemacht wurden, und die Piraten nicht selten die zunächst der Küste gelegenen Städte überfielen, plünderten und zerstörten. Da zog man es vor, die eigentlichen Städte mit ihren Niederlagen von Waaren und aufgehäuften Reichthümern weiter in das Land zu verlegen, und da die Freibeuter es doch nicht wagen durften, ihre Schiffe so lange zu verlassen, um einen größeren Raubzug zu unternehmen, blieben sie von da an ziemlich sicher.

Nun sollte man glauben, daß, als die Ursache dieser Furcht wegfiel, die Städte auch im Laufe der Zeit ihre natürliche Lage dicht an der See wiedergewonnen hätten, indem sich die Kaufleute alle dorthin zogen und die bisherige Hauptstadt dadurch von den wohlhabenderen Leuten verlassen wurde. Dem ist aber nicht so, denn der eigentlich reiche Stand der Eingeborenen hatte einmal in den alten Landstädten Fuß gefaßt, und die europäischen Kaufleute, besonders die Detailhändler, mußten schon an diesem Orte bleiben, wo alle ihre besten Kunden wohnten. Die Engroshändler allerdings hätten es erzwingen können, denn die Detailhändler mußten zu ihnen kommen, und mit den sonstigen Käufern hatten sie ja doch Nichts zu schaffen. Da Einige aber in die Hauptstadt zogen, es den Detailhändlern bequem zu machen, wollten sich die Uebrigen nicht zu weit aus dem Wege halten, und blieben ebenfalls dort, so daß die eigentlichen Hafenstädte nach wie vor zu wenig mehr als Niederlagen benutzt wurden, neben denen sich Schiffsmäkler und Kaffee- und Schenkwirthe ansiedelten. Wo es ging, wurde dann die Hauptstadt mit der Hafenstadt sogar durch Eisenbahnen verbunden, wie zum Beispiel in Lima und Arica, und diese behielten trotz

dem benachbarten Hafen ihre Bedeutung und Größe als Hauptſtadt fort.

Von Pisco aus legten wir nicht wieder an bis Yslay, dem Hafen der im Innern des Landes gelegenen größeren Stadt Arequipa, und hier wurden wir glücklicherweiſe die Soldaten mit dem Generalſtabe los. Die Ausſchiffung war dabei viel intereſſanter als die Einſchiffung, und die unglücklichen Landſoldaten, die wenig gute und geſunde Stunden an Bord gehabt, ſchienen ſelber froh, wieder feſten Grund und Boden betreten zu können. Und wie bleich und hohlwangig ſahen die Meiſten von ihnen aus!

Vom Lande aus war wieder eine große Launch abgeſtoßen, die ſämmtlichen Soldaten aufzunehmen, während die Frauen, Kinder, Schafe und Hunde in Privatbooten befördert wurden, und von dieſen aus ein förmliches Raubſyſtem nach Paſſagieren eingeleitet ward. Drei bis vier von dieſen legten ſich nämlich mit dem ſcharfen Bug dicht an die Treppe des Dampfers, und ſo wie die armen Frauen, ihre Kinder auf dem Rücken gebunden oder im Arme, vorſichtig die ſchwanke Stufenleiter niederſtiegen, wurden ſie auch von dem Nächſten und Behendeſten ohne Weiteres um den Leib gefaßt und in eines der Boote mehr hineingeworfen

als gehoben. Die Hunde flogen meiſt gleich vom Deck herunter, und mußten zuſehen, wie ſie mit unzerbrochenen Beinen unten ankamen.

Und wie traurig lag dazu der öde Ort in der brennenden Sonne, wie traurig und verloren ſieht überhaupt dieſe ganze peruaniſche Küſte aus, an der das ganze Jahr kein einziger Tropfen Regen fällt, und die Sonne nicht heißer auf den dürren Boden brennen kann, als ihr die Strahlen von dort zurückgeworfen werden. Ueber die Stadt hinüber, auf der eine dicke Staubkruſte lag, dehnten ſich die zerriſſenen trockenen Berge aus, und in den einzelnen Vertiefungen konnte man Maulthiertrupps erkennen, die müde auf ihre Ladung warteten, und gar nicht daran dachten, in dieſer Gegend nach einem Grashalme zu ſuchen.

Links von der Stadt lag eine Partie hellgelber Guano aufgeſchichtet, den Fahrzeuge dort gelandet hatten, und der jetzt auf Maulthieren in das Innere geſchafft wurde. Schon die alten Yukas hatten das gethan, und recht gut die vortrefflichen Eigenſchaften dieſes Düngmittels gekannt, wenn ſie es auch natürlich nicht in ſolchen Maſſen verwenden konnten. — Ein paar Schiffe lagen ebenfalls dort, die theils Güter für Arequipa gebracht, theils eine Partie Wollballen an Bord nehmen

wollten, die da drüben aufgeſchichtet waren. Wolle bildet überhaupt einen der Hauptausfuhrartikel des Landes, die ſonſt im Ganzen ziemlich beſchränkt ſind: Wolle, Salpeter, Silber, Guano und etwas Gold. Alle andern Producte werden im Lande verbraucht oder doch nur ſo unbedeutend ausgeführt, daß ſie kaum gerechnet werden können.

Mich dauerten die armen Soldatenfrauen, die jetzt mit ihrer Laſt auf den Schultern und mit bloßen Füßen über dieſe kahlen ſonngebrannten Höhen hinüber mußten. Doch ſie ſind daran gewöhnt — iſt doch ihr Loos von Jugend auf ein hartes, und Beſchwerden wie Mangel gehören zu ihrem Leben wie Licht und Luft.

Der Capitain des Dampfers, ein alter, prächtiger Engländer, ſtand neben mir, als ich ihnen nachſchaute, und ſagte: „Well Sir, ich fahre nun ſchon lange Jahre an dieſer Küſte, und habe Hunderte und Tauſende von dieſen Leuten in meiner Zeit herüber und hinüber befördert, aber nie Noth und Aerger mit ihnen gehabt, nie einen Streit unter ihnen ſelber geſehen. Sie ſind immer gut gelaunt, folgſam und ruhig, und folgen ihren Oberen auf das Wort.“

Er hatte ganz recht; die Peruaner ſind auch ein gutes, harmloſes Volk, und daſſelbe kann man

faſt von allen Völkern der Weſtküſte ſagen, und woher dann dieſe ewigen Kriege, dieſes ununterbrochene Soldatenſpielen, das nur des Landes Mark ausſaugt und Leben und Eigenthum ſeiner Kinder gefährdet und verzehrt? — Es iſt die alte Geſchichte in faſt allen Republiken der Welt, wo der Wechſel eines Präſidenten auch den Syſtemwechſel und — die Hauptſache — den Wechſel einträglicher Stellen mit ſich bringt. Dieſe Stellenjäger, dies vornehme Proletariat in Glacéhandſchuhen, iſt der Fluch eines jeden Landes, denn dies *hat* kein Vaterland und betrachtet den Boden, den es ſeine Heimath nennt, nur als einen Schwamm, der ſo lange gedrückt werden muß, als er noch Gold oder Silber giebt.

Ich ſage gar nicht, daß dies nämliche Geſindel in Monarchieen fehlt; es blüht dort eben ſo üppig und trägt eben ſo giftige Früchte; aber es kann, durch den ſtabilen Stand der Dinge eingeſchränkt, nicht ſo übermäßig wuchern und Schößlinge treiben, und wenn es auch für ſich die beſten Säfte des Landes in Anſpruch nimmt, ſaugt es den Boden doch nicht ſo vollſtändig aus.

Und wieder neigt ſich der Bug vom Lande ab; ein Kanonenſchuß hat ſchon vorher das Zeichen zur Abfahrt gegeben und alle Paſſagiere vom Ufer

zurückgerufen, und wieder dampfen wir an der Küſte hinauf. Die Reiſe ſelber iſt hier mit einem Dampfer auch eine wirkliche Küſtenfahrt, denn man verliert die kahlen Küſtenberge nie aus Sicht, ja kann faſt fortwährend die Brandung des Meeres an den ſteilen, unwirthlichen Felſen erkennen. Ein Genuß würde das auch ſein, wäre es eine freundliche Scenerie, der man ſo folgte; ſo aber ſtreift das Auge nur über kahles, nacktes, in Schluchten zerriſſenes Steinland, und der ermüdete Blick ruht viel lieber auf der bewegten blauen und lebendigen See, die im Vergleich mit dieſem Lande gar nicht mehr ſo monoton erſcheint.

Unſer nächſtes Ziel war Arica, das man mir ſchon vorher als den freundlichſten Punkt der Küſte geſchildert hatte, in dieſem Lande eine ſehr billige Eigenſchaft, und ich erwartete nicht viel davon. Ich hatte mich auch nicht getäuſcht. Nördlich von der kleinen Stadt liegen allerdings einige Gärten, und Bäume ſtehen darin, aber man hegt nur die Vermuthung, daß ſie grünes Laub tragen, ſo dicht iſt dieſes von einer nie abgewaſchenen Staubſchicht überdeckt. Die Häuſer ſtehen dabei eben ſo tief und trocken in dem heißen Sande und die es umgebende Scenerie — je weniger man darüber ſagt, deſto beſſer.

Arica liegt, wie ein Blick auf die Karte zeigt, etwa auf dem 18. Grad Süder Breite und gerade im Innern jener Bucht, die sich nach Bolivia hineinzieht. Für dieses Land wäre es auch der natürlichste und in der That einzig mögliche Hafen, und die patriotische Partei in Bolivia sieht das recht gut ein und will den Platz, mit Güte oder Gewalt, von Peru zurück haben. Peru beruft sich dagegen auf sein altes Recht — ein sehr bequemes Wort — nach dem Bolivar selber die politische Eintheilung oder Vertheilung der beiden Republiken so gestellt hat, wie sie jetzt besteht, und der alte peruanische Präsident Castilla ist viel zu kriegerischer Natur, irgend einen Fuß breit Landes, den er einmal im Besitz hat, wieder herauszugeben. Damals hatte er außerdem den patriotischen Präsidenten durch seinen Einfluß (versilberter Guano) beseitigt und man erwartete, daß ein, Castilla vollkommen zugethaner Mann bei der nächsten Wahl auf den Präsidentenstuhl gerufen würde. Ob der dann auch ehrlich zu ihm hält, ist eine andere Frage, denn Treue und Glauben darf man bei keinem südamerikanischen Staatsmanne suchen. Doch das wird die Zeit lehren.

In der Bucht von Arica war das Wasser voll-

kommen still, und da wir beinahe vier Stunden dort liegen blieben, eine Menge Fracht einzunehmen und zu löschen, so erholten sich die meisten unserer Kranken vollkommen. Aus allen Cojen kamen, zwar noch etwas blaß und angegriffen, doch freundliche liebe Gesichter zum Vorschein, und schüchtern wagten sie sich auch heute an die Tafel, die erste ordentliche Mahlzeit an Bord einzunehmen. Besonders haben wir eine prächtige Familie aus Valparaiso an Bord, mit einem gar so reizenden kleinen Kinde, das sich aus der Seekrankheit auch nicht so viel gemacht hat. Kinder werden überhaupt am Wenigsten davon angegriffen.

Die arme kleine junge Frau, die der französische Capitain an Bord gebracht, zeigte sich auch auf kurze Zeit, aber bei der ersten Bewegung des Fahrzeugs flüchtete sie wieder in ihre Coje zurück, deren Thür sich seitdem nicht wieder geöffnet hat.

Und wie die Passagiere wechselten — man könnte jeden solchen Stationspunkt eigentlich in einem kleineren Maßstabe ein Menschenalter nennen, in dem eine ganze Generation ausstirbt und durch eine neue ersetzt wird. Nur einige Greise, die den ganzen Weg aushalten, überdauern ganze Geschlechter.

Als solche „Stammgäste," die ebenfalls nicht

an der Seekrankheit litten, da sie direkt von England herüberkamen, und ihre Schuld schon im Atlantischen Ocean abgetragen hatten, könnte ich eine Anzahl von Geistlichen betrachten, den chilenischen Erzbischof mit einigen höheren Priestern, die nach Chile zurückkehrten; dann noch außer unseren kranken Damen einige sehr nette Chilenen und Franzosen. In Arica bekamen wir aber noch einen etwas geheimnißvollen und nichts weniger als angenehmen Zuschuß in einer alten jugendlichen Donna, die in Sammt und Seide von Deck gefegt kam, und einen Schwarm von räthselhaften jungen und älteren Leuten hinter sich hatte. Einige ihrer Begleiter mußten in zweiter Classe campiren, die meisten aber quartierten sich in der Cajüte ein, und die Dame selber that gleich vom ersten Augenblick an, als ob sie das ganze Schiff gekauft hätte, und uns Andere nur eigentlich noch aus einer Art von lächerlicher Gutmüthigkeit an Bord behielte.

Diese „Donna," die sich für eine Altspanierin ausgab, war äußerst elegant und modern angezogen, Kleider machen aber nicht immer Leute, denn sie war noch keine Viertelstunde an Bord, als wir Alle, die wir ein Wenig zusammenhielten, darüber einig schienen, nie auf der Welt ein fre-

cheres, unangenehmeres und fataleres Frauenzimmer geſehen zu haben. Sie konnte auch nur mit ihren jungen Begleitern verkehren, mit denen ſie an Bord gekommen war, und die ſie zu Zeiten wie Dienſtboten behandelte — Niemand weiter gab ſich mit ihr ab. An Bord faßte aber das Gerücht Wurzel, daß die ganze Geſellſchaft eine, an der Küſte auf und ab ziehende Schauſpielergeſellſchaft ſei. Die Frau ſelber war jedenfalls eine antike franzöſiſche Griſette, die leider nicht mehr ſeekrank wurde. Ueber ſolche Schwachheiten ſchien ſie erhaben.

In dieſer Nacht paſſirten wir den berühmten Salpeterhafen Perus, Iquique, von wo aus jährlich für mehrere Millionen Salpeter ausgeführt wird. Die ganze Salpeterausfuhr von Peru betrug im Jahre 1859 drei Millionen 148,398 Dollars.

Stilles Wetter und mondhelle Nächte — wie herrlich es ſich da auf einem dieſer Dampfer an der Küſte fährt, während man mit einem Segelſchiffe fortwährend gegen den ſteten Südwind ankreuzen muß. Der Himmel, der bis dahin nur dünne Nebel gezeigt, war jetzt vollkommen heiter, und die ſüdliche Sternenwelt ſtand in voller Pracht — aber man kann ſich auf Nichts mehr verlaſſen,

ſelbſt nicht unter den Sternen, denn Alles wechſelt; dürfen wir uns da beklagen, wenn es unter den ſterblichen Menſchen geſchieht? — Man ſagt, der Menſch bekommt nur einmal das Heimweh, denn wenn er nach längeren Jahren die Heimath wieder betritt, die er noch treu im Gedächtniß behalten, wie er ſie verließ, ſo findet er Alles dort ſo verändert und fremd, daß er ſich nicht mehr in der neuen Umgebung wohl fühlen kann. Sein Auge will da nichts Neues ſehen, ſein Herz verlangt das Alte, und darin unbefriedigt, wird er das zweite Mal mißtrauiſch gegen ſich und die ganze Welt. Er fand den Kreis ſeiner Freunde zerſtreut, viele todt, Andere verheirathet oder fortgezogen, und wenn noch dort, mit anderen Intereſſen und Stimmungen; fand Eiſenbahnen, wo er früher ſeine ſtillen Landplätze und Gärten wußte, fand rauchende Schornſteine, wo ſonſt die Sonne durch flüſternde Baumſchatten fiel — fand Höflichkeit, wo er Herzlichkeit erwarten konnte, und wendet ſich traurig von dem fremden Treiben ab, das ihn auf allen Seiten jetzt umfängt.

Man ſollte doch nun glauben, daß das unter den Sternen nicht möglich wäre, und doch iſt es mir da gerade eben ſo gegangen. Mein Lieblings-

ſtern an dem ganzen ſüdlichen Himmel war ein Stern erſter Größe, mit wunderbar herrlich roth-funkelndem Licht, die Maja placida, die dicht unter dem ſüdlichen Kreuze ſtand, und als ich von der letzten Reiſe zurückkehrte und ſie am ſüdlichen Himmel mehr und mehr verſank, war es, als ob ich von einem lieben Freunde Abſchied nahm, glaubte ich doch damals, daß ich den ſüdlichen Himmel nie wiederſehen würde. — Jetzt nun, auf der ganzen Reiſe nach Süden, wo ich recht gut wußte, welchen neuen Beſchwerden und Entbehrungen ich entgegenging, freute ich mich faſt allein auf dieſen Stern und auf ſein liebes Licht, und jetzt? — er war fort und todt. — An ſeiner Stelle, die ich mir ſo genau gemerkt, ſtand freilich noch ein Diminutivſtern *), kaum erkennbar unter den anderen, aber es war meine Maja placida nicht mehr; ſie war alt und bleich geworden, und bei der geringſten rauhen Luft, wo ſie früher ſiegreich durch alle Nebel geblitzt, zog ſie ſich fröſtelnd in die blauen Räume des Aethers zurück. — Und doch hatte ich ſie noch lieb, und

*) Die Maja placida iſt in der That ſeit den letzten neun Jahren erſt, aus einem Stern erſter Größe, zu einem Stern vierter Größe zuſammengeſchwunden.

hätte weinen mögen, daß sie so alt und schwach geworden.

Aber das sind tolle Phantasieen an Bord eines Dampfers, wo der Mensch mehr zu thun haben sollte, als sich um todte Sterne zu bekümmern, besonders wenn er immer von frischen und natürlich augenblicklich seekranken Passagieren umgeben ist.

Was für ein elendes Geschöpf so ein Landmensch ist, wenn er hinaus auf die See kommt, und wie erbärmlich und mitleiderregend er überall umherliegt, sich selbst und seiner Umgebung zum Ekel. Wenn ich aber auch sonst vielleicht nicht zu den Hartherzigsten gehöre, mit Seekranken kann ich einmal kein Mitleid haben, und gehe an ihrem Jammer unberührt — aber nichtsdestoweniger äußerst vorsichtig vorüber, denn man hat da schreckliche Beispiele.

Von Iquique aus verließen wir die peruanische Küste, die sich etwas unverschämt hier in einem langen Streifen vor den größten Theil Boliviens legt. Bolivia verlangt auch mit Recht Arica, den ihm geographisch nothwendig zustehenden Hafen, für sich, und wenn ihn Peru noch eine Weile halten kann, wird es ihn zuletzt der Nachbarrepublik überlassen, oder sein ganzes Land ewig auf Kriegsfuß halten müssen. Das kann

aber nur geſchehen, ſo lange der Guano anhält, der mit ſeinen Millionen jährlichen Ertrags im Stande iſt, ſo viele Faulenzer zu füttern, die mit Musketen ſpazieren gehen; giebt der einmal aus, ſo nimmt die Sache von ſelber ein raſches Ende.

Cobija erreichten wir bei Nacht, im hellen, wundervollen Mondenſcheine, und ein Kanonenſchuß weckte die ſchläfrigen Bewohner der Stadt, daß ſie erſchreckt in Booten zu uns herausgefahren kamen. — Und was für ein eigenthümlicher Anblick das war, dieſe mondbeſchienene, wunderliche Minenſtadt, in einer öden nackten Wildniß von Sand und Stein und geborſtenen oder übereinandergeſchüttelten Felsmaſſen. Rechts, wo ein felſiges, zerriſſenes Vorgebirg in die See hinauslief, ſtanden ein paar Schmelzöfen, die mit ihren rothglühenden Augen neugierig nach uns herüberſtarrten, und links davon ſchmiegten ſich die niederen grau-hölzernen Häuſer wie ſcheu und ängſtlich dicht zuſammen und verſchwammen im Hintergrund mit den gleichfarbigen Hängen des rauhen, kahlen Bodens, wo die großen einzelnen Felsblöcke genau ſolche Schatten warfen, wie ſie ſelber.

Eine Anzahl Schiffe lag dabei in der ſtillen Bucht, Fahrzeuge, die Waaren hierhergebracht hatten, Waaren und Lebensmittel (denn dieſer Boden

erzeugt Nichts weiter, als ſtarre Metalle) und Kupfererz dafür als Fracht mit fortführten. — Schlafende Koloſſe, die mit der Dünung der See wie träumend herüber und hinüber ſchaukelten, um erſt, wenn ſie ihren Bauch gefüllt, die Flügel wieder auszubreiten und einer anderen, freundlicheren Umgebung zuzueilen. Eine troſtloſere konnten ſie überhaupt auf der ganzen Welt nicht finden.

Und wieder donnert ein Kanonenſchuß über das Waſſer, das Zeichen der Abfahrt; die noch an dem Dampfer hängenden Boote weichen raſch zurück, die Räder rauſchen, der Bug des großen, anſcheinend ſchwerfälligen Fahrzeugs bewegt ſich langſam vom Lande ab, und jetzt gleiten wir wieder, die Fluth um uns her aufwühlend, an der kahlen Küſte hin, dem Süden, dem kalten Süden ſchäumend zu.

Am nächſten Morgen lag die chileniſche Küſte an unſerer Linken, aber eben ſo rauh und kahl, wie ſich Peru und Bolivien gezeigt, ja hier oben liegt ſogar ein Landſtrich, den die Bewohner dieſer Gegend eine Wüſte nennen, und man kann ſich da etwa denken, wie das Land ausſehen muß. Weite harte Salzflächen decken auch hier in der That den Boden, das Salz in feſten

Schollen wie Eis gelagert, und Sand und todtes Geſtein, ſo weit das Auge reicht. Dieſe Wüſte Atacama trennt Bolivien von Chile, und das iſt eine Grenze, wegen der die beiden Republiken wohl ſchwerlich je in Streit gerathen werden.

Am ganzen nächſten Tage berührten wir keinen Hafen, und erſt in Caldera liefen wir wieder an. — Wie ſchon vorher erwähnt, hatten wir auch den chileniſchen Erzbiſchof an Bord, der hier von der Geiſtlichkeit empfangen wurde, und an Land fuhr, um eine große Meſſe zu halten. Er war in Rom geweſen und kehrte jetzt nach Chile zurück. Ein ganzer Zug von Leuten empfing ihn auch am Ufer und begleitete ihn in die Kirche.

Caldera iſt ebenfalls ein ſehr wichtiger Minenplatz, ja einer der bedeutendſten in Chile, denn von hier aus geht eine Eiſenbahn nach den berühmten Minen von Coquimbo, das im Innern liegt, und in der Nachbarſchaft nicht allein Silber, ſondern auch bedeutende Maſſen von Kupfer hat. Die Kupferminen haben ſich nämlich, mit einigen Ausnahmen natürlich, im Ganzen viel einträglicher gezeigt, als die Silberminen, und ſcheinen überhaupt weit mehr Sicherheit zu bieten. Bei Coquimbo hat ſich das ebenfalls wieder bewieſen, denn der Silberertrag ver-

ringerte ſich dort in den letzten Jahren auffallend, während der des Kupfers in eben dem Maße ſtieg und den ganzen Ausfall deckte.

Cobija war der letzte Hafen, den wir bis dahin anliefen, und hatten wir bis jetzt, wenigſtens ſeit wir die peruaniſchen Krieger an Land geſetzt, ein ziemlich gemüthliches Leben an Bord gehabt, ſo wurden wir nun von einem wahren Schwarme von Paſſagieren überfluthet. Dieſe ſchienen aber wirklich nur an Bord gekommen zu ſein, um ſich augenblicklich in's Bett zu legen, und in ein Nachtgeſchirr hinein zu ſehen, denn der Dampfer war kaum wieder in See, als in dem unteren Salon an jeder Seite eine doppelte Reihe ſolcher Unglücklichen lag, die traurige Geſichter ſchnitten. Von hier aus dauerte die Reiſe noch höchſtens vier und zwanzig Stunden, und mit der Gewißheit erträgt man nachher ſchon Manches. Gegen einen ſcharfen Südwind mußten wir freilich ankämpfen, und die Kranken fanden einige Entſchuldigung in der etwas höher gehenden See, welche die früheren, bei vollkommen ſtillem Wetter, nicht gehabt.

Cobija wird als der freundlichſte Punkt der nördlichen chileniſchen Küſte betrachtet. Cobija ſelber liegt allerdings, wie die anderen Städte,

auch nur in traurig ödem Gestein, links davon, am Ufer hinauf, sieht man aber Bäume und angebaute Felder, und Weintrauben, Pfirsichen und Wassermelonen wurden uns wenigstens von hier aus zum Verkauf gebracht.

Chile.

1.

Valparaiso.

Valparaiso iſt der erſte Platz in fremden Ländern, den ich, nach langer Abweſenheit, zum zweiten Male betreten habe. Aber nicht ungern wandte ich die Schritte dorthin zurück, denn die Erinnerung an jene Stadt war mir ja immer eine gar liebe und freundliche geweſen. Außerdem hatte ſich der Ort ſelber durch zwei furchtbare Feuersbrünſte und durch ein raſches Anwachſen der Bevölkerung, wie ich ſchon vorher gehört, ſehr zu ſeinem Vortheile verändert und vergrößert, und es bleibt immer intereſſant, eine ſolche Veränderung zu beobachten.

Wie es nun dabei mit Kindern geht, die wir fortwährend um uns haben, und deren raſches Emporwachſen wir kaum bemerken, weil eben der

Unterſchied von einem Tage unmerklich iſt, ſo auch mit einer Stadt, deren allmähliche Ausdehnung dem Inwohner nie ſo auffällig werden kann, als dem Fremden, der ſie wie ich, ſeit elf Jahren nicht geſehen. Dennoch war ich auf ſolche Veränderung nicht vorbereitet.

Wir hatten, wie vor erwähnt, am 1. März die Höhe von Valparaiſo erreicht, konnten aber die Küſte, deren Brandung mit ihrem Donnern bis zu uns herüberdrang, noch nicht ſehen, denn ein dichter, zäher Nebel lag todtenſtill auf dem Waſſer. Endlich, etwa um elf Uhr Morgens, wurde der blaue Himmel über uns ſichtbar, bald darauf kam eine leichte Briſe, und plötzlich riß es vor unſeren Augen wie ein Schleier auseinander, und dort glänzte der hohe weiße Leuchtthurm, dort breitete ſich, wie ein Amphitheater, Häuſermaſſen über Häuſermaſſen, die Stadt ſelber um den weiten blauen Hafen aus.

Raſch drehte ſich jetzt der Dampfer, der Einfahrt ſelber entgegenhaltend, deutlicher und klarer wurde das freundliche, jetzt von voller Sonne beleuchtete Bild, und wenn ich auch darauf vorbereitet war, eine große Veränderung in der Stadt zu finden, hatte ich ſie doch wahrlich nicht ſo groß erwartet.

Das war Valparaiſo nicht mehr, eng an den Hafen geſchmiegt mit ſeinen verrufenen Vorſtädten voll kleiner, in die Schluchten geklebter Barracken. Ueber der Stadt lag eine andere, größer als die erſte; den Platz, ſonſt ein einſamer Ritt nach dem Leuchtthurme hinaus, füllten Straßenreihen, und links über die Almendral hin und weit in die Hügel hinein breiteten ſich die rothen Dächer und freundlichen weißen Straßenreihen aus. Selbſt der Felſen, auf dem der Gottesacker liegt, und um deſſen Fuß ſich ſonſt, mitten in der Stadt, nur ein ſchmaler Pfad ſchlang, auf dem früher nicht ſelten die Brandung hinaufſpritzte, war an ſeinem Fuße verſchwunden und von Gebäuden verdeckt.

Hätte ich nicht gewußt, daß die vor mir liegende Stadt Valparaiſo ſei, ich würde ſie nie von ſelber wiedererkannt haben, wenn auch die nämlichen kahlen, jetzt nur mit dürftigem Grün bedeckten Hügel ſie einſchloſſen. — Zu weiteren Betrachtungen blieb mir aber in dieſem Augenblicke keine Zeit, denn der Dampfer ſchoß raſch in die ſonnige Bay, die Valparaiſos Hafen bildet, zwiſchen alle die dort ankernden Schiffe hinein, und eine wahre Flotte von Booten (faſt lauter Wallfiſchboote) kam zu uns heraus.

Dieſe Boote laufen allerdings jeden dort ein-

kommenden Dampfer an, um Paſſagiere an Land zu ſetzen, und man iſt von dem Augenblicke an, wo dieſe Bootsleute das Deck betreten, ſeines eigenen Koffers nicht mehr ſicher. Heute hatte ihre übergroße Zahl aber noch eine ganz andere, dem Erzbiſchof geltende Urſache, und wer ihn nicht eben wirklich empfangen wollte, war wenigſtens neugierig, ihn zu ſehen und der erſten Begrüßung beizuwohnen.

Der Erzbiſchof galt nämlich, wie ich ſpäter erfuhr, auch in politiſcher Beziehung als eine hervorragende Perſönlichkeit, und zwar als eine mehr hitzige als wirkſame Oppoſition gegen die Regierung, die, der Meinung des Clerus nach, eine viel zu freiſinnige Richtung zu Gunſten der Fremden und des Proteſtantismus nahm. Man hatte auch, als eine Art von Demonſtration, einen feierlichen Empfang für ihn am Ufer bereiten wollen, der aber von den Behörden unterdrückt oder vielmehr nicht geſtattet wurde. Damit mußte ſich die Oppoſition allerdings zufrieden geben, aber eine Begrüßung an Bord konnte die Regierung nicht verhindern, und Boote nach Booten ſchwärmten zu uns heraus, bis ſie eine ordentliche Promenade, wohl funfzig Schritt breit, um den gan-

zen Dampfer bildeten. Ich glaube kaum, daß ein einziges am Lande zurückgeblieben war.

Die geiſtliche, mit einem grünen Baldachin etwas phantaſtiſch überſpannte Gondel kam ebenfalls heran, in der ein gerade ſo wie der Erzbiſchof, in Lilla-Sammet und eine Spitzen-Mantille gekleideter Prieſter ſaß und an Bord dem Erzbiſchof feierlich um den Hals fiel. Die Seeleute lachten, aber was verſtehen die von ſolchen Dingen.

Mit meinem eigenen Gepäck beſchäftigt, fand ich einige Schwierigkeit, aus dieſem Gewirr herauszukommen, aber es gelang endlich, und als ich die Landung betrat, kam mir ſchon mein alter Gaſtfreund, Herr Fehrmann, entgegen, der mich in früheren Jahren ſo freundlich aufgenommen und mich auch jetzt wieder auf das Herzlichſte in ſein Haus einlud.

Kaum waren wir dort angelangt, ſo hörten wir Geſchrei auf der Straße, und ſahen eben noch, wie die mit vier Pferden beſpannte Staatskutſche des Erzbiſchofs, von einer Schaar zerlumpter Straßenjungen jauchzend umgeben, vorbeirollte. War das die verunglückte Demonſtration zu Gunſten des Erzbiſchofs, ſo hatte ſie ein gar trauriges Ende genommen. Die Regierungspartei

ſelber hätte nichts Sinnreicheres ausdenken können, den ihr widerſpenſtigen Geiſtlichen lächerlich zu machen.

Ich weiß nicht, ob es den Erzbiſchof gefreut hat, in einer vierſpännigen Staatscaroſſe, von einigen funfzig zerlumpten Straßenjungen umtobt, durch die Straßen Valparaiſos zu rollen.

In Herrn Fehrmann's Hauſe war ich ſo herzlich aufgenommen, als ob ich in dem Kreiſe meiner eigenen Familie geweſen wäre — aber, lieber Gott, wie die Zeit fliegt: ſein kleines Töchterchen, das damals ſieben Jahre zählte, fand ich als verheirathete Frau wieder; der kleinſte Burſche, der damals kaum erſt laufen konnte, war in Europa in einem Handlungshauſe — wir werden alt mit der Zeit, und eben die Kinder ſind unſere beſten Zeitmeſſer, die uns an die Ewigkeit mahnen. — Aber Segen auf ihre lieben Häupter, denn während ſie mit der einen Hand in die Zukunft deuten, trägt ihr Bild auch wieder den Spiegel unſerer eigenen Jugend, und wohl dem Menſchen, der ſelber eine Jugend hatte. Nur der darf wirklich trauern, dem dieſe Zeit ewig und unwiderbringlich geſtohlen wurde.

Von Lima nach Valparaiſo — es giebt wohl keine zwei anderen Seeſtädte in ganz Süd-Amerika,

die ſo gründlich von einander verſchieden ſind, wie dieſe beiden. Lima trägt noch ganz den altſpaniſchen Charakter einer Binnenſtadt, obgleich es jetzt durch die Eiſenbahn kaum eine halbe Stunde von der See entfernt liegt, während ſich Valparaiſo kaum durch mehr als die Ponchos der Peons von irgend einer europäiſchen Hafenſtadt unterſcheidet.

Engliſche und deutſche Firmen findet man in dem Geſchäftstheile der Stadt faſt an jeder Thür, und ſelbſt die Häuſer ſind weit mehr in europäiſchem Geſchmack und faſt alle zweiſtöckig gebaut, als ob die Cordilleren nicht dicht nebenbei ihre unterirdiſchen Feuerſtätte hätten und jeden Augenblick einmal die Stadt eben ſo wie Mendoza jetzt, über den Haufen ſchütteln könnten. Aber ſo iſt das geſchäftige Menſchenvolk, das, ähnlich den Ameiſen, die ihm eben zerſtörte Heimath unverdroſſen und mit friſchen Kräften aufbaut — und ſelbſt auf der Lava ſeine neue Heimath gründet, immer nur der Zukunft hoffend entgegenſchauend, und die Vergangenheit eben als Vergangenheit betrachtet.

Das ganze Leben hat ſich in der Zeit in Valparaiſo verändert, und der altſpaniſche Charakter der Stadt, ſchon damals mehr als irgend wo anders an dieſer Küſte verwiſcht, iſt ſo weit in

den Hintergrund gedrängt, daß man ihn kaum noch in einzelnen Zügen erkennen kann.

Den Poncho, die Nationaltracht, sieht man nur noch bei den unteren Classen, und wenn man einen eleganten Reiter noch zu Pferd mit einem Poncho sieht, so ist das fast jedesmal ein Fremder. Die Damen kleiden sich ganz nach dem neusten pariser Geschmack, hinter dem sie höchstens sieben bis acht Wochen — die Zeit, die der Dampfer braucht, um zu ihnen zu gelangen, zurück sind, und kein Wäschermädchen würde es wagen, sich auf der Straße ohne ein wahres Ungethüm von einer Crinoline sehen zu lassen.

Den Straßen selber hat die Verbesserung am Wohlsten gethan, denn überall findet man jetzt breite schöne Trottoirs, und die Läden sind in europäischem Geschmack mit großen kostbaren Scheiben eingerichtet.

Auffallend stark ist die Zahl der Deutschen in Valparaiso, und das Wort „Deutsches Bierhaus" findet man in Folge dessen auf einer großen Anzahl von Schilden; Deutsches Bierhaus, in dem aber nicht etwa deutsches, sondern in Valparaiso und Valdivia selber gebrautes Bier, nach südamerikanischen Verhältnissen zu einem billigen Preise ausgeschenkt wird, denn die Flasche kostet

nur einen Real. Und nicht allein die Deutſchen trinken dort Bier, ſondern ſelbſt die Peons haben begonnen, ihrem nichtswürdigen Agua ardiente oder ihrer magenverderbenden Tſchitſcha in etwas zu entſagen. Beſonders bei Volksfeſten ſoll man Scharen von ihnen um gemüthliche Bierflaſchen gelagert ſehen, und das iſt jedenfalls ein Fortſchritt in ihrer Cultur.

Deutſche Schuhmacher, deutſche Schneider, deutſche Tiſchler, kurz alle Handwerker ſind faſt von Deutſchen vertreten, wenn auch die ächt deutſchen Namen manchmal ein wenig komiſch auf den Schilden in ihrer ſpaniſchen Umhüllung klingen. Hier und da findet man denn auch wohl Einen, der aus den Vereinigten Staaten oder von Californien hierhergezogen iſt, und nie verſäumt, auch ein paar engliſche Worte, zur Erklärung ſeines Berufs, hinzuzufügen. Aqui se compra oro, oder auch: here is english spoken, was ich in früheren Zeiten ſo oft in den Fenſtern bemerkt fand, ſcheint faſt ganz verſchwunden.

Alles hat ſich civiliſirt: die Droſchkenkutſcher, die früher ihre Pferde in Gauchomanier an den Gurt ſpannten, fahren jetzt mit europäiſchem Geſchirr; die Nachtwächter pfeifen den ſpäten Wanderer nicht mehr, wohin er geht, durch die Stadt,

und wie es sich in einer südamerikanischen Republik gehört, wird jetzt auch noch, selbst nach dem Tode, der gehörige Unterschied zwischen der Geld-Aristokratie und dem Proletariat gemacht. Verschwunden ist nämlich von dem die Stadt überragenden Gottesacker jene furchtbare Kuhle, die ihr nacktes Entsetzen, dicht neben prachtvollen Marmorbüsten, dem blauen Himmel entgegengähnte.

Die Municipalität scheint sich derselben geschämt zu haben! es wurde mit den armen Todten doch ein wenig zu summarisch verfahren — oder diese Nachbarschaft war den reichen Todten auch vielleicht nicht angenehm. So viel ist sicher, die Kuhle ist von dem Kirchhof verschwunden und für sie ganz besonders ein anderer, weiter zurückgelegener Platz ausgesucht. Gottesacker kann man ihn freilich nicht nennen, auch nicht Kirchhof, denn es liegt keine Kirche dabei, und der Acker paßt ebenfalls nicht auf diese Art von Begräbnissen, wo in ein, etwa zwanzig Fuß tiefes Loch Leiche auf Leiche ohne Sarg gehäuft ist, bis die Gesellschaft den ihr gestatteten Raum ausfüllt und mit einer Erdschicht bedeckt wird. Dadurch gewinnen die chilenischen Republikaner aber den doppelten Vortheil, daß die besseren Classen, wenn sie die Gräber ihrer Lieben besuchen, nicht Nasen und

Geſundheit durch eine höchſt unangenehme Ausdünſtung des Proletariats beleidigt bekommen, und daß ferner die Armen am Tage des letzten Gerichts (eine große Zeitersparniß, wenn man bedenkt, daß es der letzte Tag iſt) gleich ſauber von ihren Beſſeren abgeſchieden ſind.

Republiken! Es iſt ein eigenes Ding um eine Republik, und ſo wunderſchön der Grundgedanke iſt, ſo ächt menſchlich und rechtlich, das Recht jedes Einzelnen eben anzuerkennen und zu würdigen, ſo wenig ausführbar ſind ſie ſtets in nackter Wirklichkeit. So lange die Menſchen nicht auf einer, wenigſtens etwas gleichen Stufe von Bildung ſtehen, wird ſich eine wahre Republik, als das, was ſie ſein ſollte, nie durchführen laſſen. Eine wahre Karrikatur aber auf den Namen ſind alle Republiken Süd-Amerikas.

Um aber wieder auf Valparaiſo ſelber zurückzukommen — brauchen wir nur den ſteilen Hügel hinunterzuſteigen, auf deſſen Kuppe der Gottesacker liegt, und die er ſo vollkommen bis an den ſchroffen Abhang ausfüllt, daß vor einiger Zeit einmal, nach anhaltend heftigem Regen, eine Ecke der Mauer mit einem Theil der Gräber abſtürzte und auf die unten ſtehenden Häuſer niederſchmetterte. Es geſchah dabei das etwas Ungewöhnliche,

daß die Todten ſich gewaltſam an den Lebenden vergriffen und drei derſelben ohne Weiteres ebenfalls todtſchlugen. — Eine entſetzliche und unheimliche Geſellſchaft, die Einem ſolcher Art Nachts in das Haus bricht und ſich ungebetenes Quartier macht.

Früher war, wie geſagt, die See nur durch einen ſchmalen Fahrweg von dieſem Felſen getrennt, jetzt hat ſich das Alles aber mächtig verändert, denn eine breite Straße iſt hier durch Ausfüllen entſtanden, und eine Reihe von trefflichen Gebäuden nach dorthin ausgeführt, wo früher die Fluth ſchäumte. Es wäre leichte Arbeit und ein unberechenbarer Vortheil für die Stadt geweſen, den ganzen Hügel in das Meer zu werfen, aber freilich hätte man dann den ganzen Kirchhof mit hineinwerfen müſſen, und das ging nicht gut an.

Ein mächtiges langes weißes Gebäude, die Douane mit den in Bond liegenden Waaren, liegt jetzt an der weſtlichen Seite der Stadt, höchſt geſchmacklos, aber wahrſcheinlich ſehr praktiſch. Die Romantik eines Ortes geht freilich durch ſolche Bauten verloren, eine Geſchäftsſtadt braucht aber auch keine Romantik, und ſchon der Name Valparaiſo oder Thal des Paradieſes iſt, ohne die Uebertreibung, ein einfacher Luxus.

Daß ich übrigens in einer reinen Geſchäftsſtadt war, ſollte ich ſchon den Tag nach meiner Ankunft erfahren, denn die größte Handelskriſis, die Valparaiſo je betroffen, brach in St. Jago, der Hauptſtadt des Landes, durch den Bankerott einer Reihe verwandter Häuſer los. Der Bankerott belief ſich, nach den erſten Angaben, auf nahe an ſechs Millionen, und ſtieg bis ſechs Wochen ſpäter zu acht Millionen — eine rieſige Summe für einen ſo kleinen Kreis und ein Beweis wie blühend das Geſchäft Chiles iſt, daß der Verluſt derſelben noch ſo ertragen werden konnte.

In dieſer Zeit hörte man aber in Valparaiſo in der That keine andere Summe nennen, als zwei Millionen, vier Millionen, ſechs Millionen 500000 Doll. — 600000 ꝛc. Es ging Alles en gros, und das Gerücht, wie es bei ſolchen Dingen ſtets der Fall iſt, vergrößerte natürlich noch die Thatſachen und warf dunkle Schatten auf ganz ſichere ehrenvolle Namen. Wie es ſcheint, war der Bankerott aber dadurch zu einer ſolchen Höhe angewachſen, daß mehrere ſehr reiche Familien für einander gut geſagt und ſogenannte pagares mit unterzeichnet hatten. Eine hielt dadurch die andere noch eine Zeitlang über Waſſer, bis ſich die

Sache eben nicht länger halten ließ, und Alles miteinander zusammenbrechen mußte.

Interessante Datas ächt chilenischer Buchhaltung kamen dabei zu Tage, nach denen ein, mit einer sehr bedeutenden Summe compromittirtes Haus seine Bilance in vier Jahren nicht gezogen hatte. Andere schienen gar keine, oder sehr unvollkommene Bücher geführt zu haben, und es mußte eine Commission ernannt werden, um nur erst einmal die Bücher zu ordnen und den wahren Stand der activa und passiva zu erfahren.

Die Bankerotte stiegen, wie gesagt, auf acht Millionen; ehe ich aber noch Valparaiso wieder verließ, wurde das Resultat der Berathungen bekannt, und es hieß, daß der schwerste Bankerott, wenigstens der mit seinen Ziffern am Meisten in's Gewicht fallende, nur etwa 40 Procent Verlust geben würde. Die Befürchtung war gewesen, daß sie statt 60 nicht 25 Procent bezahlen würden.

Die Familien, welche der Hauptbankerott einschloß, waren fast lauter reiche Haciendenbesitzer von St. Jago, die in den vergangenen Jahren durch die Goldentdeckung in Californien und Australien ihre Besitzungen zu einer nie geahnten Höhe hatten anwachsen sehen. Beide Länder verlangten und brauchten Massen von Producten,

denen Chile vor allen Ländern in der Nachbarschaft genügen konnte, und mit dem Verdienst und Gewinn stieg natürlich der Luxus zu rasender Höhe. Wahre Paläste wurden in St. Jago gebaut, drei und vier Equipagen und Massen von Reitpferden gehalten. Europa mußte sie mit seinem Luxus überschwemmen, und die Leute scheinen gehandelt zu haben, wie die Goldgräber in Californien selber, die bei einer gefundenen reichen Grube den Schatz für unerschöpflich hielten.

Californien aber gerade, das sie im Anfange gehoben, stürzte sie wieder, denn es zeigte sich bald als ein wunderbar reiches und fruchtbares Land auch für den Ackerbauer, der seine Felder blühen und gedeihen sah. Je mehr Einwanderer dort eintrafen, desto mehr Land wurde in Angriff genommen, so daß das Unerhörte, und nie Geglaubte geschah, daß nämlich Californien Kartoffeln nach Chile ausführte.

Wenn auch nicht in dem Maße, wuchs aber doch auch in Australien der Ackerbau, und die beiden Märkte verloren, wonach es natürlich, daß das Grundeigenthum wieder auf seinen — vielleicht unter seinen Werth zurücksinken mußte. Der Gewinn davon wurde wieder geringer — aber der übertriebene Luxus hörte deßhalb nicht

auf. Die Herren hätten dazu fast unbeschränkten Credit; anstatt jedoch die erheblichen Gelder auf ihre Hacienden zu verwenden, und vielleicht das durch Fleiß wieder gut zu machen, was ihnen äußere Zufälligkeiten nicht mehr zuführen wollten, verschwendeten sie nach wie vor die Summen, bis ihre ganzen Speculationen mit einem Donnerwetter über ihnen zusammenbrachen.

Die Hacienden werden jetzt wahrscheinlich größtentheils verkauft werden, bei solchen Gelegenheiten aber oft auch um einen Spottpreis verschleudert, und es hieß schon in Valparaiso: „wer einen Palast billig kaufen wolle, solle nach St. Jago gehen."

Mochte es vielleicht an dieser bewegten Zeit in der Handelswelt liegen, aber für europäische Neuigkeiten schienen sich die Leute außerordentlich wenig zu interessiren — wenn sie nicht eben direkt ihren Verkehr berührten. Daß Gaeta genommen sei, brachte etwa die nämliche Aufregung hervor, als wenn wir in Deutschland hören, Spanien habe ein neues Ministerium. Man ging darüber flüchtig hin, und beachtete es nicht weiter. Desto mehr sehnte ich mich selber nach Kunde von Europa, besonders als ich später von Valdivia nach

Valparaiſo. zurückkehrte, und ſo lange Nichts von Deutſchland gehört hatte.

Deutſche Zeitungen fand ich, aber du lieber Gott, ich hätte ſie auch eben ſo gut entbehren können, denn was ſtand darin? — Von einem großen Gedanken deutſcher Fürſten keine Rede, und nur kleinliche Häkeleien deutſcher Miniatur-Miniſterien, die eben alle gern regieren wollen, Auslieferung Telekis, Heſſen-Darmſtadter Contra-Nationalverein, neue Verſprechungen Dänemarks und alte Bärengeduld Preußens, Ordensverleihungen, Fabrikation von Geheimen und Commerzienräthen ꝛc. ꝛc. ꝛc. — Wenn die Leute nur wüßten und einſehen wollten, wie furchtbar lächerlich derlei Firlefanz dem Ausland erſcheint, wie viel Spaß dieſe Dinge dem Fremden draußen machen und — wie weh Jedem dabei ums Herz iſt, der es wirklich ehrlich mit Deutſchland meint, und gern auch einmal in der Fremde Gutes darüber ſprechen hörte.

Deutſche Zeitungen erinnern mich natürlich an den deutſchen Club in Valparaiſo, der ſich in den elf Jahren bedeutend vergrößert und verbeſſert hat. Der Club liegt in dem Geſchäftstheil der Stadt, und umfaßt ein ſehr geräumiges Local mit Leſezimmern, Bibliothek, zwei Billarden und

Reſtauration. Die deutſche Fahne weht freilich nicht mehr darin, wie früher, aber die Leute hängen deßhalb nicht weniger an Deutſchland, wenn ſie ſein idealiſtiſches Sinnbild auch nicht mehr aufgepflanzt haben.

Es iſt eine merkwürdige Thatſache, daß keine Nation in der Welt ſo ſehr an ihrem Vaterlande hängt, wie die deutſche — und daß keine Nation der Welt ſo wenig Urſache dazu hat. In politiſcher Hinſicht ſind wir aber ſchon leider gewöhnt, uns gar nicht als Nation zu betrachten, und wie wir daheim „Oeſterreich und Deutſchland" ſagen, ſo unterſcheiden die Fremden ſogar Preußen und Deutſchland — Etwas, was ihnen der Nationalverein abgewöhnen wollte, und was Heſſen-Darmſtadt nicht leiden will.

Die Politik alſo zieht keinen von uns zurück, ſondern die Heimath ſelber, denn die deutſche Politik ſcheint neither for use nor ornament, nur eine Lebensplage, die Manchen abſchrecken würde, nach Deutſchland zurückzukehren, wenn ſein Herz nicht ſo ſehr daran hinge. Sie iſt etwa wie der Rauch in einem Zimmer — eigentlich unerträglich, aber man erträgt ihn trotzdem, denn man iſt ja doch in ſeinen eigenen vier Pfählen. Unſere deutſche Gemüthlichkeit hilft uns über Alles das

hinweg, und ich bin der festen Meinung, daß, wer einmal einen Christbaum daheim angezündet bekam, die Erinnerung an diese Zeit nie wieder aus seinem Herzen bannen kann. Deßhalb aber sehnen sich auch alle die Deutschen in fernen Welttheilen nach der alten Heimath zurück, und wo sie auch sein mögen, in Nord- oder Süd-Amerika, in Asien oder auf den Inseln, in Allen lebt nur der eine Wunsch, mit dem, was sie sich in der Fremde durch Fleiß und Sparsamkeit verdient, daheim ihre Tage ruhig beschließen zu können.

In den letzten zehn Jahren ist die Auswanderung nach Chile ziemlich bedeutend gewesen; wenn aber die Einwanderer sämmtlich nach den neu in Chile angelegten Colonieen gelenkt wurden, zog die Hauptstadt, wie das stets der Fall ist, ebenfalls eine Menge an.

Handwerker besonders, die daheim gewohnt waren, in großen Städten zu arbeiten, fühlen sich selten in einer neuen Colonie wohl, weil sie das Interesse nicht an dem zu bearbeitenden Boden selber nehmen. Sie säen Nichts aus, machen deßhalb auch keine Ernte, und wenn ihnen nicht gleich von Anfang an eine reiche Kundschaft zuströmt, werden sie mißvergnügt. Die Landsleute, mit denen sie über See gekommen sind, wollen

ihnen ebenfalls nicht jene „amerikaniſchen“ Preiſe bezahlen, auf die ſie gerechnet und gehofft haben, und ſie ſind dann gewöhnlich die Erſten, die ſich von der jungen Colonie abwenden und nicht eher ruhen, als bis ſie wieder ihr großgemaltes Schild in irgend einer belebten und gepflaſterten Straße aushängen ſehen.

In Valparaiſo geht es aber faſt Allen gut, wenigſtens Allen, die ich geſprochen habe; überhaupt haben ſie in Chile vernünftige Geſetze und volle Sicherheit des Eigenthums — mehr, als manche andere ſüdamerikaniſche Republik von ſich ſagen kann, und verdienen ſich ein ſchönes Geld.

Der Beweis hierfür iſt auch der, daß manche gemeinnützige Anſtalten von den Deutſchen gegründet werden. So haben ſie jetzt eine Sparcaſſe für Dienſtboten und Handwerker errichtet, die ſich eines guten Gedeihens erfreut und ſolches Vertrauen genießt, daß ſelbſt ſchon Chilenen ihr erſpartes Geld dort niederlegen. Sie zahlt ſechs Procent Zinſen und legt in der Bank zu acht Procent die Gelder an, ihre Unkoſten mit den zwei Procent Nutzen beſtreitend.

Auch einen Wohlthätigkeitsverein haben ſie geſtiftet, mit einer Caſſe von 15,000 Dollars, die

aber leider, durch Unvorsichtigkeit der Verwaltungsbehörde, mit in den jetzigen Monstre-Bankerott kamen. Die zugestandenen 60 Procent bringen allerdings einen großen Theil zurück, der Verlust ist aber doch immer bedeutend, und wird die Leute künftig vorsichtiger machen.

Der deutsche Kaufmannsstand ist übrigens in Chile außerordentlich geachtet, die Deutschen selber sind, wenn sie die nöthigen Sprachkenntnisse haben, sehr gesucht, und man findet in sehr vielen englischen und chilenischen Handlungshäusern deutsche Buchhalter und besonders deutsche Cassirer.

Der Verkehr in Valparaiso ist noch immer ein sehr bedeutender, wenn Chile auch die Getreideausfuhr nach Californien und zum Theil nach Australien verloren hat. Dafür sind seine Colonieen um so mehr gewachsen, und deutsche Hände haben schon manche hundert Acker chilenischen Bodens der Cultur gewonnen und werthvoll gemacht, während deutsche Colonisten alle Waaren, die sie brauchen, nothwendigerweise von Valparaiso, als dem Mittelpunkt und Stapelplatz des chilenischen Handels, beziehen. Die Kaufleute aller kleineren chilenischen Städte im Süden und Norden Valparaisos kommen deßhalb natürlich hierher,

ihre Einkäufe zu machen, wie ebenfalls hier ihre Producte abzuſetzen, und ein äußerſt lebhafter Verkehr findet beſonders zwiſchen Valdivia und Valparaiſo ſtatt.

Auch die Verkehrsmittel haben in den letzten zehn Jahren außerordentliche Fortſchritte gemacht. Damals exiſtirten eigentlich noch gar keine, außer mit der Hauptſtadt St. Jago, während die Verbindung mit dem fruchtbaren und holzreichen Süden des Landes allein auf gelegentlich dorthin abgehende Segelſchiffe beſchränkt blieb.

Jetzt befahren regelmäßig zwei Dampfer die ganze Küſte bis Concepcion und einer bis Puerto Montt, Choloe gegenüber; die Eiſenbahn nach St. Jago iſt begonnen und wenigſtens ſchon bis Guillota geführt, und nach St. Jago ſelber gehen täglich bequeme amerikaniſche Kutſchen, die den ganzen Weg in der trockenen Jahreszeit in einem Tage oder vielmehr in 14—15 Stunden zurücklegen.

Selbſt mit Mendoza und Buenos Ayres beſteht eine beſſere Verbindung als früher, denn die Päſſe über die Cordilleren ſind erweitert und ſicherer gemacht, und vor der Zerſtörung Mendozas durch das furchtbare Erdbeben des 20. März lief allmonatlich ein bequemer Omnibus von dieſer

Stadt bis Rosario am La Plata, von wo man sich zu kurzer Fahrt stromab nach Buenos Ayres einschiffte. Diese Verbindung ist jetzt wahrscheinlich für kurze Zeit unterbrochen, wird aber rasch wiederhergestellt werden.

Dies Alles zusammen mußte natürlich Valparaiso rasch heben, und mit den bedeutenden Feuern, welche die Stadt zu zwei verschiedenen Zeiten heimsuchten, stieg sie wie ein Phönix aus der Asche empor. Damit stieg aber auch natürlich der Luxus, und kostbarere Möbeln und Tapeten mit allem Zubehör findet man nicht in europäischen Palästen, wie in den Häusern des Handelsstandes und der höheren Beamten hier. Daß die Damen dem guten Beispiele folgten, versteht sich von selbst — segne ihre lieben Augen, aber sie sind auch hier, wie bei uns daheim, der festen Meinung, daß zu einem einzigen Kleide so viel Sammet und Seide und Spitzen gehören, wie vollkommen ausreichen würden, einen Salon mit Tapeten und Gardinen zu versehen. Mit dem guten europäischen Beispiel vor Augen, kann man es ihnen aber auch gar nicht verdenken.

Die Feuer hatten übrigens auch die Folge, daß eine Menge von Spritzencompagnien gebildet wurden, die sich, in einer so von verschiedenen

Nationalitäten gemischten Stadt, auch in verschiedene Nationalitäten theilte, von denen jede ihre eigene Spritzencompagnie bildet. Louis Napoleon hätte das selber nicht besser arrangiren können. So haben die Deutschen, die Chilenen, die Franzosen, die Engländer und Altspanier ihre eigenen Spritzen, Compagnieen, Sammelplätze und Uniformen. Nur die Nord-Amerikaner fehlen noch, die nicht zahlreich genug in Valparaiso vertreten scheinen.

Da es Ehrensache geworden ist, zu diesen Compagnieen zu gehören, werden die Spritzen auch trefflich bedient und in Stand gehalten, und es müßte schon ein tüchtiges Feuer sein, das jetzt diesen vereinten Kräften Trotz bieten wollte.

Das chilenische Militär ist fast ganz nach französischem Geschmack eingerichtet, in mancher Hinsicht zum großen Vortheil desselben, in anderer aber auch wieder zum Nachtheil, denn Frankreich lieferte bis jetzt für die chilenische Armee eine Masse alter ausrangirter Gewehre und wurde all sein altes werthloses Uniformtuch los. Aber auch darin soll, wie ich gehört habe, eine Aenderung zum Besseren eintreten.

Das chilenische Militär hatte übrigens vor kurzer Zeit Gelegenheit, seine Kräfte zu versuchen,

oder doch wenigſtens in's Feld gegen die wilden Araukaner zu rücken, obgleich das Reſultat des jetzt gerade beendigten Feldzuges ein eben nicht beſonderes genannt werden kann. Die Indianer nämlich hatten an den Grenzen marodirt und Vieh geſtohlen, wie auch, wie behauptet wird, einige Häuſer geplündert. Sie waren überhaupt übermüthig geworden, da ihnen die chileniſche Regierung, um nur Frieden mit ihnen zu halten, regelmäßig einen jährlichen Tribut zahlte.

Chile war den Tribut möglicherweiſe ſchon lange überdrüſſig geworden, hatte aber auch nicht ſelber einen Bruch hervorrufen wollen. Die einzelnen Räubereien der Araukaner gaben ihm dagegen eine paſſende und vielleicht erwünſchte Gelegenheit, los und ledig davon zu kommen. Die Häuptlinge wollten keinen verlangten Erſatz leiſten, und die chileniſche Armee rückte mit Pomp in's Feld.

Alle dieſe wilden Stämme haben jedoch eine, der europäiſchen vollkommen entgegengeſetzte Kriegführung, denn ſie laſſen ſich auf keine entſcheidende Feldſchlacht ein, ſo lange wenigſtens, als ſie eine ſolche vermeiden können. Auch hier hielten ſie den Chilenen nur wenig Stand, lieferten ihnen einige kleine Scharmützel, und zogen ſich

dann mit ihren Familien, und was ſie in der Eile ſonſt mit fortnehmen konnten, in die Cordilleren zurück, wohin ihnen die Soldaten natürlich nicht folgen durften. Eine Züchtigung wäre ihnen nun allerdings ganz dienlich geweſen, und war ihnen auch ſchon dadurch geworden, daß ſie vor den regulären Truppen hatten flüchten und ihr Eigenthum im Stiche laſſen müſſen. Die Araukaner nämlich, unähnlich ihren weit wilderen nomadiſchen Stammgenoſſen an dem Oſthange der Cordilleren, haben gut cultivirte Farmen und feſte Wohnungen.

Die chileniſche Armee, nachdem ſie den Feind zur Flucht gezwungen, handelte aber genau ſo, wie die Araukaner gehandelt haben würden, wenn *ſie* Sieger geblieben wären. Sie verbrannte die verlaſſenen Wohnplätze und trieb, ich weiß nicht mehr genau wie viel Tauſend Stück Vieh mit ſich fort, und in die eigentlichen chileniſchen Grenzen zurück.

Ob ſie daran klug (es war wenigſtens nicht *chriſtlich*, wenn überhaupt ein Krieg chriſtlich genannt werden kann) gehandelt haben, weiß ich nicht recht, und der Erfolg wird es lehren. Es bleibt aber immer ein gefährliches Experiment,

mit den Indianern in ihrer eigenen Kriegführung zu beginnen, und dieſe dadurch nur zu veranlaſſen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Daß ſie die Häuſer verbrannt haben, war eben ſo unklug, denn verleiten ſie dieſe Art Menſchen zu ihrem Nomadenleben zurückzukehren, ſo ſind ſie faſt gezwungen, vom Raube zu leben. Die Verführung dazu wäre jedenfalls zu lockend — und in dem Falle könnte Chile weiter Nichts thun, als ein ſtehendes Lager an der Grenze zu halten, um nur wenigſtens in ſeinem eigenen Lande ſicher zu ſein, und ſeine eigenen Unterthanen zu beſchützen.

Die Araukaner ſind ein kriegeriſcher, männlicher Stamm, aber lange nicht mehr das, was ſie früher waren, denn die Cultur hat nicht verfehlt, ihren tödtlichen und verderbenden Einfluß auch auf ſie zu erſtrecken. Ein Beweis ſchon, daß ſie nicht mehr den früheren Einfluß haben, iſt der, daß die ſüdlichen Stämme in dieſem Conflict nicht den mindeſten Antheil nahmen, und während des Kriegs fortwährend in freundlichen Beziehungen zu den benachbarten Weißen blieben. Die Penchuenchen an der anderen Seite der Cordilleren ſtanden ihnen eben ſo wenig bei, und auf ſich ſelber angewieſen, werden ſie ſich in der Zeit doch nicht gegen die Chilenen halten können, die das wun-

dervolle Araukanien gern ſchon jetzt in Beſitz nähmen.

Araukanien iſt in der That der fruchtbarſte und ſchönſte Landſtrich Chiles. Im Oſten von den Cordilleren begrenzt, die mehrere gute und bequeme Päſſe nach den Pampas hinüber haben, im Weſten gegen das Meer durch eine Reihe niederer Küſtenberge beſchützt, füllen weite fruchtbare Pampas das ganze Innere, und mit dem milden Klima dieſer Zone gäbe es kaum ein beſſeres Land in der Welt für Coloniſation.

Chile kennt auch glücklicherweiſe nicht jene ungewiſſen Zuſtände der übrigen Republiken, denn die letzte Revolution, meiſt durch den Clerus hervorgerufen, war an ſich unbedeutend und wurde raſch genug unterdrückt. Das einzige Hinderniß, was ihm noch entgegenſteht, iſt die ſchwere und koſtſpielige Verbindung mit Europa, da nur auswandernde Capitaliſten die Reiſe über Panama mit dem Dampfer machen können, während die Fahrt um Cap Horn ebenfalls theuer, theuerer wenigſtens als die nach Nord-Amerika, und ſehr beſchwerlich iſt.

Nicht umſonſt ſucht deßhalb die chileniſche Regierung einen paſſenden Landweg über die Cordilleren aufzufinden, der auch ſchon lange erforſcht

und begonnen wäre, wenn sie die Sache nicht immer ungeschickt angefangen hätten. Verschiedene Expeditionen sind schon dahin ausgegangen, aber sie scheiterten alle an der Ungeschicklichkeit der Unternehmer, die der Regierung blos die bewilligten Geldmittel ablockten, und dann die ganze Sache aus einem oder dem anderen Grunde aufgaben.

Jedermann weiß, daß bequeme Pässe existiren, einer Eisenbahn zwischen Chile und dem atlantischen Meere liegen lange nicht die Hindernisse im Wege, die Amerika mit seinen weitgedehnten Steppen und rauhen Felsgebirgen zu überwinden haben wird, und eine solche Verbindung müßte ein Segen für beide Länder, für La Plata sowohl als Chile werden, aber trotzdem ist wenig Hoffnung vorhanden, daß diese beiden Regierungen je die Mittel auftreiben werden, eine solche in Angriff zu nehmen, wenn nicht fremde Kräfte die Sache aufgreifen.

Alle indianischen Fehden fielen dann von selber weg, alle jene Millionen Acker fruchtbaren Landes, die jetzt fast unbenutzt liegen, würden der Cultur gewonnen, und die europäische Auswanderung hätte ein treffliches Ziel auf einem neuen noch jungfräulichen Boden.

Das sind Alles freilich noch weite Aussichten, aber die Zeit schreitet vorwärts, und die letzten zwanzig Jahre haben uns in Europa thatsächlich gelehrt, daß Unmöglichkeiten eigentlich gar nicht mehr existiren, die nächsten zwanzig können auch diese, jetzt scheinbare Unmöglichkeit überwunden haben.

Für jetzt wenigstens schlägt der deutsche Handel mehr und mehr Wurzel in Chile, und jene kleinherzigen deutschen Regierungen, die der Auswanderung stets mit allen Kräften entgegenarbeiten, weil sie besonders so und so viel taxenzahlende gehorsame Unterthanen dadurch verlieren, würden anders darüber urtheilen, wenn sie sähen, wie gerade durch die deutschen Auswanderer deutsche Producte in fremden Welttheilen eingeführt werden und dort Anerkennung und Verbreitung finden. Alle jene Millionen, die jetzt den Export unserer Fabrikate nach fremden Welttheilen bilden, würden auf winzige Summen beschränkt sein, wenn wir nicht auch deutsche Auswanderer an jenen Orten hätten, wohin wir sie absetzen.

In dem eigenen Vortheile Deutschlands läge es deßhalb, die Auswanderung zu unterstützen, nicht sie zu verhindern oder zu erschweren. Die

einzige Unterſtützung aber, die ihr bis jetzt von deutſchen Regierungen zu Theil wurde, iſt die, daß ſie läſtigen Verbrechern, die ſie nicht füttern mochten, oder vor deren Freilaſſung ſie ſich fürchteten, einen Paß und Reiſegeld nach irgend einem andern Welttheile gaben, durch das Bekanntwerden ſolcher Thatſachen natürlich den ehrlichen deutſchen Namen im Auslande, ſo viel das möglicherweiſe in ihren Kräften ſtand, untergrabend. Daß die ehrenwerthen Deutſchen im Auslande deßhalb nicht ſehr vortheilhaft über unſere Regierungen ſprechen, kann man ihnen wahrlich nicht verdenken.

Doch in Valparaiſo litt es mich nicht lange, denn mein Ziel lag weiter. Schon ſeit Jahren hatte Patagonien ſelber einen gar eigenthümlichen Reiz auf mich ausgeübt, und die Gefahren, die den Reiſenden dort erwarten ſollten, konnten mich eher reizen als abſchrecken. Jedenfalls lag ſchon darin ein eigener Zauber, jene wilden Indianerhorden einmal in ihrer eigenen Heimath zu beſuchen; ich wußte außerdem, wie man mit derlei Burſchen umgehen muß, und daß ſie ſelten ſo ſchlimm ſind, wie ſie im Voraus gemacht werden. Jedenfalls war das ein weit lohnenderer Weg, als um Cap Horn, und da ich in Valparaiſo ſel-

ber nicht viel Genaues über jenen Strich erfahren konnte, beſchloß ich vor allen Dingen, einmal nach Valdivia zu gehen, um dort genaue Erkundigungen einzuziehen, und, wenn irgend möglich, die Tour friſch zu wagen. Außerdem lernte ich ja dabei auch die deutſche Colonie Valdivia kennen, und konnte deßhalb gar keinen Umweg machen.

2.

Von Valparaiso nach Valdivia.

Die Fahrt selber bot wenig oder gar nichts Neues: ein Zusammendrängen von Passagieren für die nächste Station von der Hauptstadt des Landes, eine Masse elender seekranker Menschen, Jedem im Wege und sich selber am Meisten, Gepäck und Fracht überall an Deck weggestreut und aufgehäuft, und die gewöhnliche Reihe von Mahlzeiten, die sämmtliche Aufwärter der Cajüte fast ununterbrochen thätig halten, die Tische zu decken, abzuräumen und wieder frisch zu ordnen.

Glücklicherweise war der erste Hafen Talcahuano (für die drei Leguas entfernte Stadt Concepcion) nicht so gar weit entfernt, und dort wurden wir einen großen Theil der Passagiere und Fracht los, versäumten aber freilich dort auch viele Zeit,

die ich nicht beſſer anwenden konnte, als an Land zu gehen.

Zuerſt ankerten wir in derſelben herrlichen Bay, in der Talcahuano liegt, dieſem gegenüber vor einem anderen kleinen Orte Tomé, und hier ſchon zeigten ſich die erſten Spuren unſerer nach Chile ausgewanderten Deutſchen, die ſelbſt in der Stadt den größten Theil der Kaufläden inne hatten, und im Lande ſelber Wein und Getreide bauen. Concepcion mit ſeiner Umgegend iſt überhaupt ſeines Weinbaues wegen bekannt, und verdiente deßhalb berühmt zu werden, denn es liefert ein ganz ausgezeichnetes Product, das zu koſten ich treffliche Gelegenheit ſchon in Tomé fand.

Im Anfange ſchlenderten wir — ich hatte noch ein paar Landsleute an Bord des Steamers getroffen — nur durch die Straßen der regelmäßig ausgelegten Stadt, über die ein kleiner, noch nicht ganz abgetragener und in der Mitte liegender Hügel einen freundlichen Ueberblick gewährte. Eine Eigenthümlichkeit ſind hier die mit Ochſen beſpannten Karren, welche die Producte des Landes zu Markte bringen, und mich lebhaft an Java erinnerten. Wie die Karren der Eingeborenen dort hatten ſie zwei, aus Holz maſſiv ausgehauene,

aber ziemlich niedere Räder, die durch ein ſchauerliches Quietſchen ſchon Stunden weit hörbar ſind, und die ganze Stadt mit ihrem kreiſchenden Laute erfüllen. Ich weiß nur nicht, ob die Treiber, die, mit zugeſpitzten Bambusſtecken ihre Ochſen regierend nebenher gehen, eben ſo entzückt von dieſer Muſik ſind, wie die Karrenführer in Java, die noch kleine Glöckchen an ihren Fuhrwerken zur Begleitung anbringen.

Die meiſten dieſer Karren führten Weizen in die verſchiedenen Bodegas oder Waarenlager des Hafens. — Gewiſſe Kaufleute ſtellen ihnen dort für die abgelieferte Frucht eine Quittung oder einen Schuldſchein aus, der nach der Hand wieder in der Stadt oder ſelbſt in Concepcion als baar Geld curſirt — wenn natürlich der Name des Ausſtellers als „gut“ bekannt war.

Viele Karren brachten aber auch Wein, und zwar in Gefäße eingefüllt, die für mich ſo neu als intereſſant waren. Schon in Mendoza hatte ich wohl, und ſpäter auch in Chile, geſehen, daß der Wein in Ziegenfelle gefüllt und auf Maulthieren verſchickt wurde. Die Quantität des gezogenen Weines ſcheint aber für ſo kleine Behälter hier zu groß, und man hatte ganze Ochſenfelle genommen, die einen ſolchen Karren vollkom-

men ausfüllten. Kopf und Füße waren von dieſen Fellen natürlich abgeſchnitten, alle Oeffnungen dann feſt zugenäht oder verbunden, und die gefüllte, auf dem Rücken liegende Haut ſchwappte beim Fahren ſo ſonderbar hin und her, und bewegte derart die abgeſchnittenen Beinſtumpfe, daß es ordentlich ausſah, als ob der verſtümmelte Körper noch lebe und aufzuſtehen ſuche.

An der Plaza trafen wir auch einen Weinverkäufer. Er hatte ein ſolches Fell vor ſich liegen, das an dem rechten Hinterbein angezapft war. Ein Kuhhorn lag dabei, und ein großes hölzernes Gefäß ſchien als Maß für den Engros-Verkauf zu dienen. Da ich den Wein zu koſten wünſchte, trat ich zu dem Fell und bat um „ein Horn voll", das für drei Cent verkauft wurde — es mochte ein reichliches halbes Seidel und vielleicht mehr halten. Der Verkäufer löſte auch geſchwind den Riemen, der das Hinterbein ſeines Wein-Ochſen ſchloß, ſetzte ſich dieſem dann ohne Weiteres auf den Bauch und trieb durch ſein Gewicht, mit Hülfe der ausſtrömenden Luft, den Wein durch das Bein in die Höhe und in das Horn.

Der Wein war ein leichter, ſehr angenehm ſchmeckender Rothwein, der außerordentliche Aehn-

lichkeit mit gutem Bordeaux hatte und recht gut für dieſen getrunken werden konnte.

Die Plaza ſelber — ein nicht großer Platz und von Marktgebäuden rings umgeben — bot eine reiche Auswahl von Gemüſen: Kartoffeln, Kohl, Camotes (ſüße Kartoffeln), Zwiebeln, wie von Früchten: Weintrauben, Aepfel, Birnen, Pfirſiche. Beſonders die Weintrauben waren vortrefflich und außerordentlich billig.

Der Wein ſelber wird hier nach der Aroba verkauft, und die Aroba iſt eigentlich ein Gewicht von 25 Pfund, das aber nach dem Maß berechnet wird, wie man ja bei uns auch an einigen Stellen, beſonders in Sachſen, den Branntwein nach Pfunden und halben Pfunden verkauft. Zwei Aroben ſind genau 17 Gallonen, die Gallone zu fünf Flaſchen gerechnet, und der Wein in der Ochſenhaut ſollte 2 Dollar die Aroba koſten.

Die Flaſche dieſes Weines würde ſich alſo, ſelbſt wenn man ihn in größerer Quantität nicht billiger bekäme, auf nicht ganz fünf Cent oder etwa zwei Silbergroſchen ſtellen.

In einem der Kaufläden bekam ich aber ſelbſt den guten Wein zu koſten, eine Malaga-Art, der auch eine außerordentliche Aehnlichkeit mit einer Gattung des ſüßen Ungar-Ausbruch hat. Ich

ſtelle ihn jenem auch völlig gleich. Dieſer war allerdings theurer, aber doch auch wieder billig im Vergleich zu ſeiner Güte, denn die Aroba von ziemlich 40 Flaſchen ſtellte ſich hier auf 8 Dollar, alſo etwa 8 Silbergroſchen die Flaſche, während wir den ſchlechten Sherry-Wein an Bord mit 10 Real oder 1 Thaler 20 Silbergroſchen bezahlen mußten.

Tomé gegenüber liegt der Hafen Concepcions, Talcahuano, und dort hinüber hielten wir jetzt, in etwa einer Stunde Zeit eine kleine Flotte von Wallfiſchfahrern erreichend, die hier vor Anker lagen, und dieſen Platz gewöhnlich aufſuchen, um Erfriſchungen ein- oder nöthige Reparaturen vorzunehmen. Talcahuano hat aber in dieſer Hinſicht keinen beſonders guten Ruf, denn wie behauptet wird, ſollen hier viel gefällige Leute wohnen, die gewiſſenloſen Capitainen eine kleine Havarie außerordentlich erleichtern und die Sache zur beiderſeitigen Zufriedenheit arrangiren.

Uebrigens iſt Talcahuano, ſo freundlich es liegt, ein durchaus verdorbenes Neſt, das wenigſtens zu neun Zehntheilen aus liederlichen Häuſern beſteht. Die Wallfiſchfänger bringen hierher allerdings viel Geld, aber wehe dem Ort, wo ſich der Abſchaum aller Seefahrer, das niedrigſte Matro-

ſengeſindel, das ſich an Bord ſolcher Wallfiſch-fänger ſammelt, concentrirt.

Von Talcahuano mußten wir noch einmal nach Tomé hinüber, den Reſt der dort beſtimmten Fracht zu löſchen, und fuhren dann auf Lota, ebenfalls an der chileniſchen Küſte, zu, an dieſer Stelle Kohlen einzunehmen.

In Lota ſind bedeutende Kohlenminen und, der Billigkeit des Feuerungsmaterials wegen, auch große Schmelzwerke angelegt, in denen Kupfererze ausgeſchmolzen werden.

Außerordentlich geſchickt eingerichtet iſt die Art und Weiſe, in der Kohlen an Bord der verſchiedenen, dort ladenden Schiffe und Fahrzeuge gebracht werden. Ein langer Werft, nahe am Land von Holz und weiter draußen in tieferem Waſſer von Eiſen aufgeſtellt, trägt eine Eiſenbahn, die direkt in das nächſte, dicht am Ufer liegende Steinkohlenbergwerk hineinführt. Die darauf fahrenden Wagen ſind klein, oben weit, nach unten etwas ſchräg zulaufend und mit einer, den ganzen Boden einnehmenden Klappe verſchloſſen. Am äußerſten Ende der Bahn nun läuft der einzeln vorgeſchobene Wagen, bis zu den rund aufgebogenen Schienen hinaus auf eine Art Waage, die, ähnlich wie bei der ſogenannten ruſſiſchen Schau-

kel, zwiſchen zwei großen Hebeln hängt. Das zu ladende Schiff oder Dampfboot liegt jetzt ziemlich dicht an dem Werft an, einer der Wagen wird ausgeſchoben und befeſtigt, die Waage in der er ſteht, hebt ſich los und wird an den beiden Hebeln nach außen und tief gehoben, und ein an der Seite ſtehender Arbeiter ſchlägt nun den Riegel los, der den Boden ſchließt, und ſchüttet in demſelben Moment den ganzen Inhalt auf das Deck des darunterliegenden Fahrzeugs aus.

Natürlich geht das Laden dadurch außerordentlich ſchnell, und die Leute werden wenig oder gar nicht dabei angeſtrengt.

Oben auf der Höhe liegt das Städtchen Lota, meiſt aus den niederen ſchwarzen Hütten der Bergleute beſtehend, und mit einigem Acker- und Weinbau. Die Gegend um Lota iſt aber nicht unfreundlich, und hier beginnen eigentlich die erſten Zeichen wiederaufkeimender Vegetation, in niederen, lorbeerartigen und immergrünen Bäumen. Von hier aus, und auch theilweiſe ſchon von Talcahuano, werden die Küſtenberge grün; häufige Regen halten den Boden friſch, und das öde dürre Land, das bis dahin dem Seefahrer troſtlos zur Seite lag, hat er endlich dahinten gelaſſen.

In Lota fielen mir eine Maſſe von halbver-

witterten Muſcheln auf, die man dort benutzte, Kalk daraus zu verfertigen. Die Muſcheln liegen in ungleichen Schichten etwa zwei bis drei Fuß unter der Oberfläche, und ſolche strata ſollen ſich ſogar auf hohen Gebirgen finden.

Ich erinnere mich, in Capitain Fitzroy's Buche über dieſe Inſel geleſen zu haben, daß er die Thatſache ebenfalls bemerkt und hinzuſetzt: „Ich freute mich um ſo mehr über dieſen Anblick (die Muſcheln ziemlich hoch über der Oberfläche der See gefunden zu haben), als ich darin einen ſichern Beweis ſah, daß die Sündfluth allgemein geweſen." Als ob in der kurzen Zeit, die jene „Sündfluth" dauerte, wenn wir denn den hiſtoriſchen Theil der Bibel Alle auf's Wort glauben müſſen, ſich ſolche Schichten von Muſcheln angehäuft haben könnten!

Dieſe Muſchellagen ſind übrigens außerordentlich verbreitet, und am Pailon in Ecuador haben wir, etwa achtzehn Fuß über der See, ähnliche, etwa Fuß dicke Schichten gefunden, die aber ausſchließlich aus Auſterſchalen beſtanden.

Von Lota aus fährt der Dampfer in einem Striche nach Valdivia, wir bekamen den Abend aber einen tüchtigen Süder gegen uns, der uns nur wenig Fortgang machen ließ. Morgens ſechs

Uhr — 24 Stunden ſpäter, als wir eigentlich den Platz hätten erreichen ſollen — paſſirten wir die Inſel Mocha, ſchon dem araukaniſchen Lande gegenüber, und ſahen gegen elf Uhr die beiden rieſigen Schneeberge: den Vulkan von Villa Rica, von dem wir ſchon von Weitem den Qualm ſeines thätigen Kraters erkennen konnten, und den maſſiven Schneekegel Oſorno, der rieſengroß über die übrigen niedrigen Gebirge, wie über eine Ebene herüberſchaute.

Dort hinüber hätte ich eigentlich jetzt ſo gern die Bahn gelenkt, das weite, öde Patagonien zu durchſtreifen, aber — es ging eben nicht. In einem Augenblicke, wo die chileniſchen Soldaten den dort wohnenden Indianern die Hütten verbrannt und das Vieh weggetrieben, hätte ich dort drüben wenig mehr thun können, als dem deutſchen Charakter treu, die Zeche für Andere zu bezahlen. Ich wäre unfehlbar todtgeſchlagen worden und wenn ich auch, als deutſcher Unterthan mit rechtsgültigem Paſſe, ſpäter dafür die Genugthuung erhalten hätte, daß ein oder der andere Conſul gegen einen, widerrechtlich an einem deutſchen Staatsbürger begangenen Mord — proteſtiren würde, ſo war ich doch nicht ehrgeizig genug, eine ſolche, von ſo furchtbaren Conſequenzen nothwendig begleitete Handlung

zu provociren. Meine eigene Haut war mir außerdem zu werthvoll, wie auch die Indianer darüber denken würden, und ich zog es vor, den Uebergang über die Cordilleren an einer Stelle zu verſuchen, wo die rothen Herren des Bodens noch nicht ſo bitter gereizt waren, und den Weißen mit den Waffen in der Hand gegenüber ſtanden.

3.

Valdivia und die Deutſchen.

Valdivia erreichte ich, wie faſt alle Hauptſtationen meiner Reiſen, natürlich wieder in der Nacht. Etwa um zehn Uhr Abends ankerte der Dampfer Cloda in der weiten Bay von Corral, von deren Schönheit mir ſchon ſo viel erzählt war, und die ich jetzt den Leuten auf ihr Wort glauben mußte. Zu ſehen war wenigſtens weiter Nichts als ein dunkler Gürtel bewaldetes Land, der die Bay in einem weiten düſteren Kreis umzog.

Am Liebſten wäre ich nun die Nacht an Bord geblieben, um am nächſten Morgen erſt einmal meine Umgebung in Augenſchein zu nehmen, und dann in aller Bequemlichkeit nach Valdivia hinaufzufahren. Da aber noch mehrere Deutſche an Bord waren, die oben in Valdivia ihre Familien hatten, alſo ſo raſch als möglich dahin aufbrechen

wollten, ſo ſchloß ich mich ihnen an. Wir mietheten zuſammen ein Boot mit zwei Ruderern, ich ſetzte mich an's Steuer, und hinein ging es in die ſtille Nacht, ſtromauf unſerem noch ziemlich fernen Ziel entgegen.

Es iſt ein ganz eigenthümliches Gefühl, in dunkler Nacht ein Fahrzeug auf einem ganz fremden Strom zu ſteuern — aber wie oft war mir das ſchon zugefallen, und ich muß aufrichtig geſtehen, daß für mich ein eigener Reiz darin liegt. Die Hauptſtrömung kann man ſtets, mit nur einiger Uebung, aus der Biegung des Ufers erkennen, und dann umgaben uns die bewaldeten Ränder ſo ſtill und geheimnißvoll, daß der Phantaſie voller Spielraum bleibt, ſie mit ihren tollſten Bildern zu bevölkern.

Das monotone Geräuſch der einſchlagenden Ruder, dann und wann der Schrei eines aufgeſtörten Waſſervogels, oder das Rauſchen der Fluth, die über eingeſtürzte Baumſtämme ziſchend hinwegſpringt, unterbricht allein die Stille der Nacht, und der Blick folgt raſch jedem neuen Geräuſch, denn es gilt, in der Dunkelheit jedes im Waſſer feſt geſchwemmte Holz, jede von flachem Ufer in die Fluth hinausragende Klippe zu vermeiden, und doch die Ruder ſo ſcharf als möglich an dem einen

oder dem andern Ufer zu halten, der ſchärfſten Strömung aus dem Wege zu gehen.

Die Leute thaten ihr Beſtes, uns raſch ſtromauf zu bringen, dennoch war es ein Uhr Morgens, ehe wir in Sicht der erſten Häuſer kamen. Rechts wurde, an einer Landſpitze, eine Reihe dunkler Pappeln ſichtbar, links, „auf der Inſel" wie meine Valdivier das Ufer bezeichneten, ſchimmerte noch ein Licht aus einem Hauſe. Vor uns im Fluß lag ein kleiner Kutter vor Anker, rechts dehnte ſich eine lichte Häuſerreihe aus, und jetzt erkannte ich eine treppenartige Bootlandung von behauenen Stämmen, an die unſer kleines Fahrzeug im nächſten Augenblick ſcheuerte.

Droſchken ſtanden natürlich nicht an der Landung, und Packträger genirten uns ebenfalls nicht mit ihrer zudringlichen Gefälligkeit. So nahm denn Jeder ſeinen eigenen Koffer auf den Rücken und damit wanderten wir in langem Zug in die Stadt hinauf, wo ich mich vorläufig in der Bodenkammer des „deutſchen Hotels" oder „Hotel Selzer" unterbrachte.

Es giebt Leute, die die erſte Nacht in einem fremden Bette nicht ordentlich ſchlafen können. Glücklicherweiſe iſt das bei mir nicht der Fall. Wäre es, ſo dürfte ich des Jahrs wohl zwei-

hundert Nächte ſchlaflos hinbringen, denn leider Gottes weiß ich kaum noch, wie einem Menſchen zu Muthe iſt, der in ſeinem eigenen Bette ſchläft.

Ziemlich früh am andern Morgen war ich wieder auf, denn rings umher hörte ich Zimmerleute an der Arbeit, und gerade unter meinem Fenſter ſang Einer ein deutſches Lied. Ich ſah auf die Straße hinaus, und es war mir ein wunderliches und doch ſo wohlthuendes Gefühl, überall, wohin ich ſchaute, deutſchen Landsleuten zu begegnen, die ſich nun einmal, ſie mögen ſich verkleiden wie ſie wollen, nicht verkennen laſſen. Und wenn ſie den bunten Poncho umhängen, das gutmüthige Geſicht mit der kurzen Pfeife guckt jedenfalls daraus hervor — ſie mögen si und bueno ſagen, ſoviel ſie wollen, der ehrliche deutſche Dialekt bricht immer durch.

Valdivia iſt keineswegs ganz von Deutſchen beſiedelt, die hier höchſtens den dritten Theil der Bevölkerung ausmachen, aber wenigſtens fünf Achtel der Leute, die man auf den Straßen ſieht, ſind Deutſche, da ſich die Chilenen viel mehr in ihren Häuſern halten, und der eigentliche Chilene auch den altſpaniſchen dummſtolzen Glauben hat, daß jede Arbeit ſchändet.

So ein hungriger Burſche, mit kaum genug

Brod im Hause, sich am Leben zu erhalten, würde sich beschimpft glauben, wenn er ein kleines Packet über die Straße tragen sollte. Dabei bringt er es natürlich zu Nichts, während der fleißige Deutsche, der keine solche Scrupel mit herübergebracht, wo es nöthig ist, selber anfaßt, und seine Lage und Aussichten mit jedem Tage verbessert.

Jetzt gerade herrschte eine ungemeine Thätigkeit in der Stadt, denn nach dem letzten furchtbaren Feuer, das die arme Stadt betroffen, galt es, sie wieder neu erstehen zu lassen, und an allen Ecken und Enden zugleich wuchsen frische Häuser aus der Erde auf — freilich auch nur wieder von Holz, die leichtes Futter für eine nächste Feuersbrunst versprachen.

Das letzte Feuer war in einer der chilenischen Hütten ausgebrochen, denn diese Art Leute gehen in einer wahrhaft unglaublichen Weise leichtsinnig mit der Gluth um. Ein frischer Wind mehrte die Flammen und fast der vierte Theil von Valdivia lag in wenigen Stunden in Asche. Die Häuser alle mit trockenen Alercebretern gedeckt, brannten wie die Fackeln, und vielen Leuten gelang es nicht einmal, ihr Eigenthum daraus in Sicherheit zu bringen.

Die Straßen Valdivias sind ziemlich breit und

die Häuser nicht sehr hoch, aber sie haben den großen Fehler, daß sie, wie in großen Städten, dicht beisammenstehen. Und doch wäre Raum genug und über genug vorhanden, um jedes Haus in einen kleinen Garten zu stellen und dadurch von dem benachbarten Holzgebäude abzutrennen. Vorschläge zu dem Zweck sind auch gemacht worden, ohne jedoch zu einem Resultat geführt zu haben.

Allerdings giebt es in der Nachbarschaft Valdivias Steine genug, massive Bauten aufzuführen, für jetzt aber ist Stadt und Colonie noch zu arm, sich mit derartigen großen Expensen zu befassen, und, bis nicht einmal größere Einkünfte dorthin fließen, muß es schon bei den hölzernen Häusern bleiben.

Wie gesagt, hat Valdivia etwa zwei Dritttheile chilenische Bevölkerung, dem ersten Anblick und Eindruck nach ist aber die Stadt ziemlich ganz deutsch, und alle Schilde fast tragen deutsche Namen, ja überall wohin man geht, hört man deutsch sprechen — denn das Spanisch, das eine große Anzahl der Deutschen redet, klingt auch nicht eben viel anders.

Die beiden einzigen „Hotels" in der Stadt sind ebenfalls deutsch, deutsch ist die Apotheke,

Deutsche sind Aerzte und Todtengräber (ohne boshafte Nebenbedeutung, daß ich sie Beide zusammen nenne), deutsch ist die sehr bedeutende Bierbrauerei und Gerberei, und wenige chilenische Handwerker ausgenommen, sind auch diese lauter Deutsche. Die dort wohnenden Chilenen, wenn sie nicht einen kleinen Verkaufsladen in der Stadt haben, sind entweder Beamte oder von der Regierung Angestellte, oder Haciendenbesitzer aus der Nachbarschaft, die mit ihren Familien in der Stadt leben, oder Peons, die eben auf Arbeit ausgehen und jetzt, wo so viele neue Häuser gebaut werden, reichliche Beschäftigung finden.

Dann und wann zieht auch wohl ein kleiner Trupp Indianer mit seinen braunen Gesichtern, langen schwarzen Haaren und dunklen Ponchos durch die Straßen, vor den verschiedenen Kaufläden stehen bleibend, die Waaren darin anzustaunen und sich dann lachend ihre Bemerkungen in ihrer wunderlichen, kurz abgestoßenen Sprache zuzurufen. Im Ganzen weiß ich aber keine fremde Stadt, die mich mehr und lebhafter an das vollkommen deutsche Tanunda in Süd-Australien erinnert hätte, das nur hie und da zum englischen Charakter hinneigt, während Valdivia in seinen Abweichungen spanische Formen zeigt.

Mir war übrigens hier eine ſehr freundliche Ueberraſchung vorbehalten, denn während in der deutſchen Colonie am Pozuzu keine Seele meinen Namen kannte, oder irgend Etwas von mir geleſen hatte, ſchien hier gerade das Gegentheil der Fall zu ſein.

Morgens beim Kaffeetrinken frug mich der Wirth, ein biederer Kurheſſe, wie ich hieß, und als ich ihm den Namen nannte, ob ich ein Verwandter von dem „Schriftſteller" ſei. Ich verſicherte ihm, daß ich ſelber einige Bücher geſchrieben habe, und er wollte es erſt nicht glauben, wurde dann aber nur um ſo freundlicher, und ſchaffte augenblicklich ſelber — als thatſächlichen Beweis ſeiner Achtung — meinen Kaffee in ſeine beſte Stube hinunter, die er eben erſt neu möblirt hatte, und wo ein ganz vortreffliches Bett mit Stahlfedermatratze ſtand.

Es giebt Leute, die ſich höchſt unnöthigerweiſe immer „abhärten," wie ſie's nennen, und ihr ganzes Leben auf einem harten Lager liegen, weil ſie vielleicht einmal genöthigt werden könnten, ihr gutes Bett zu entbehren. Das iſt reine Thorheit — ich ſchlafe ſo lange weich und bequem, wie ich es irgend haben kann, kommt dann einmal die Zeit, wo ich draußen auf hartem Boden, oder

in Schnee und Regen liegen muß, gut, so ertrage ich das eben so lange es dauert, und habe mir dann keine Vorwürfe zu machen, die Zeit versäumt zu haben, wo ich bequemer liegen konnte.

Während er mich umquartierte, erzählte er mir dabei, daß sie hier einen „deutschen Verein" mit einer schönen Bibliothek und alle meine Bücher hätten, und sagte mir sonst noch manches Schmeichelhafte, das, wenn auch ein Wenig übertrieben, doch keine schlechte Beigabe zu dem guten Kaffee war. Lieber Gott, ein Bischen Eitelkeit haben wir ja Alle, und jeder Schriftsteller wird gern hören, daß seine Bücher viel gelesen werden. Er schreibt sie ja doch nun einmal dafür.

Wie dem immerhin sei, und ob er übertrieben hatte oder nicht, wenn ich aber auch als vollkommen Fremder nach Valdivia gekommen war, fand ich bald, und schon am ersten Tage, eine Menge lieber Freunde, und die herzlichste Aufnahme überall, die sich nur ein Mensch in der Fremde draußen wünschen kann. Mancher warmer Händedruck, der mir hier wurde, war die dankbarste Recension, die ich je erhalten, und — aber das sind Sachen, die mir selber wohl stets eine liebe, recht liebe Erinnerung bleiben werden, die aber für den Fremden nicht von Interesse sein

können, und er mag es mir danken, daß ich nicht ſo lange dabei verweile, wie ich wohl möchte.

Was mich aber ganz beſonders in Valdivia freute, und was ich hier eigentlich, nach manchen vorher geſammelten Erfahrungen, kaum zu finden erwartete, war das wirklich freundſchaftliche und einige Zuſammenhalten der Deutſchen untereinander, und dazu hatte jedenfalls der „deutſche Verein" ein Weſentliches beigetragen. Er könnte als ein Muſterverein für ſolche Colonieen gelten. Die Stifter deſſelben ſind hier nämlich von dem ganz richtigen Grundſatz ausgegangen, in einer ſolchen, aus allen Claſſen gemiſchten Colonie keinerlei excluſiven Verein zu gründen, ſondern den Beitritt jedem ordentlichen Manne zu ermöglichen, ſeien ſeine Vermögensverhältniſſe auch für den Augenblick, welche ſie wollen.

Der ganze gezahlte Beitrag überſteigt nicht 2 Real monatlich, alſo drei Dollar für das ganze Jahr, was man daheim faſt zahlen muß, um in einer Leihbibliothek zu abonniren. Die Bibliothek iſt dabei, obgleich der letzte Brand den größten Theil derſelben zerſtörte, wieder neu angeſchafft worden und umfaßt viele hundert Bände unſerer älteren und neueren Schriftſteller. Mittwoch und Sonnabend ſind Vereins- und Bibliothekstage, wo

Jeder das mitgenommene Buch gegen ein anderes umtauſchen kann, und jedes Mitglied hat ein Recht, Bücher zu entlehnen.

Um keine unnöthigen Koſten dabei zu haben, hat der Club kein für ſich abgeſchloſſenes Local, ſondern das gewöhnliche Wirths- und Billardzimmer des deutſchen Hotels. Kommt dann wirklich einmal ein Fremder dazu, ſo iſt das weiter kein Unglück, und daß Ordnung gehalten wird, dafür ſorgt ſchon die ganze Geſellſchaft unter ſich.

Faſt alle Deutſchen in Valdivia — ſei ihr Stand oder Gewerbe, welches es wolle — ſind Mitglieder des deutſchen Vereins, der keine ängſtlich bindenden Statuten hat und mehr darauf hinzuwirken ſcheint, die verſchiedenen Elemente zuſammenzuführen und zu vereinigen, und wenn das ſein Zweck war, hat er ihn, ſo viel ich wenigſtens davon ſehen konnte, wacker erfüllt. Es mag in einer großen Stadt ausführbar ſein, einen excluſiven Club zu gründen und durch ſehr hohe Beiträge die weniger Bemittelten fern zu halten, ohne daß dieſe einen weitern Anſtoß daran fänden. In einem kleinen Orte aber, wo eigentlich ein Jeder mit dem Andern täglichen Verkehr hat, hätte es ſich nie ausführen laſſen, ohne böſes Blut bei einem Theile der Bevölkerung zu machen — ſelbſt

vorausgesetzt, daß so Viele dagewesen wären, die im Stande waren, sehr hohe Beiträge zu zahlen.

Valdivia war früher die eigentlich von der chilenischen Regierung geschaffene und begünstigte Colonie, denn hierher wurden die ersten Auswanderer geschafft, und die Regierung that Alles, was in ihren Kräften stand, sie zu fördern. In neuerer Zeit aber, wo ihr mehr daran zu liegen scheint, den Süden des Landes zu bevölkern und zu cultiviren, ist Puerto Montt, der Insel Chiloe gegenüber, die eigentliche Colonie geworden, und Valdivia ist mehr vernachlässigt, oder eigentlich sich selber überlassen worden.

Das hat, während es der freien Entwickelung dieses Distrikts nicht das Mindeste schadet, doch auch wieder manche Nachtheile herbeigeführt, denn früher gemachte Zusicherungen sind eben Zusicherungen geblieben, und für manche Strecken Land noch nicht einmal die gehörigen und nöthigen Rechtstitel gegeben worden. Trotzdem können sie den Colonisten nicht vorenthalten werden, und die chilenische Regierung muß auch recht gut einsehen, welchen Vortheil die deutsche Einwanderung ihrem Lande nicht allein, sondern auch für ihre chilenische Bevölkerung, schon durch ihr Beispiel angestrengten Fleißes gebracht hat.

Ich will gar nicht ableugnen, daß die Chilenen eine beſſere und culturfähigere Menſchenrace ſind, als ihre nördlichen Nachbarn, die Peruaner, und Gott weiß es, es liegt darin noch ein ſehr geringer Grad von Schmeichelei; aber nirgends iſt der Contraſt auffallender zwiſchen der deutſchen und ſpaniſchen Race, als wo man die Thätigkeit Beider dicht nebeneinander beobachten kann, und dazu wird in dieſer Colonie vortreffliche Gelegenheit geboten.

Man braucht draußen vor der Stadt nie zu fragen, was für ein Landsmann in dem einen oder dem andern Hauſe wohnt, denn es zeigt ſich gleich von Weitem ſelber. Die Chilenen wohnen noch, wie ſie es von je nicht anders gewohnt waren, in den einfachſten Hütten, die nicht einmal genügenden Schutz gegen Wind und Wetter bieten. Ihre Felder ſind läſſig bearbeitet und eben ſo eingezäunt, und im Innern der Häuſer vertritt die nackte Erde die Stelle eines ordentlichen Fußbodens.

Der Deutſche dagegen hat ſtets ein, wenn nicht ſehr großes, doch freundlich und regelmäßig gebautes Haus, mit feſtſchließenden Glasfenſtern und Thüren, einer guten Breterdiele, trefflich in Stand gehaltene Felder und Fenzen und immer

einen kleinen Blumengarten bei dem Hause, in dem er zugleich hinreichende Gemüse zieht.

Uebernachtet man bei einem Chilenen, so ist bei ihm weder Hafer noch Gerste für die Pferde zu bekommen, und er hat nicht einmal Kaffee, Milch, Zucker, Brod, Branntwein oder andere Lebensmittel für sich selber, viel weniger daß er etwas Derartiges einem Fremden überlassen könnte. Bei den Deutschen dagegen, selbst in der kleinsten Ansiedelung, findet man fast Alles vorräthig, und während er Tschitscha, Käse, Eier, Milch ꝛc. auf den Markt nach der Stadt bringt, bleibt ihm immer genug daheim für einkehrende Fremde übrig.

Die Deutschen haben außerdem den Chilenen gerade in der unmittelbaren Nähe von Valdivia gezeigt, wie bis dahin fast ganz unbrauchbares Land werthvoll gemacht werden könnte; eine Menge Sumpfstrecken nämlich, die aber gerade in den dortigen eigenen Bodenverhältnissen das beste Land umschlossen, wurden ihnen überlassen und mit leichter Mühe trocken gelegt, so daß in ihnen gerade jetzt die reichsten Ernten gezogen werden.

Der Boden in der Nähe Valdivias ist eigentlich, die tiefgelegenen Stellen ausgenommen, nicht besonders fruchtbar, wenigstens nicht in sogenannten „trockenen Jahren," denn er besteht aus einem

wunderlichen Conglomerat von Erdtheilen, das man nach dem ersten Anblick für harten, zähen Lehm hält. Er hält aber gar kein Wasser, und nur tüchtig abgetrocknet, zerbröckelt diese Erde in der Hand zu einem körnigen Staube. Am Besten gedeihen deßhalb auch darin solche Pflanzen, die gleich von vornherein eine tiefe Wurzel schlagen, oder perennirende. Bekommt die Saat nicht gleich im Anfange tüchtigen Regen, daß die jungen Pflanzen Gelegenheit haben, ihre Wurzeln nach unten zu senken, so gedeiht sie nicht und stirbt ab.

Hafer scheint noch am Besten fortzukommen, und säet sich selber wieder aus, so daß mehrere Jahre hintereinander keine Saat nöthig ist. Bei den Kartoffeln würde das eben so der Fall sein, wenn die stehen gelassenen Kartoffeln nicht ausarteten und schlecht würden.

Für Kartoffeln, wie alle unsere deutschen Körner- und Hülsenfrüchte ist das Klima aber ausgezeichnet, auch der Mais gedeiht sehr gut. Weintrauben wollen nicht recht reif und süß werden, aber desto besser gerathen die Aepfel, von denen es wahre Unmassen giebt Der Apfel, wenn er überhaupt durch die Spanier hierhergebracht wurde, was ich noch sehr bezweifle, ist durch das ganze innere Land und bis über die Cordilleren hinüber

weit hinein nach Patagonien verbreitet, und ſcheint mir eine vollkommen einheimiſche Frucht zu ſein. Man findet überall im Walde Apfelbäume, oft zu undurchdringlichen Dickichten verwachſen, und manche von ihnen mit recht guten, ſaftigen Früchten; alle aber, ſelbſt die ſchlechteſten, weit beſſer und genießbarer, als unſere deutſchen Holzäpfel.

Die Aepfel werden beſonders zu Aepfelwein, ſogenannte tchitcha, verbraucht — ein trauriges Getränk, wenn ich nach meinem Geſchmack urtheilen darf — das aber in wahrhaft fabelhaften Maſſen von den Chilenen und Indianern gebraut und getrunken wird.

Weßhalb die Weintrauben eigentlich nicht gedeihen wollen, weiß ich nicht recht, denn das Klima iſt für ſie keineswegs zu kalt. Der Thermometer fällt nur ſelten im Winter bis unter den Gefrierpunkt, und nie mehr als 4°, und die Sommertage ſind warm genug. Das einzige Hinderniß könnten die häufigen und ſchweren Regen ſein, und darin leiſtet Valdivia allerdings Einiges. Man ſagt von dieſer Provinz im Scherz, wie von Ecuador, Neu-Granada und Coſtarica, daß es 13 Monate im Jahre regne. Das iſt allerdings etwas übertrieben, aber dennoch fällt

eine ſehr große Regenmenge, und ganz trockene Monate kommen nie vor.

Einer der älteſten Anſiedler in Valdivia, Herr Carl Anwandter, der ſich überhaupt um die Colonie die größten Verdienſte erworben, hat ſeit den zehn Jahren, die er dort lebt, eine genaue und regelmäßige Tabelle über Temperatur wie Regenmenge geführt, die höchſt intereſſant iſt.

Dieſer Tabelle nach iſt der Januar der wärmſte, der Juli der kälteſte Monat, während die niedrigſte Temperatur jedoch in den Auguſt fällt. Aber nur ein einziges Mal in dieſem letzten Jahrzehend fiel der Thermometer bis 4° unter Null, und 20° Wärme iſt ebenfalls die höchſte Temperatur, die er in dieſer Zeit erreicht hat. Die Mitte ſtellt ſich in der Zeit heraus als $9_{/623}$.

Was die Regenmenge betrifft, ſo nimmt dieſe von Januar bis Juni regelmäßig zu, und von da bis December eben ſo regelmäßig ab. Nur der November macht ſonderbarerweiſe durch alle Jahre eine vollkommen regelmäßige Ausnahme, indem er mehr Regentage als der October hat. Durchſchnittlich hatte in dieſen Jahren Regentage:

Der Januar 6; Februar $7^2/_9$; März $8^7/_9$; April $11^3/_{10}$; Mai $14^7/_{10}$; Juni $17^7/_{10}$;

Juli $15^{9}/_{10}$; Auguſt $14^{8}/_{10}$; September 11; October 8; November $10^{1}/_{10}$; December $7^{8}/_{10}$.

Die Regenmenge des ganzen Jahres überſtieg nur in drei Jahren drei Meter, und zwar in den Jahren 1854, 57 und 60. Im Jahre 1857 betrug ſie $3_{/216}$.

Das trockenſte Jahr war 1859 mit $2_{/538}$. Dabei hat es freilich Monate gegeben, wie z. B. der Juni im Jahre 1856, wo in einem einzigen Monat 834 Millimeter Waſſer fielen.

Der April nur, in dem ich das Glück hatte, Valdivia zu beſuchen, machte natürlich eine Ausnahme von jeder Regel, denn ſchon bis zum 20. war die Mittel-Regenmenge des April überſchritten, und bis zum 26. die größte Waſſermenge, die dieſer Monat je auf die Erde niedergegoſſen — und noch immer regnete es weiter.

Nichtsdeſtoweniger ſcheint das Klima geſund, und es erkranken und ſterben im Ganzen nicht mehr Leute, als in den geſündeſten Theilen Deutſchlands ebenfalls.

Valdivia war, ſchon ehe die Colonie dorthin verlegt wurde, ſeiner prachtvollen Waldungen wegen berühmt, aus denen werthvolle Hölzer nicht allein nach Valparaiſo, ſondern auch nach Callao und den übrigen chileniſchen und peruaniſchen

Häfen geführt wurden. Hölzer bilden auch noch bis auf den heutigen Tag eine sehr bedeutende Ausfuhr der Colonie, besonders die werthvolle Alerce, eine Cedernart, die sich ganz vorzüglich zu Schindeln und Verschalungen eignet, da sie Sonnenhitze und Regen vortrefflich aushält und sich leicht und schön bearbeiten läßt.

Auch harte Hölzer hat diese Provinz, wie die südlicher gelegenen und Chiloe, im Ueberflusse, und sie bilden einen sehr bedeutenden Handelsartikel.

Seit aber die deutsche Colonie dort gegründet wurde, sind auch noch andere Artikel auf den Markt gekommen. Es werden jetzt jährlich ziemlich für 30,000 Dollars Käse ausgeschifft, Weizen und Mehl ebenfalls, gegerbte Häute und ganz vorzüglich Valdivia-Bier, das mit Recht einen guten Namen in ganz Chile bekommen hat.

Agua ardiente wird ebenfalls sehr viel gebrannt und verschifft, und vor den Kriegen mit den Araukanern bestand durch deren Territorium ein lebhafter Handelsverkehr in Rindern und Pferden mit den nördlichen Provinzen, der aber jetzt natürlich unterbrochen wurde. Die Indianer sind freilich durch die chilenischen Truppen in die Cordilleren getrieben, da diese aber das Land

nicht behaupten konnten, und sich in ihre Grenzen zurückzogen, durfte es natürlich kein Viehhändler mehr wagen, seinem friedlichen Verkehr nachzugehen, denn die Indianer hätten sich rasch mit dessen Eigenthum für die erlittenen Verluste entschädigt.

Es leben auch in der Provinz Valdivia eine Menge Indianer, und zwar Zweigstämme der Araukaner, von denen die Colonisten aber Nichts zu fürchten haben. Im Gegentheil stehen dieselben mit den Indianern auf einem sehr freundschaftlichen Fuße, und diese verkehren sehr gern mit den Deutschen, die sich stets freundlich gegen sie gezeigt haben.

Diese Indianer sind auch ein ganz friedliches Volk, das gar keine Waffen führt und in festen Wohnplätzen lebt. Angeblich sind sie zu der christlichen Religion übergetreten, von der sie aber wenig Gebrauch zu machen scheinen. Sie bebauen ihre wenigen Felder, auf denen sie Kartoffeln, Mais und Bohnen pflanzen und im Herbste ihre Tschitscha pressen und trinken. Branntwein tauschen sie ebenfalls gegen Pferde oder Kühe ein (ein Faß von 16 Gallonen hat gewöhnlich den Werth eines Pferdes), und weiter kennen sie wenig Bedürfnisse. Es ist ein faules, schmutziges

Volk, das alle die edlen Eigenschaften des eigentlichen Indianers verloren und dagegen viel von den Lastern der weißen Race eingetauscht hat; aber sie sind auch nicht gefährlich, wenigstens so lange nicht, als man sie in Frieden läßt. Die Chilenen gönnen ihnen deßhalb gern ihre Lebensweise.

In der Colonie selber herrschte übrigens, gerade als ich dort war, nicht geringe Aufregung, da sich das Gerücht von aufgefundenen, ziemlich reichen Goldminen zu bestätigen schien, und die gerade eingetretene Regenzeit eine genaue Erforschung der betreffenden Stellen für jetzt unmöglich machte. Gold war dort, denn nicht allein wußte man, daß schon die Spanier in früheren Jahren Gold von Valdivia ausgeführt, sondern die Stellen waren sogar wieder aufgefunden, wo sie gegraben und gewaschen hatten, und ein Deutscher, der lange Zeit in den californischen Minen gearbeitet, brachte schon recht wackere Proben des edlen Metalls zum Vorschein.

Das Terrain im Innern gleicht auch wirklich dem californischen Boden, wo sich eben im Norden reiche Minen gefunden; aber mehr noch als das spricht das ausgewaschene Gold dafür, das ich selber in Valdivia gesehen habe. Es ist grob-

körnig mit Stücken von zwei, drei, vier und fünf Dollars werth, meist in Bohnenform, und man kann, ohne sich extravaganten Hoffnungen hinzugeben, recht gut behaupten, daß mehr dort ist, wo das herkam, und daß die Arbeit lohnen wird.

Der Deutsche hat sogar ein Stück von ziemlich 50 Dollars Werth gefunden, und dadurch natürlich die Erwartungen der übrigen Goldsucher außerordentlich gesteigert. Er blieb auch in der Arbeit, und bereitete eine größere Strecke seines Terrains vor, um, wenn die Regen nachlassen, die ordentliche Wäscherei gleich in Angriff nehmen zu können. Für jetzt aber ließ sich, wie gesagt, kein weiteres Ergebniß herausstellen, denn die täglich fast niederströmenden Regengüsse machen nicht allein das Arbeiten sehr schwierig, sondern füllen auch alle Bäche und Ströme dermaßen an, daß man die Waschplätze nie genügend frei von Wasser bekommen kann.

Ich selber zweifle in der That nicht daran, daß sich die Valdivia-Minen lohnen werden, und ein größeres Glück konnte sich die junge Colonie nicht wünschen, da es in diesem Augenblicke nur an Menschen fehlt, etwas Ordentliches zu leisten. Gold ist dazu ein tüchtiger Magnet, und erweisen sich die neu in Angriff genommenen Minen reich,

ſo kann Valdivia auf eine raſch zuſtrömende Bevölkerung ſicher rechnen.

Sie mögen ſich aber ſo reich zeigen wie ſie wollen, ſo bleibe ich immer bei meiner alten Meinung, daß mit Vortheil für ſich ſelber, nur Handarbeiter und Tagelöhner die Minen bearbeiten können. Wer irgend ein anderes vortheilhaftes Geſchäft oder Gewerbe hat, wer auf andere Weiſe ſein Brod verdienen kann, ſoll um Gotteswillen nicht nach Gold graben. Er wird ſonſt einen großen Theil ſeiner Zeit nutzlos vergeuden und endlich doch immer zu ſeinem alten Gewerbe zurückkehren.

Der Ackerbauer, der Handwerker, der Kaufmann findet reiche und lohnende Beſchäftigung in der Nähe der Minen; alle Preiſe ſteigen, und ein lebhafter Verkehr beſchäftigt und lohnt Tauſende von Menſchen, ohne daß gerade Alle Spitzhacke und Schaufel in die Hand nehmen, um ihren Tagelohn gleich an Ort und Stelle aus der Erde zu graben. Der Tagelöhner und Handarbeiter dagegen kann auf der Welt nichts Beſſeres thun, als in die Minen zu gehen. Wo irgend Gold iſt, findet er immer wenigſtens ſo viel, daß er ſeine Tagesarbeit bezahlt bekommt, und darauf iſt er ja angewieſen; er hat aber auch die Hoffnung,

daß er einmal eine reiche Stelle trifft, und Alles, was er dann mehr findet, iſt rein gewonnen.

Die ſogenannte „gebildete" Claſſe, junge Kaufleute, Advokaten ꝛc. ꝛc., die ſich gewöhnlich von Goldgerüchten blenden laſſen, ein wollenes Hemde anziehen und mit dem Werkzeuge auf der Schulter anmarſchiren, um geſchwind reich zu werden, ſollen dagegen viel lieber dieſer Arbeit fern bleiben, denn ſie werden nie Etwas damit bezwecken. Goldwaſchen iſt kein Kinderſpiel, ſondern die härteſte Arbeit, die es auf der Welt giebt, und ihre Arme und Hände ſind nicht dafür gemacht — ihr guter Wille iſt dazu nicht ausreichend.

Auch hier in Valdivia kamen zwei junge Kaufleute von Valparaiſo an, ihr Glück in den neu entdeckten Minen zu verſuchen; ſie waren aber vernünftig genug, die Sache ſchon vor dem Beginn wieder aufzugeben. Nur einen Tag wanderten ſie hinauf in die Minen, um ſich einen Platz auszuſuchen, und ſahen dort zu, wie der Deutſche in Waſſer und Schlamm grub und arbeitete. Das war ihnen genügend, und ſie kehrten völlig befriedigt nach Valdivia zurück.

Für jetzt ſteht einer richtigen Einwanderung von Goldwäſchern noch ein altes Minengeſetz im Wege, das die Miner nicht etwa beſchränkt, ſon-

dern im Gegentheil die Einzelnen zu ſehr begünſtigt; ein Geſetz, das eigentlich gar nicht für Goldwäſcherei gegeben wurde, ſondern ſich nur auf ſolche Erze und Metalle bezog, die mit Schachten und Stollen mühſam herausgegraben wurden. Dieſes Geſetz ſichert Jedem, der eine neue Mine entdeckt, eine gewiße Strecke Land, nach Quadras gemeſſen, zu, auf dem er ſeine Arbeiten in Angriff nehmen kann, und wo er von Niemandem weiter beläſtigt werden darf. Für Silber-, Kupfer- oder Steinkohlenminen war das auch ein ganz wohlthätiges Geſetz, denn dieſe bedürfen ein ſolches Terrain, wenn ſie mit irgend einer Ausſicht auf Erfolg und Nutzen bearbeitet werden ſollen. Geſtattet man aber jedem einzelnen Goldwäſcher einen ſolchen Raum an der Oberfläche, ſo beſchränkt man zu Gunſten Einzelner die Arbeiterzahl dermaßen, daß ein bedeutender Goldgewinn für das Land nie zu erwarten ſteht.

Für die Arbeiter ſelber hat dies Geſetz ſeine Schattenſeiten, da es mit großen Umſtänden verknüpft iſt, einen ſolchen „claim“ oder Arbeitsplatz zu bekommen. Erweiſt ſich der Grund, auf dem ſie ſind, als reich und arbeitenswerth, dann freilich haben ſie eine lange Zeit vor ſich, in der ſie ungeſtört und mit Erfolg waſchen können; iſt aber

das Gegentheil der Fall, so finden sie in der, vielleicht durch lauter solche weite „claims," aufgenommenen Nachbarschaft gar keine Stelle, auf der sie nach reicherem Boden suchen können, und finden sie endlich einen andern Platz, zu dem sie Zutrauen haben, so müssen sie erst wieder nach der Hauptstadt des Distrikts, um darüber die nöthigen Papiere aufzunehmen.

Das wird sich jedoch jedenfalls mit der Zeit ändern, und ist gegenwärtig weiter Nichts als ein mit den Gesetzen getriebener Mißbrauch.

Gold scheint übrigens durch das ganze Land zerstreut zu sein, und als ich später in Maule (Constitucion) südlich von Valparaiso war, kamen ebenfalls deutsche Goldgräber von Californien, die dortigen Minen zu untersuchen, und fanden, wie sie sagten, hinreichend Gold, die Arbeit zu lohnen. Sie wollten gerade zum zweiten Male in die Minen gehen, als ich Maule verließ.

Was Valdivia nun einmal werden wird, wenn reiche Minen in seiner Nachbarschaft liegen, kann man noch nicht recht sagen; für jetzt ist es aber ein kleines freundliches Landstädtchen, still und gemüthlich, mit einer fleißigen Bevölkerung, deren Haupterwerb der Ackerbau ist.

Eine Menge tüchtiger deutscher Ackerbauer

haben das Land in Angriff genommen, und wenn sich der Boden auch nicht so überreich gezeigt hat, wie manche Gegend der Tropen, so liefert er doch recht gute Ernten, und verlangt nicht so viel, oder wenigstens nicht mehr Arbeit, als in Deutschland auch. Das Land ist dazu billig, Lebensmittel sind es ebenfalls, und wer nur mit einem kleinen Capital herauskommt, und außerdem Fleiß und Sparsamkeit mitbringt, darf sicher darauf rechnen, sein Fortkommen hier zu gründen.

Solche, die eine „Stelle" suchen, möchten sich freilich hier getäuscht sehen; auch der Arbeitslohn ist nicht hoch, und sogenannte statistische Berichte von anderen Colonieen möchten günstigere Zahlen liefern. Es giebt aber nichts Trügerisches auf der Welt, als eben diese statistischen Berichte über Arbeitslöhne, und wehe dem, der sich durch sie täuschen läßt.

Meiner Meinung nach bleibt es sich vollkommen gleich, ob ein Mann einen Dollar oder einen halben Dollar für seine Arbeit erhält, denn forscht man der Sache etwas näher nach, so verdient der Eine nicht mehr dabei als der Andere. Wo der Arbeitslohn hoch ist, sind es auch alle Bedürfnisse des Arbeiters in gleichem Grade, und am Ende der Woche haben Beide gewöhnlich das Nämliche

verdient. Außerdem nennen ſolche Angaben nur den Arbeitslohn der wirklichen Arbeitstage, und man kann aus ihnen nie abnehmen, ob bei ſolchen Preiſen auch immer Arbeit zu haben ſei, und wie viele Tage in der Woche die Arbeiter vielleicht feiern müſſen.

Am Vortheilhafteſten ſtellen ſich jedoch immer Solche in einer neuen Colonie, die gleich, oder wenigſtens ſobald als möglich, auf eigene Hand ihr kleines Grundſtück in Angriff nehmen, Land urbar machen und bebauen, und ihre eigene Heimath gründen. Das ſind ſtets die Grundſtützen einer Colonie, und während ſie dieſelbe heben helfen, ernten ſie zugleich jeden Nutzen mit, der ihr zufließt.

Das ganze Chile iſt aber ein für den Ackerbau und Weinbau geſchaffenes Land, das jedenfalls eine bedeutende Zukunft vor ſich hat, wenn auch jetzt noch die beſten Provinzen in den Händen der Araukaner ſind. Je mehr aber die Bevölkerung im Süden wächſt, während die Regierung zugleich neue Coloniſten nach Concepcion und deſſen Umgegend dirigirt, deſto mehr werden die Indianer in ſich ſelbſt zuſammengedrängt, und die Zeit iſt nicht mehr ſo fern, wo ſie der nach-

drückenden Cultur weichen müſſen. Ihr Schickſal über den ganzen Erdboden.

Was nun die Deutſchen in Valdivia ſelber betrifft, ſo ſind ſie ein gar verſchiedenes Völkchen von den Deutſchen in Nord-Amerika, die, dort angekommen, ſchon eine Menge „amerikaniſirte Landsleute“ trafen, und ihre Sitten und Gewohnheiten ebenfalls gegen das eintauſchten, was ſie dafür fanden — natürlich ſelten zu ihrem Vortheile.

Die Deutſchen hier ähneln deßhalb auch ſo ſehr den Deutſchen in Süd-Auſtralien, weil ſie, wie dieſe, direkt von Deutſchland in ihre neue Heimath gebracht wurden und, von lauter Fremden umgeben, ihr eigenes urthümliches Leben treu bewahrten. Sie gründeten ſich hier gewiſſermaßen ein kleines neues Deutſchland, dem ſich weit eher die Chilenen anpaſſen, als daß ſie von deren Sitten viel angenommen hätten.

Nie habe ich hier gefunden, was mich in Amerika ſo oft empört, daß nämlich zwei Deutſche zuſammen auf das Schauerlichſte engliſch radebrechten, als ob ſie ſich Beide einander glauben machen wollten, daß ſie Amerikaner wären. Das si für ja hat ſich allerdings auch hier bei ihnen eingebürgert, aber es kommt ihnen eben unbewußt,

und sie sind deßhalb so gute Deutsche geblieben, wie sie je es waren, während sie nach allen Seiten hin Propaganda für ihre Sprache machen.

Die jungen gebildeten Chilenen, besonders die jungen Damen, lernen sehr häufig deutsch, und eine Anzahl junger Indianermädchen, die in den verschiedenen Familien als Dienstboten aufgenommen wurden, überraschen den Fremden nicht selten durch die Treue, mit der sie sich selber den Dialekt ihrer Lehrerinnen angeeignet haben.

Ich erinnere mich auch einmal einen Neger in Nord-Amerika getroffen zu haben, der ganz prächtig schwäbisch sprach.

Das ganz besondere Verdienst indeß, was die Deutschen hier so wacker zusammengehalten hat und zusammenhält, liegt — man mag dagegen sagen, was man will — hauptsächlich in dem guten Biere, das die Familie Anwandter auf der sogenannten Insel — Valdivia gerade gegenüber — braut. Man findet hier zu einem mäßigen Preise einfaches, Lager- und Bockbier, das letztere wirklich ausgezeichnet, und die Deutschen wissen das zu würdigen, denn sie verbrauchen ganz anständige Quantitäten. Neben ihrem deutschen Verein besteht dann auch noch ein Schützenverein, der eine Anzahl Büchsenschützen alle Montage in dem

sogenannten Schießhause versammelt, und weil sich bei allen diesen Gelegenheiten auch alle Stände mischen, so festigt sich dadurch immer mehr ein freundschaftliches und geselliges Verhältniß unter ihnen.

Nur mit Neuigkeiten von Deutschland sind sie etwas spärlich versehen, da, einer höchst ungerechten Einrichtung des chilenischen Postwesens nach, die politischen — also die täglich erscheinenden — Zeitungen, obgleich sie in Packeten mit den Monats- und Wochenschriften kommen, ein kaum zu erschwingendes Porto zu zahlen haben. Ein Ueberblick der verschiedenen Zeitungspreise stellt das am Leichtesten heraus:

Augsburger Zeitung	65	Dollar,
Auswanderer-Zeitung	10	„
Flieg. Blätter	12	„
Hamb. Börs.	70	„
Dorfbarbier	9	„
Grenzboten	18-50	„
Illustr. Zeitung	20	„
Kladderadatsch	11	„
Kölnische Zeitung	65	„
Morgenblatt	16-50	„
Museum	20	„
Nationalzeitung	65	„

Weſerzeitung	65	Dollar,
Land und Meer	20	„
New-Yorker Staatsztg.	12	„

Es wird nämlich von jeder einzelnen Nummer das Porto gerechnet, und ein Verein, wie der deutſche in Valdivia, der auf nur ſehr geringe Beiträge angewieſen iſt und ſich davon erhalten muß, kann natürlich keine ſolchen Capitalien in Zeitungen ſtecken, wie der deutſche Verein in Valparaiſo, wo jedes Mitglied ſtatt 3 Dollar 30 Dollar zahlt.

In dem deutſchen Vereine werden deßhalb jetzt nur die New-Yorker Staatszeitung gehalten, die wöchentlich erſcheint und ziemlich gute Artikel über europäiſche Verhältniſſe bringt, dann die Leipziger Illuſtrirte und die fliegenden Blätter. Außerdem wird noch von einem oder zwei deutſchen Kaufleuten die Weſerzeitung gehalten.

Allerdings findet man in Valdivia Deutſche aus aller Herren Länder, vorzugsweiſe aber aus Kurheſſen, die glücklichſten Auswanderer, weil ſie nie das Heimweh bekommen. Draußen in der Fremde fällt aber der Unterſchied, der leider in der eigenen Heimath ſo entſchieden gemacht wird und die Stämme auseinander hält, vollkommen weg, der nämlich, ob Einer ein Preuße oder ein Bayer,

ein Heſſe oder ein Oeſterreicher iſt. Sie ſind Alle Deutſche, und wenn Jemand den Andern fragt, aus welcher Gegend er ſei, ſo geſchieht das nur deßhalb, um einen Ort wieder einmal nennen zu hören, der daheim im Vaterlande liegt, und den man vielleicht ſelber kennt.

Früher ſoll, wie mir geſagt wurde, ein noch weit geſelligeres Leben unter den Deutſchen geherrſcht, und der deutſche Verein ſich oft in einen Ballſaal verwandelt haben. Dem hat nun allerdings das große Feuer ein Ende gemacht, wo Viele ſehr bedeutende Verluſte erlitten, und ſich Alle mehr oder weniger einſchränken mußten. Ein geſelliges Leben herrſcht aber trotzdem noch unter ihnen, und während ſie am Tage ihrer Arbeit oder ihren verſchiedenen Geſchäften nachgehen, verſammelt ſie der Abend entweder beim Bier, oder in kleinen geſchiedenen Leſe- und Whiſtkränzchen. Von dem letzteren profitirte ich ſelber, und die kurze Zeit, die ich in Valdivia verlebte, verflog mir nur viel zu ſchnell unter den guten Menſchen.

Aber auch das Nützliche oder Nöthige iſt nicht verſäumt worden und, beſonders unter der Anregung und Leitung des älteren Herrn Anwandter, eine recht wackere Schule in's Leben gerufen,

um die deutsche Jugend nicht verwahrlost aufwachsen zu lassen.

Eine Schwierigkeit war dabei zu überwinden, denn die katholische Geistlichkeit sah nicht mit günstigen Augen das in Chile entstehende frische und protestantische Element. Die Deutschen waren aber vernünftig genug, alle Glaubensstreitigkeiten von vornherein zu vermeiden, um den Katholiken nicht den geringsten Raum zu einer Klage zu geben. Der Religionsunterricht wurde deßhalb einzig und allein auf Moral und biblische Geschichte beschränkt, und dabei allen Eltern freigestellt, ihre Kinder an demselben Theil nehmen zu lassen oder sie davon zurückzuhalten.

Trotzdem lief von fanatischen Geistlichen eine Beschwerde bei dem Erzbischof in St. Jago ein, der diesen „Uebelstand" abgeschafft haben wollte. Es kam darauf eine Anfrage von der Regierung, und die Deutschen gaben ihr nicht allein den wahren Sachverhalt, sondern erboten sich sogar, einem katholischen Geistlichen den Religionsunterricht in ihrer Schule zu gestatten. Es lebte ein deutscher Mönch in Valdivia, der sich dem hätte unterziehen können. Die chilenische Regierung muß sich aber durch die erhaltene Auskunft vollkommen befriedigt gefühlt haben, denn es blieb

beim Alten und die Schule wurde nicht weiter gestört.

Ein Uebelstand herrscht freilich in Valdivia, und zwar zu Ungunsten der Protestanten, da sie keine protestantische Kirche haben und die chilenischen Gesetze außerdem keine gemischte Heirathen zwischen Katholiken und Protestanten gestatten. Der protestantische Theil muß deßhalb zur katholischen Kirche übertreten.

Allerdings ist hier ein Ausweg geboten, die Civilehe, die sehr summarisch betrieben wird und wo das junge Ehepaar sich nur bei dem Geistlichen meldet, um als verehlicht in das betreffende Buch eingetragen zu werden. Der Geistliche fragt sie dann, ob sie sich mit einander verheirathen wollen, und antwortet auf ihre Bejahung ein sehr gemüthliches „bueno" oder muy bueno, und die Sache ist abgemacht. Bei Erbschaftsangelegenheiten stellen sich aber später, wenn solche vor Gericht kommen sollten, böse Schwierigkeiten in den Weg, da die aus solchen gemischten Ehen entsprossenen Kinder nicht als legitim betrachtet werden. — Und dann auch haben die Frauen eigenthümlicher Weise stets eine gewisse Abneigung gegen eine Civilehe, die ihnen nicht feierlich und umständlich genug ist.

Einen anderen Haken hat, in Ermangelung eines protestantischen Geistlichen, die Taufe. Den chilenischen Gesetzen nach genügt es allerdings vollkommen, wenn die Kinder nur bei dem Geistlichen angemeldet und in das Kirchenbuch eingetragen werden. Den Müttern genügt das aber nicht; sie betrachten die Taufe nicht blos als eine kirchliche Form, der die Confirmation erst später die eigentliche Weihe und Bestätigung giebt, sondern als einen Theil unserer Religion selber, und wollen die Kinder unter allen Umständen getauft haben, selbst, wenn es nicht anders geschehen kann, mit katholischen Formen.

Ich kenne die häkeligen Kirchengesetze viel zu wenig, um zu wissen, ob die katholische Taufe eines neugeborenen Kindes das Kind auch jedenfalls zum Katholiken macht. So viel aber ist gewiß, daß es die Geistlichkeit in Chile so betrachtet, und mit innerer Freude jährlich so und so viel protestantisch verlorene Seelen in Sicherheit bringt.

Ein protestantischer Geistlicher in Valdivia könnte vielen von diesen Uebelständen abhelfen; die Sache scheitert aber theils an dem Geldpunkte, theils daran, daß die Deutschen in Chile, wie sie behaupten, nirgends in Deutschland die Bekanntschaft eines protestantischen Geistlichen gemacht

hätten, den sie hier heraus haben möchten. Jetzt herrsche zwischen den verschiedenen Religionsparteien vollkommener Friede; käme aber ein orthodoxer Geistlicher heraus, so wäre Zehn gegen Eins zu wetten, daß sich die beiden Parteien augenblicklich in den Haaren lägen, und einmal begonnen, wäre des Haders dann kein Ende.

Alle diese Gründe dagegen fielen schon in den einen zusammen, daß kein Geld da ist, ihn zu bezahlen. Die Einzigen, die wirklich einen protestantischen Geistlichen in der Colonie wünschen, sind die Frauen, und nur vielleicht ein sehr geringer Theil der männlichen Bevölkerung. Die Anderen aber sagen: wer das Bedürfniß fühlt, einen protestantischen Geistlichen hier zu haben, mag auch dafür bezahlen — wir steuern Nichts bei, und damit ist dem Faß der Boden ausgetreten.

Sie wissen dabei recht gut, daß sie von Deutschland aus in dieser Sache Unterstützung bekommen könnten. Das preußische Consistorium hat, wenn ich nicht irre, einen Fond zu diesem Zweck, und der Gustav-Adolph-Verein würde ebenfalls beisteuern. An solche Hülfe knüpfen sich aber eine Menge von Bedingungen, die von den deutschen Colonisten mit Recht gefürchtet werden. Darin haben sie ganz recht: bekommen sie einen von

den richtigen orthodoxen Geiſtlichen heraus, ſo iſt der Krieg mit dem Katholicismus augenblicklich erklärt, denn dieſe Herren halten eine Menge von Dingen leider für ihre Pflicht, über die andere vernünftige Menſchen den Kopf ſchütteln. Außerdem könnten ſie einen ſolchen Geiſtlichen, wenn er ihnen von drüben geſandt wird und ihnen nicht gefällt, nicht wieder ohne große Schwierigkeiten und Umſtände loswerden, und der paar hundert Thaler wegen iſt es deßhalb allerdings beſſer, ſich nicht muthwillig in ſolche Gefahr zu begeben.

Der Katholicismus iſt indeſſen, während die Proteſtanten ziemlich gleichgültig ihre Kinder katholiſch taufen laſſen, um ſo thätiger. In der ſüdlicher gelegenen deutſchen Colonie Puerto Montt arbeiten die Jeſuiten aus Leibeskräften und ſchicken ſogar deutſche Mädchen in das Kloſter nach St. Jago, um ſie dort zu dem Lehreramt in der Colonie vorbereiten zu laſſen. Das hilft ihnen aber Alles Nichts, ſobald die Auswanderung nach Süd-Chile einen friſchen Aufſchwung nimmt, denn mit kräftigen und neuen Elementen von daheim können ſie den Jeſuiten leicht die Stange halten.

Freilich verliert das Vaterland aber auch in gleichem Maße wackere Kräfte, denn die Mucker

und ähnliches Gelichter wandern leider nicht aus. Sie fühlen sich bis jetzt noch zu wohl in unserem lieben Deutschland.

Ein komischer Fall kam vor kurzer Zeit vor, wo sich ein Israelit wollte taufen lassen, um ein chilenisches Mädchen heirathen zu können. Der katholische Pfarrer war auch dazu bereit, aber — er hatte seine sehr großen Bedenken, ob er aus dem Israeliten gleich und direkt einen Katholiken machen könne, und ob derselbe nicht erst vorher protestantisch getauft werden müsse. Es gelang erst später, ihn, mit vieler Ueberredung, zu einer solchen „Parforcekur" zu bewegen.

Daß den Deutschen in Valdivia aber noch die alte Heimath in den Gliedern steckt, davon finden sich eine Menge Beweise, und der deutsche Humor hat manche alte Anklänge von daheim bewahrt. So ist auf einem der dortigen Häuser eine Wetterfahne, mit Schulze und Müller zum Auswehen, in Blech geschnitten, und zwischen Valdivia und dem Hafen laufen zwei sogenannte launches (Lichter, oder kleine offene Fahrzeuge), von denen der eine den Namen Eduard, der andere den von Kunigunden führt. Eduard und Kunigunde kamen Beide stromab, als ich das letzte Mal in Corral war.

Auch der Todtengräber (zugleich der Brunnengräber für die Stadt) ist nicht ohne Humor, und es werden eine Menge ziemlich gute Anekdoten von ihm erzählt. So soll er nach jedem Todesfall an des betreffenden Arztes Fenster klopfen und sich „schön bedanken," und als neulich ein neuer Arzt nach Valdivia kam, verlangte der satirische Bursche Zulage vom Magistrat.

Die spanische Sprache ist für den Deutschen, wenn er Vorkenntnisse im Lateinischen oder selbst im Französischen hat, nicht so schwer zu lernen. Desto schwieriger aber für alle Solche, die keine derartigen Vorkenntnisse haben. Es kommt ihnen keine einzige Vokabel aus irgend einer bekannten Sprache dabei zu Hülfe, sie müßten sie denn künstlich herzuleiten suchen, wie jene alte biedere Schwäbin.

„Das klingt im Spanischen gerade wie bei uns," sagte sie, als sie erfuhr, daß vaquilla eine „junge Kuh" hieß — „bei uns daheim nennen sie's auch a Kühala."

Die Stadt selber kann sich eigentlich architektonischer Schönheiten nicht rühmen, man müßte denn die hölzerne Säule ausnehmen, die auf der Plaza steht und wie ein einsam und riesenhaft aufgeschossener Spargel aussieht. Die Gebäude

ſind alle von Holz, ſo aufgebaut, wie es Jeder ſeiner eigenen Bequemlichkeit nach für angemeſſen fand, nicht zwei einander gleich, weder in Höhe, noch in Breite. Auch die Kirche iſt ein hohes und geräumiges, aber unendlich einfaches Gebäude, eine ganz neue hölzerne Ruine mit verwitterten Bretern und zerbrochenen Fenſterſcheiben, dem der letzte Sturm auch die letzte Schönheit und Symmetrie genommen hat. Früher zeigte ihre Front nämlich zwei hohe viereckige Thürme, ebenfalls von leichter Schachtelarbeit; der letzte heftige Wind brach aber den einen dicht über der Wurzel ab, und warf den ganzen Thurm, wie er war, auf den Platz hinunter — glücklicherweiſe ohne weiter Etwas, als ſich ſelber, zu beſchädigen. Eine Reparatur iſt ſeitdem nicht daran vorgenommen worden, denn man fürchtet ſich wahrſcheinlich mit den alten morſchen Bretern anzufangen. Einige Quadras von der Plaza entfernt ſteht ein altes Kloſter, das aber weit eher einer zeitgrauen verwitterten Scheune gleicht.

Das eigentliche Prachtgebäude der Stadt iſt das neue Hotel Chile, oder Hotel Springmüller, wie es auch genannt wird, mit aufgebautem Stock, breiter Front und roſafarbenem Anſtrich, natür-

lich Alles von Holz und im Innern mit dünnen, kaum etwas mehr als imaginären Wänden.

Fast alle Häuser in Valdivia, wenigstens alle, in denen Deutsche wohnen, haben übrigens eiserne Oefen, eine sehr wohlthätige Einrichtung, denn wenn es auch nur selten wirklich kalt wird, ist gerade das naßkalte Wetter des chilenischen Winters für den Körper das empfindlichste, und ein guter Ofen hilft da besser als zehn Kamine.

Die Stadt liegt unmittelbar an dem breiten und wirklich schönen Valdivia-Strome, der ihr gerade gegenüber eine breite und lange Insel bildet. Diese Insel ist durchaus von Deutschen bewohnt, und zwar zumeist von den ältesten Ansiedlern dieses Distriktes, der Familie Anwandter, Kindermann und Herrn Schilke, welcher Letzterer hier eine großartige und ganz vortreffliche Gerberei eingerichtet hat.

Das gegerbte Leder bildet eine nicht unbedeutende Ziffer in dem Exporte Valdivias.

Ein sehr freundliches und großes Haus mit Balkon hat Herr Karl Anwandter dort drüben gebaut, mit einem sehr hübschen Garten und parkähnlichen Anlagen in dem benachbarten und geschonten Holze, und die Felder sind in bestem Stande gehalten, während die dort ebenfalls ge-

legene Brauerei ihr treffliches Gebräu über ganz Chile ſendet.

Die Inſel iſt jedenfalls der wichtigſte Punkt von ganz Valdivia.

Valdivia, als die Hauptſtadt des Diſtriktes, iſt der Sitz eines Intendanten oder Gouverneurs. Eben ſo liegt hier Militär, aber man ſieht, wie ſicher ſich die Regierung in ihren Verhältniſſen zu den benachbarten Indianern fühlt, denn die wenigen Mann, die hier ſtationirt ſind, könnten keinem Angriffe, ſelbſt des kleinſten Stammes, begegnen.

Der Chilene hält aber viel auf Muſik, und mit ſo vielen Deutſchen rund umher hat ſich das chileniſche Muſikchor auch eine Menge deutſche Melodieen angeeignet, die dann gewöhnlich mit großem Wohlbehagen von der deutſchen Bevölkerung aufgenommen werden. Eines aber ſcheint ſie beſonders gepackt zu haben, und — ich wollte, ich wäre dabei geweſen, als das chileniſche Muſikchor eines Abends die Nachbarſchaft mit dem Jägerchor aus dem Freiſchütz überraſchte.

Die Deutſchen ſtanden gerade vor ihrem Vereinslocal, und den alten treuen Klängen konnten ſie nicht widerſtehen. Im Nu fielen Alle ein, und in einem wahren Jubel, der aus allen Häuſern

neue Mitsänger lockte, zogen sie mit dem Musikchor durch die ganze Stadt.

Unsere deutschen Regierungen haben sich von den Auswanderern vollkommen losgesagt. Der preußische Gesandte in Chile hat offen erklärt, daß er mit wirklichen Auswanderern, das heißt mit solchen, die nicht fortwährend ihren Paß in Deutschland erneuern lassen, gar Nichts zu thun habe, und ihre Rechte nicht vertreten könne (Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun). Die deutschen Auswanderer aber haben sich nicht von Deutschland losgesagt. Wenn auch ihre Regierungen den Paß ihrer Freundschaft und Huld nicht erneuern, ihr Herz hängt doch an der alten Heimath, an den alten Liedern, an den alten Erinnerungen, und ihre einzige Hoffnung und Sehnsucht ist, wieder einmal, wenn sie sich Etwas gespart, in die alte liebe Heimath zurückkehren zu können.

Während ich in Valdivia war, konnte ich auch Zeuge einer Municipalitätswahl sein, bei der sich, zu meiner Freude, die Deutschen lebhaft betheiligten. Sie hatten ihre Versammlungen und standen in ihrer Wahl, mit wenigen Ausnahmen, fest zusammen, so daß sie der Seite, auf die sie sich neigten, den Sieg verschafften.

Die Oppositionspartei ließ zwar alle Minen ſpringen, und Peons und Landleute wurden, wie das in den ſüdamerikaniſchen Republiken Sitte iſt, für die Wahl gekauft und in Maſſe in die Stadt gebracht — aber ohne Erfolg.

Ein Deutſcher frug einſt einen der Leute auf dem Lande — mehr im Scherz, als wirklich die Sache ſelber glaubend, wie viel er für ſeine Stimme bekäme, und der Mann antwortete ganz ruhig: die Zeiten ſeien jetzt ſchlecht. Früher hätten ſie manchmal bis zu einer halben Unze bekommen, jetzt wären die Preiſe aber nicht ſelten bis auf vier Real hinabgedrückt — und das war ein Republikaner.

Valdivia iſt jetzt nicht mehr, wie früher Colonie, ſondern die Regierung begünſtigt mehr das weiter ſüdlich und der Inſel Chiloe gegenüber gelegene Puerto Montt, wo eine große und blühende Colonie gegründet iſt. Leider war ich nicht im Stande, dieſelbe zu beſuchen, was ich aber darüber hörte, ſprach zu ihren Gunſten, wenn auch das Klima etwas kälter und unfreundlicher ſein ſoll wie in Valdivia ſelber.

Der Hauptexport von dort ſind Alercehölzer, die in Maſſen nach Valparaiſo und Callao in Peru verſchifft werden, doch wird auch viel Ge-

treide dort gezogen, und die Deutſchen ſollen ſich wohl befinden. Schon früher hatte eine deutſche Firma von Valparaiſo eine Dampfſägemühle in Puerto Montt errichtet — und die Regierung bewilligt ſolchen Dampfſägemühlen beſondere Vortheile in ihren Wäldern. Jetzt kürzlich iſt noch eine zweite durch einen Amerikaner und Irländer in Angriff genommen, und Alles zeigt, daß ſich die Colonie mehr und mehr heben wird.

So viel iſt ſicher, daß Chile ein vortreffliches Land für Ackerbau und Viehzucht iſt, und der Wein ebenfalls, der in der Nähe von Concepcion gebaut wird, hält die Probe mit allen anderen ſüdamerikaniſchen Weinen aus. Ja, der weiße Malaga übertrifft, meinem Geſchmack nach, noch den berühmten Eliaswein von Peru an Feuer und Wohlgeſchmack.

Die Regierung thut ebenfalls ihr Möglichſtes, deutſche Einwanderer zu unterſtützen, und macht dabei, ſehr vernünftiger Weiſe, keinen Unterſchied zwiſchen Katholiken und Proteſtanten. Die Geiſtlichkeit arbeitet freilich aus allen Kräften dagegen an, aber ohne Erfolg, und ſtärken ſich erſt einmal die proteſtantiſchen Elemente durch größere Einwanderung, ſo werden auch manche

Uebelstände von selber schwinden, die jetzt noch eine natürliche Folge der Umstände sind.

So viel ist sicher, die Deutschen in Valdivia befinden sich alle wohl — wenige natürlich ausgenommen, die eben keinen Trieb zur Arbeit haben, und deren giebt es ja in allen Ländern. Die Handwerker verdienen hübsches Geld, und überarbeiten sich dabei doch nicht, denn ich habe noch keinen Ort in der Welt gefunden, wo der blaue Montag gewissenhafter gehalten würde. Die Landbauer haben ebenfalls reichlich zu leben und immer noch einen Theil ihrer Ernten zu verkaufen, und stellt sich noch außerdem der Goldgewinn der neuerdings in Angriff genommenen Minen günstig, so braucht man gerade kein Prophet zu sein, um der Colonie Valdivia eine recht erfreuliche Zukunft vorherzusagen.

4.

Gen Patagonien.

I. In die Berge.

Während ich mich übrigens in Valdivia umsah, verlor ich mein Ziel, von hier aus Patagonien zu durchstreifen, nicht einen Moment aus den Augen. Allerdings gaben sich auch hier Viele die Mühe, mir die dort drohenden Gefahren recht schwarz zu schildern, Andere aber sprachen viel vernünftiger über die Sache, und ich war fest entschlossen, den Versuch zu wagen, wenn ich nur eben einen Dolmetscher finden konnte.

Das schien aber weit größere Schwierigkeiten zu haben, als ich je erwartete. Es hatte Niemand Lust, den Ritt mit mir zu wagen, und *ohne* Dolmetscher hätte ich selber, wenn ich die tolle Fahrt auch unternehmen wollte, wenig oder gar keinen Nutzen davon gehabt.

Ein Chilene lebte allerdings in Valdivia, der früher ein ſogenannter Capitano de Amigos geweſen und viel mit den Indianern verkehrt hatte, auch deren Sprache vollkommen gut verſtand. Dieſer erklärte mir aber rund weg: es ſei jetzt die Tſchitſchazeit (oder die Zeit des Apfelweins), und in der möchte er die Indianer nicht um alles Gold der Welt heimſuchen, weil ſie dann alle betrunken und wild und übermüthig wären.

Nur wenige Tage blieben mir auch in Valdivia, denn fand ich wirklich keinen Führer, ſo mußte ich mit dem nämlichen Dampfer zurück, um meinen Weg über Mendoza zu nehmen, da dieſe Reiſe einen Monat ſpäter, der beginnenden Schneeſtürme wegen, wenn nicht unmöglich, doch ſehr beſchwerlich durchzuführen war. Buenos Ayres drängte es mich außerdem ſo raſch als irgend möglich auf einem oder dem andern Wege zu erreichen, denn alle meine Briefe von daheim lagen ſeit acht Monaten in jener Stadt.

Am 20., Morgens, fuhr ich deßhalb, mit traurigem Herzen meinen Plan aufgebend, von Valdivia ab, um den etwa zwei Stunden Fahrt von dieſer Stadt gelegenen Hafen von Corral zu erreichen und dort wieder an Bord des Dampfers nach Valparaiſo zu gehen. Nur wenige Minuten

war es auch noch vor Abfahrt des Dampfers, als ein Boot von Valdivia herankam, in dem Professor von Boeck, von dem ich dort oben Abschied genommen, saß und mir zurief, er habe einen Führer für mich gefunden. Den Burschen, eine Art Halbindianer, hatte er gleich mitgebracht, viel Zeit blieb auch nicht zum Ueberlegen, und in kaum zehn Minuten hatte ich mit dem Chilenen contrahirt, mich nach Carmen, an der Mündung des Rio Negro — bis nach Buenos Ayres wollte er unter keiner Bedingung mit — zu begleiten. Rasch packte ich jetzt noch meinen Koffer aus, das Nothwendigste für den Ritt heraus zu suchen, nahm Büchse und Cither mit von Bord und ruderte, während der Steamer aus der Bay hinausdampfte, nach Valdivia zurück.

Das Ganze war natürlich so rasch gegangen, daß ich gar keine Zeit zum Ueberlegen behalten hatte, und fast wie in einem Traume sah ich die wunderschönen Ufer des Valdivia-Stromes an mir vorübergleiten. Vor mir lag auf's Neue das wilde Leben der Pampas, vor mir lagen wieder jene wilden Indianerhorden, deren Erscheinen gerade mein alter Correo in den Pampas damals so sehr gefürchtet und die ich jetzt in ihrer eigenen Heimath aufsuchen wollte. Und was hatte ich nicht

außerdem zu thun und zu beſorgen: Pferde zu kaufen und Sattelzeug, Geſchenke für die Indianer und Lebensmittel, und was ging mir Alles dabei im Kopfe herum! Mein künftiger Führer beurlaubte ſich indeſſen, ſobald wir wieder in Valdivia angekommen waren. Er mußte vor dieſer Reiſe noch einmal nach Hauſe reiten; am 24. verſprach er aber ſicher zurück zu ſein, wonach wir dann gleich aufbrechen konnten.

Zu der Reiſe hatte ich drei Pferde nöthig: eines für mein nicht eben übermäßig ſchweres Gepäck, und zwei, um ſie abwechſelnd zu reiten. Pferde ſind auch in Valdivia, beſonders mit Anfang Winters, nicht theuer, und ich bekam drei recht gute Pferde für 78 Dollars. Dann ging ich daran, die nöthigen Geſchenke einzukaufen, als: Glasperlen, Tücher, Maultrommeln, Spiegel, Indigo, Tabak ꝛc. — lauter Dinge, von denen man ſchon vorher wußte, daß man mit ihnen „einem längſt gefühlten Bedürfniſſe der Indianer“ begegnete. Die Deutſchen in Valdivia unterſtützten mich dabei auf das Freundlichſte, wie ſie denn auch den regſten Antheil an meiner Reiſe nahmen.

Am 24. kam mein Burſche aber noch nicht. Dieſe Leute haben keinen Begriff von Zeit und ihrem Werth. Ein Tag iſt für ſie wie der andere,

und der morgende sieht ja genau so aus wie der heutige. Keiner von ihnen weiß sein eigenes Alter, weiß, welches Jahr, Monat, Datum oder Tag wir haben; sie kümmern sich auch nicht darum, nicht einmal um die Stunde, denn Abends wird es dunkel und morgen früh genau wieder so hell, wie heute.

Am 25. traf er endlich ein, und dadurch hatten wir schon einen werthvollen Tag versäumt, denn der wachsende Mond hatte herrliches Wetter gebracht, und dem schon eingetretenen Winter war, wie mir alle sagten, nicht zu trauen.

Am 25. besorgte ich deßhalb noch Alles, was ich zu besorgen hatte, und brauchte am 26. bis 2 Uhr Nachmittags, meinen lässigen Führer, der ewigen Abschied von seiner Frau nahm, flott zu bekommen. Von einigen Freunden, dem Professor von Boeck und Herrn Becker begleitet, ritt ich an dem Tage noch sieben Leguas bis Calle-Calle; dort übernachteten wir, und früh am anderen Morgen brach ich allein mit meinem Führer auf, um die noch fernen Berge so bald als möglich zu erreichen.

Unser Weg hatte von Valdivia ab, mit Ausnahme einiger zum Fluß niederlaufenden Hügelketten, durch ziemlich niedriges, von zahlreichen

Bächen durchſchnittenes Terrain geführt, in dem eine Menge gut bearbeiteter Chagras oder Farmen lagen. Beſonders trat hier der Valdivia eigens zugehörende Apfelbaum in den Vordergrund, und Aepfel wuchſen und reiften, wohin auch nur immer das Auge fiel.

Nahe an Valdivia wohnten noch viele Deutſche; weiterhin zeigten ſich chileniſche Hütten; aber man brauchte wahrhaftig nicht zu fragen, welcher Nation die am Wege ſtehende Wohnung angehöre, denn der erſte Blick verrieth das ſchon deutlich genug. Die Chilenen, welche nicht ſelten ſchon ein Vierteljahrhundert dieſe Plätze inne haben, leben noch immer in elenden, erbärmlichen Ranchos, die Erde ihr Fußboden, die Wand aus zuſammengeſchobenen, rohgeſpaltenen Klötzen hergeſtellt, das Dach ſo nothdürftig aufgelegt, daß man im Innern, wenn es einmal tüchtig regnet, immer noch draußen iſt. Die Deutſchen dagegen, von denen erſt Wenige ſechs oder acht Jahre im Lande anſäſſig ſind, haben feſte, gutgebaute und ſaubergedeckte Breterhäuſer, Glasfenſter, gelegte Dielen und gute Umzäunungen. Auch ihre Felder ſind in gutem Stande, und daß ſie ſich dabei wohl befinden, beweiſen ſchon die Vorräthe, die ſie von allen Lebensmitteln im Hauſe haben.

Der Chilene hat auch eben so wenig wie der Peruaner oder Ecuadorianer den rechten Sinn für Ordnung, Reinlichkeit oder gemüthliche Häuslichkeit, und der gewöhnliche Chilene unterscheidet sich wirklich nur dadurch von dem Indianer, daß er, wenn irgend möglich, noch schmutziger ist und sich für einen Cavallero hält; sonst ist er ziemlich eben so braun und scheint auch eben so wenig Bedürfnisse zu haben.

Am nächsten Tage war der Himmel trübe; die Gegend lag in Nebel gehüllt; ich hatte dazu von meinen letzten Freunden Abschied genommen, hatte wieder einmal ein langes, ödes Stück Erdball vor mir, durch das ich einsam meine Bahn verfolgen wollte — kein Wunder denn, daß mir nicht so recht froh und leicht um's Herz war, und ich unwillkürlich meinen wackeren Rappen schärfer austraben ließ, der Gedanken ledig zu werden. Ich liebe die Dämmerstunden, aber sie dürfen nicht Tage lang dauern, sonst drücken sie das Herz.

Der heutige Tag brachte uns aber auch in ein anderes Terrain, denn wir folgten hier einem ziemlich breiten Fluß aufwärts, den wir fünf- oder sechsmal kreuzen mußten. Unseren unbeschlagenen Pferden wurde es sauer, über die großen, runden Kiesel wegzuschreiten. Die Strömung war außer-

dem, obgleich es eine ganze Woche nicht geregnet hatte, bei ziemlich tiefem Waſſer ſehr ſtark. Zwiſchen den Biegungen des Fluſſes zogen ſich Wald- und Hügelſtreifen hin, wie einzelne, ziemlich öde Pampas, deren dürftiger Weidegrund nicht eben den beſten Boden verrieth. An anderen Stellen trafen wir aber auch wieder fruchtbare Ebenen und vereinzelte Farmen, jedes Mal von einem Walde von Apfelbäumen umgeben.

Reiſenden begegneten wir ſehr ſpärlich, höchſtens einmal hier und da einem Guaſſo, der von ſeiner Chagra aus in die Stadt ritt, oder einem einzelnen Indianer, der, ſeine langen, ſchwarzen Haare weit auswehend, vorüberſprengte, um Pferde zu ſuchen oder Vieh zuſammenzutreiben. Auch Wild war nirgends zu ſehen, denn es giebt kaum ein Land in der Welt, das ſo arm an jagdbarem Wild wäre, wie der Süden von Chile — den Norden von Chile vielleicht ausgenommen. Selbſt nur wenig Vögel ſah ich im Walde, und zum Theil mag das der Herbſt entſchuldigen, wenn es hier auch keinen eigentlichen Winter mit Schnee und Eis giebt. Nur hier und da fiel das Auge auf ein paar ſtaarähnliche Vögel oder auf ein vereinſamtes Exemplar jener Kibitzart, die ich ſchon in den Pampas von Buenos Ayres gefunden und

die mich dort so manchmal durch ihr fatales und zudringliches Geschrei geärgert, wenn ich einen Hirsch oder anderes Wild anpirschen wollte. Sie sind hier auch eben so wenig scheu, als dort, und umkreisen den Reiter oft ganze Strecken weit. Nur einmal sah ich ein paar große, graue Sumpfvögel mit schnepfenartigem, vorn gebogenem Schnabel, die aber ebenfalls ruhig dicht neben den vorbeitrabenden Pferden sitzen blieben.

Es ist für mich etwas Trauriges und Oedes, so ein wildleeter Wald, und ich könnte mich nie wohl und glücklich darin fühlen.

Mein Führer ärgerte mich indessen, indem er jeden uns Begegnenden anhielt und lange Besprechungen mit ihm pflegen wollte. Er gab vor, er erkundige sich nur nach dem Stand der Dinge der „otra banda," wie Patagonien auf dieser Seite der Cordilleren genannt wird. Ich machte dem aber bald ein Ende, denn wir kamen dabei nicht von der Stelle. Wir erreichten auch in der That nicht das Nachtquartier, das ich mir gesteckt, sondern mußten bei einem alten, sauertöpfischen Chilenen übernachten, der uns draußen vor dem Hause schlafen ließ und nicht das Geringste zum Imbiß anbot. Zur Ehre der Chilenen muß ich aber hinzufügen, daß solche Ungastlichkeit keines-

wegs in ihrem Charakter liegt und dieſer Burſche auch deßhalb in der ganzen Gegend berüchtigt war. Ganz ſein Gegenſatz war auch ein Landsmann von ihm, deſſen Haus wir am andern Abend erreichten und dem ich einen Brief von ſeinem Bruder in Valdivia mitbrachte.

Wenn ich ſein eigener Bruder geweſen wäre, den Don Fernando Acharan in zehn Jahren nicht geſehen, ſo hätte er mich nicht herzlicher aufnehmen können, und ich brachte ihn kaum zum Niederſitzen, ſo flog er herum und beſann ſich nur immer noch auf etwas Anderes, was er herbeibringen könne. Er ruhte auch nicht, bis ich ihm verſprach, den nächſten Tag, gerade den Charfreitag, bei ihm auszuruhen, was ich endlich, wenn auch nicht gern, zugeſtand, weil mein Führer ebenfalls ſein Gewiſſen vorſchützte, das ihm verbiete, an dieſem Tage zu reiſen. Dergleichen Burſchen denken nur bei paſſenden Gelegenheiten an ihr Gewiſſen, denn bei Don Fernando fand er reichlich und gutes Eſſen und vortreffliche Tſchitſcha (den alſo genannten Apfelwein dieſer Gegenden).

Uebrigens war das Wetter auch noch vortrefflich und der Himmel vollkommen wolkenrein,

ſo daß mit dem Aufenthalte eines Tages Nichts verloren ſchien.

Unfern von Don Fernando's Wohnung, etwa eine Stunde Weges, lag die erſte Lagune, Ranco genannt, und wir ritten bei dem wundervollſten Sonnenſchein hinüber. Der ganze Weg lag durch dichten Wald mit herrlichem Baumwuchs, und nur an einigen Stellen hatten wir die bitterböſe Kila zu paſſiren, die an manchen Stellen, beſonders auf feuchtem Boden, den Wald zu einer faſt undurchdringlichen Wildniß zuſammenſchlingt.

Dieſe Kila iſt ein Rohr, dem amerikaniſchen Cane nicht unähnlich, faſt wie eine dünne Bambusart, aber nicht hohl, ſondern mit einem feſten und harten weißen Mark gefüllt. Ihre Dicke iſt verſchieden, doch ſcheinen die Halme nicht ſtärker als etwa anderthalb Zoll im Durchmeſſer zu werden, während ſich zahlloſe bindfadenähnliche Pflanzenſchößlinge hindurchwinden und mit ihren faſt unzerreißbaren Trieben den Wanderer zur Verzweiflung bringen.

Der Weg nach der Lagune war allerdings von dieſen Hinderniſſen befreit, und bald lohnte uns den kurzen Ritt das herrlichſte landſchaftliche Bild, an dem mein Auge ſeit langer, langer Zeit gehangen.

Vor uns, ein blitzender, blauer weitgedehnter See, lag, im vollen Sonnenlicht, die wundervolle Ranco-Lagune, aus deren zitternder Fluth ſich zahlreiche, grün bewaldete Inſeln erhoben. Den Hintergrund bildeten dazu die, hier ebenfalls bis in die Gipfel bewaldeten Cordilleren, und vollblühende Myrthen-Büſche neigten ſich an beiden Seiten von dem Punkte, wo wir hielten, zu dem ſandigen, ſauber gewaſchenen Strande nieder, an dem herauf gerade ein paar braune Indianer angeſprengt kamen.

Dort drüben, vom klarſten Sonnenlicht beſchienen, lag auch der Paß, den ich überſchreiten mußte, und dahinter die weite Pampas mit ihren Rudeln von Guanacos, Hirſchen und Straußen und wilden Horden kriegeriſcher Indianer, ſo daß mir das Herz ordentlich ſehnſüchtig ſchlug und ich die Zeit nicht erwarten konnte, in der ich zuerſt in das neue tolle Leben eintauchen mochte.

Gegen Abend ritten wir erſt wieder zurück, und ich behielt noch Zeit genug, Don Fernando's „chagra" ein wenig genauer in Augenſchein zu nehmen. — Der Haupt-Ertrag dieſer Landwirthſchaften, die hier im Innern liegen, iſt Vieh- und Pferdezucht und Käſe-Fabrikation. Eine bedeutende Quantität von Käſen, die in Form und

Geſchmack viel Aehnlichkeit mit dem amerikaniſchen Western reserve cheese haben, wird hier angefertigt und auf Maulthieren nach Valdivia geſchafft, um von dort wieder nach dem Norden verſchifft zu werden. Der Käſe bildet auch in der That einen Haupt-Ausfuhr-Artikel der ganzen Provinz Valdivia. Außerdem wird noch Weizen und Gerſte gebaut, und Tſchitſcha aus den in Unmaſſe wachſenden Aepfeln gewonnen.

Und woher kommen überhaupt dieſe Aepfelbäume, die nicht allein in Chile überall im Walde zerſtreut gefunden worden, ſondern auch bis weit nach Patagonien hinreichen. Die Anſiedler glauben, daß ſie zuerſt von den Spaniern herübergebracht wurden, die ja auch manche andere Früchte, wie z. B. Getreide und Wein, nach Peru getragen haben. Die Verbreitung des Apfelbaums in dieſen Landſtrichen iſt mir aber dafür zu bedeutend, und ich glaube faſt, daß der Apfel dem Lande ſchon eigenthümlich war, als es die Spanier zuerſt fanden. Und weßhalb auch nicht? — Chile iſt außerdem ſehr arm an wilden Früchten, von denen doch jedes Land einige hat, und wie ſich die Brombeere faſt in allen Ländern der Erde wild findet, konnte hier eben ſo gut der Apfel heimiſch ſein. Es bleibt wenigſtens unwahrſchein-

lich, daß er ſo häufig in dem wilden Patagonien ſteht, das von den Spaniern nur ſehr ſelten, und dann immer in bewaffneten Scharen kämpfend durchzogen wurde.

Die Aepfelbäume, ſo manche Frucht ich auch von ihnen gepflückt, haben mich aber doch auch oft ſchwer geärgert, denn wo ſie am Wege ſtehen, faſſen ſie mit ihren hart-knorrigen zähen Aeſten überall den Reiter, der alle nur erdenklichen Kunſtſtücke nöthig hat, ihrem Griffe auszuweichen und zu entgehen.

Viele Deutſche in der Nähe von Valdivia haben ihre Felder ganz nach alter deutſcher Sitte urbar gemacht, und mit wahrhaft eiſernem Fleiß auch die letzten Baumſtümpfe ausgerodet, ehe ſie daran dachten, den Pflug einzuſetzen. Hier, mehr im Lande drin, macht es ſich der Chilene bequemer und behandelt ſein friſch urbar gemachtes Land ähnlich wie die Amerikaner, indem er die großen Bäume einriegelt und dadurch tödtet, und es der Zeit überläßt, ſie gelegentlich umzuwerfen. Wo die Bäume nicht *zu* dicht ſtehen, iſt es auch, *meiner* Meinung nach, das ganz richtige Princip, denn es wird dadurch viel Arbeit geſpart, und durch die ſtürzenden Bäume lange nicht ſo viel verdorben, als eben der Arbeiterlohn koſtet, ſie

von vorn herein aus dem Wege zu ſchaffen. Sind ſie ſpäter abgeſtorben und dürr, ſo verbrennen ſie ſo viel raſcher, und es kann dann leicht damit aufgeräumt werden.

Die Pferdezucht iſt hier nicht unbedeutend, und die Thiere finden überall, theils in den natürlichen Pampas, theils in ſogenannten Quemados, wo der Wald abgebrannt wurde, vortreffliche Weiden. Zahlreiche Stellen habe ich auch, ſowohl in der unmittelbaren Nähe Valdivias, als weiter im Walde drin, gefunden, die in früheren Zeiten jedenfalls einmal urbar gemacht waren, und jetzt nur ſo viel üppigeren Aufwuchs junger Bäume zeigen. Der gänzliche Mangel alter, verwitterter Stämme verräth dieſe am Beſten, und ſie umgeben nicht ſelten ſo dicht einen ausgedehnten Weidegrund, daß der hindurchgehauene Pfad nur abgeſperrt zu werden braucht, um die Thiere vollkommen und ſicher einzuſchließen. Durch das Dickicht können ſie dort an keiner Stelle brechen.

Mein Burſche feierte indeſſen den Charfreitag, indem er ruhig im Schatten und auf dem Rücken im Freien lag, ſeinen Gedanken Audienz gab, meinen Tabak dazu rauchte und Don Fernando's Tſchitſcha trank. Fleiſch wollte er aber doch nicht eſſen, das der gaſtfreie Chilene für mich allein

hatte bereiten lassen, denn er meinte schmunzelnd, ich sei ja doch nun einmal kein Christiano, und könnte wenigstens von meinen Sünden einen nützlichen Gebrauch machen und mich zu der vor mir liegenden Reise stärken.

Am nächsten Morgen hatte er aber mit Tagesanbruch Kaffee bereitet; die Pferde wurden aus dem Portrero heraufgebracht, unser Packthier geladen, und er begleitete uns noch ein weites Stück in den Wald hinein, uns das Geleit zu geben. Als er, etwa um 12 Uhr, Abschied von uns nahm, vermißte ich mein Teleskop, das ich in seiner Wohnung richtig vergessen hatte. Senor Acharan wußte aber recht gut, wie nothwendig ich das Teleskop in den Pampas brauchen würde, und ohne ein Wort weiter zu sagen, warf er sein Pferd herum, galoppirte den ganzen langen Weg zurück, und sandte, daheim angekommen, ohne Weiteres den Mayordomo mit dem Vergessenen hinter uns her. Wir selber hielten keinen Augenblick an, sondern verfolgten unsern Weg um die Ranco-Lagune, jetzt eine Strecke selbst in der Lagune hin, wo das Wasser, wohl eine halbe Stunde weit, den Pferden bis unter den Bauch ging, jetzt häßliche Hänge, durch Kila, Myrtenbüsche und Fuchsien hinauf- und

hinabkletternd, kreuzten den Lisén, einen tiefen Bergstrom mit reißendem Wasser, erreichten wieder ebenes Land, passirten mehrere Indianer-Hütten, und hielten endlich, etwa 5 Uhr Nachmittags, auf einem vortrefflichen Weideplatze für die Pferde, wo ein Halb-Indianer seinen kleinen Rancho aufgeschlagen hatte, um sich dicht daneben eine größere und etwas bequemere Hütte zu bauen und das Land urbar zu machen.

Noch hatten wir aber den, durch den schlechten Weg warm gewordenen Thieren die Sättel nicht abgenommen, als auf keuchendem Rappen der Mayordomo neben uns hielt und mir das vergessene Teleskop brachte. Der Mann war den Weg, zu dem wir den ganzen Tag gebraucht, in drei und einer halben Stunde herübergejagt, und sein armes Thier hatte meine Vergeßlichkeit büßen müssen. Er schien übrigens nicht das Geringste darin zu finden, und ritt noch an dem nämlichen Abend zu der nächsten Indianer-Hütte zurück, die am Wege lag, um am nächsten Morgen wieder heimzukehren.

Der Abend war wundervoll, aber — der Wind drehte sich nach Norden; mein Führer machte ein sehr bedenkliches Gesicht und sah häufig nach den Wolken hinauf, die sich höher und höher thürm-

ten, und ich ſelber traute dem Wetter ebenfalls nicht. Außerdem war es die erſte Nacht, die wir im Freien campiren mußten, denn unter dem kleinen Dache lag der Halb-Indianer mit ſeiner Familie und ſeinen Hunden, und es war kein Raum mehr für uns darunter. Ich ſtellte alſo, ſo weit das anging, ein nothdürftiges Lager für mich her, indem ich meine dickſte Satteldecke an den nächſten Büſchen befeſtigte, wickelte mich in meine Ponchos und ſchlief, mit dem Kopfe auf dem Sattel, wie ſchon ſo manche Nacht vorher, ruhig ein.

Der Nordwind hatte aber nicht umſonſt gedroht. Um neun Uhr etwa fielen die erſten Tropfen, dann ſetzte es ein Wenig aus, und um zwölf Uhr etwa goß es, was vom Himmel herunterwollte. Für uns gab es aber freilich keinen andern Rath, als auszuharren und ſtill zu liegen, denn man macht das Uebel ſonſt nur noch viel ärger. Als ſich das Wetter am nächſten Morgen wieder aufklärte, war ich vollkommen zufrieden, rang meine Decke aus, packte mit meinem Führer unſer Thier, ſattelte auf und ritt eben weiter. Ich war etwas feucht geworden, und das muß man ſich im Walde draußen gefallen laſſen; wußte ich doch auch noch von Ecuador und Peru her kaum, wie einem recht trockenen Menſchen zu Muthe war.

Von hier bog unſer Weg wieder durch weite prächtige Ebenen, hier und da von kleinen Farmen oder Chagras beſiedelt, und wir ließen unſere Thiere deßhalb auch beſſer austraben. Der Himmel gefiel mir freilich noch immer nicht, denn wenn ſich auch der Wind nach Weſten gedreht hatte, zogen ſich doch lange lichte Wolkenſtreifen von Nord nach Süd, und ich kannte aus Erfahrung, was die bedeuten.

Heute ſollten wir übrigens einen der ſchlimmſten Ströme unſeres Weges kreuzen, den ſogenannten Pilian Leufu oder Teufels-Fluß, der, wie der Haſe unſeres alten Magiſter Martin, „ſeinen Namen mit Recht führt.“ Leufu iſt der Penguenchen-Name für Fluß überhaupt, Pilian oder Kilian iſt der Teufel oder der ſchwarze Jäger — jedenfalls eine Verwechſelung aus dem Freiſchütz.

Der Pilian ſpielt bei ihnen überhaupt eine nicht unbedeutende Rolle und hat ſeinen Hauptſitz in dem Krater des Villa-Rica-Vulkans, den auch deßhalb kein Fremder vor der Ernte beſteigen darf, weil „the gentleman in black“ darüber böſe werden könnte. Iſt die Ernte aber erſt einmal eingebracht, ſo ſchadet das weniger.

Etwa vier Uhr Nachmittags erreichten wir dieſen berüchtigten Strom, der ſo reißend iſt, daß

ſchon ſelbſt mancher Indianer ſeinen Tod darin gefunden hat, wenn er ihn, angeſchwollen, kreuzen wollte, und der Pilian darin iſt ſo leicht beleidigt, daß er bei dem geringſten Regen ſeine Fluthen donnernd und ſchäumend zu Thal wirft. Das Gefährliche in dieſem Strome ſind aber erſtlich die großen Steine und Felsblöcke, die ihn füllen, und die er ſich ſelber herabgewälzt hat, und dann ſein kalkartiges weißes und undurchſichtiges Waſſer, unter dem der Reiter die darunter verborgenen Hinderniſſe gar nicht ſehen kann, ſondern ſein Thier, auf gut Glück, gerade hindurch lenken muß. Nur die am Schlimmſten kochenden und ſprudelnden Stellen kann er vermeiden. Iſt er aber hoch, und verliert das Pferd den Fußhalt, ſo kann es in dem rauhen Geſtein ſelten wieder Boden finden; es wird eben mit fortgeriſſen, und geht gar nicht etwa ſo ſelten mit dem Reiter verloren.

Die weiße Farbe des Waſſers erklären ſich die dortigen Indianer ſehr leicht und einfach; ſie ſagen ganz ruhig: das komme von dem Schnee der Cordilleren her, und mein alter Kazike Kajuante ſah mich ſehr erſtaunt an, als ich ihn frug, weßhalb die anderen Flüſſe kein weißes Waſſer hätten.

Der Pilian Leufu war ſchon etwas, nach dem

letzten Regen angeſchwollen, wenigſtens im Steigen, aber wir kreuzten ihn noch ziemlich gut, denn die längere Trockenheit vorher hatte ihn ziemlich heruntergebracht. Gleich dahinter mußten wir dann noch durch einen anderen, faſt eben ſo reißenden Strom, den Witchi Leufu, der aber klares Waſſer hat, ſich gleich darauf mit dem Pilian Leufu vereinigt und mit ihm zuſammen in die öſtlichſte Lagune Mai Hue mündet. Nach einem halbſtündigen Ritt erreichten wir dann die letzten Hütten Chiles, die Wohnung des Kaziken Kajuante, wo wir zu übernachten beſchloſſen, um am nächſten Morgen in die Cordilleren ſelber aufzubrechen. In anderthalb Tagen konnten wir ſie überſteigen, dann hatten wir noch, nach einem halbtägigen Ritt, einen anderen böſen Fluß an der öſtlichen Seite, der bei trockenem Wetter aber ebenfalls keine Schwierigkeiten bot, und jedenfalls konnte ich in zwei bis zwei und einem halben Tage alle in der Regenzeit unpaſſirbaren Flüſſe hinter mir haben.

II. Die Hütte des Kaziken.

Die Hütte zeigte eben nicht viel Verſprechendes und keineswegs den Luxus an beſonderer Bequemlichkeit, den man eigentlich in einer Ka-

zikenwohnung hätte vermuthen ſollen. Die Wände dieſes Palaſtes beſtanden aus roh behauenen und ſchräg aufgeſtellten Planken, mit einem Binſendach und weder Thür noch Fenſter, denn als Eingang dienten eben ein paar der zurückgeſchobenen Planken, die Abends oder vielmehr Nachts wieder vorgehoben wurden, um den Hunden den allzu freien Eingang zu verwehren oder doch wenigſtens zu erſchweren — denn hinein kamen ſie doch.

Der alte Kazike Kajuante war übrigens nicht zu Hauſe, nur zwei kleine Burſchen in braunen Ponchos von vielleicht zwei und drei Jahren (der ältere war der Enkel und der jüngere der Sohn) ritten draußen Steckenpferd und warfen Bindfaden-Laſſos nach den Hühnern und Hunden, welche letztere uns mit einem wahren Heidenlärm empfingen.

Wo iſt der Kazike?

Tomando! lautete die Antwort, die ich aber damals noch nicht verſtand, wenn ſie mir auch bald nachher klar genug werden ſollte. — Tomando — im Begriff zu nehmen — aber was?

Tſchitſcha! — Aha, dachte ich, er wird ausgeritten ſein, ſich ein Faß Apfelwein zu kaufen, um einen Morgentrunk im Hauſe zu haben. Noch immer aber hielten wir, der indianiſchen Etiquette

gemäß, vor der Hütte auf den Pferden, denn man antichambrirt hier nur im Sattel. Mein Führer schien indessen einem zu uns herausgekommenen jungen Burschen unsere ganze Lebensgeschichte auf das Ausführlichste in der Sprache dieser Rothhäute zu erzählen. Dieser verschwand dann wieder in der Hütte, und wir — blieben sitzen.

Der Himmel hatte sich aber, schon ehe wir die Hütte erreichten, wieder ganz umwölkt, mein Compaß sagte mir, daß der Wind auf's Neue voll nach Norden herumgegangen sei, und es dauerte nicht lange, so schlugen die großen, schweren Tropfen auf uns nieder — und wir blieben sitzen.

Damit war mir aber nicht gedient; ich sprang aus dem Sattel, warf einen meiner Ponchos darüber und führte mein Pferd unter den nächsten, noch dicht belaubten Apfelbaum, hing dann den andern Poncho um und setzte mich auf einen umgestürzten Trog, die Entwickelung dieser etwas lästigen Etiquette abzuwarten.

Dicht neben der Wohnung des Kaziken stand noch eine kleine, erbärmliche Hütte, in der zwei chilenische Familien wohnten. Die eine von den Frauen, die trotz der Nähe aller Flüsse und La-

gunen Waſchwaſſer jedenfalls nur dem Namen nach kannte, kam zu uns heraus und brachte mir eine Schüſſel Kartoffeln in der Schale, wofür ſie ſich etwas Achi (rothen ſpaniſchen Pfeffer) ausbat und ſich zugleich theilnehmend erkundigte, ob ich auch mit Tabak verſehen ſei. Ich gab ihr Etwas von Beidem, denn umſonſt darf man unter dieſen Kindern der Natur Nichts erwarten. Während ich aber noch die Kartoffeln im Regen verzehrte, denn ich hatte den ganzen Tag noch keinen Biſſen gegeſſen — kam der Burſche aus dem Hauſe zurück, und mein Führer erklärte mir jetzt, daß wir eintreten könnten: die Wohnung ſtände zu unſerer Verfügung.

Das war wenigſtens Etwas. Wir ſattelten raſch ab, daß Ladung und Reitzeug in's Trockene kamen; mein Führer nahm mit Hülfe des Burſchen die indeſſen vollſtändig abgekühlten Thiere in den nächſten Cerco oder Weideplatz, und ich ſelber betrat aus dem jetzt niederfluthenden Regen heraus das Haus, das ich — wie ich damals freilich glücklicherweiſe nicht ahnte — Wochen lang bewohnen ſollte.

Der innere Raum mochte ungefähr zwanzig Fuß Tiefe und fünfundzwanzig Fuß Breite haben. In der Mitte war ein großes Feuer angeſchürt,

das seine Funken zu dem mit schwarz glänzendem Ruß überzogenen Kilaboden hinauffandte. An der rechten Seite waren einige rohe, mit Fellen gedeckte Bettgestelle aufgeschlagen, links standen ein paar trockene Ochsenfelle mit, wie ich später fand, Weizen gefüllt, und verschiedene kleine Schichten von Schaffellen verriethen die Stätten, wo Abends an der Erde die verschiedenen Betten aufgeschlagen wurden. Im ganzen Hause herum hingen dazu an befestigten und grau geräucherten Stecken Sättel, Zäume, Lassos und Ueberhosen von roh gegerbter Haut. Selbst ein Fischnetz war in der einen Ecke untergebracht, und das Ganze glich auf ein Haar einer schmutzigen Rumpelkammer, in der seit Jahren nicht aufgeräumt worden.

Die lebenden Bewohner der Hütte, das heißt die sichtbaren, nahmen aber bald meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch, und ich fand, daß die jetzt anwesende kazikliche Familie aus der alten Dame des Hauses bestand — einem so schmutzigen Geschöpf, wie ich es je gesehen —, dann aus zwei ganz kleinen Kindern, die sich in der Asche herumwälzten, zwei größeren Mädchen von vielleicht sieben bis acht Jahren, der Kronprinzeß, die etwa achtzehn zählen mochte und dick und fett

war, einer jungen Frau mit zwei anderen Kindern, einem Manne, der in der Ecke auf dem Bette lag und krank schien, drei Chilenen, die an der linken Seite des Feuers saßen, und außerdem aus zehn Hunden, fünf Katzen, drei Enten, einer Truthenne mit sieben Jungen und sieben oder acht Hühnern.

Die Katzen lagen in der warmen Asche, die Hunde visitirten theils die Kochtöpfe, theils unser Gepäck, die Hühner waren, nach ihrer Art, überall, und nur die Enten schienen zeitweilig geduldet zu sein; denn wenn einer der Hunde — was fortwährend vorfiel — Hiebe bekam, gingen sie jedesmal in ordentlicher Reihe schnatternd zur Thür hinaus — kamen aber auch eben so geschwind wieder herein.

An Gesellschaft fehlte es also nicht; die Hütte war aber nach stillschweigender Uebereinkunft so abgetheilt worden, daß die Familie und überhaupt alle später hinzukommenden Indianer auf der rechten Seite des Hauses blieben, während die Chilenen, welche sich dort ebenfalls als Gäste befanden, die linke occupirten. Auf dieser hielten wir uns deßhalb ebenfalls, schichteten unser Gepäck, so eng es ging, zusammen, hingen Sättel und Zäume außer dem Bereich

der Hunde und Ratten, und kauerten uns dann zum Feuer nieder, wo ein paar junge Mädchen uns ſchon ein paar Sitze durch niedere, mit Schaffellen belegte Bänke hergerichtet hatten.

Draußen peitſchte indeſſen der Regen auf's Dach, es war dazu dunkel geworden und der Platz hier im Innern ſo ungemüthlich, wie er möglicherweiſe ſein konnte. Aber was half's? Ich war ja auch darauf vorbereitet, ein wildes und rauhes Leben zu führen, und daß es hier beginnen müſſe, hatte ich vorher gewußt.

Glücklicherweiſe lag trockenes Holz genug im Hauſe, mit dem wir nichts weniger als ſparſam umgingen. Dann ſtopfte ich mir meine Pfeife (Cigarren ſind zu fein für einen ſolchen Platz), lehnte mich an einen der Strebebalken und blies den blauen Rauch reſignirt in den andern Qualm hinein.

Mir gegenüber ſaßen die weiblichen Bewohner der Hütte, die Frau des Kaziken (denn dieſe Indianer gehören wenigſtens dem Namen nach dem Chriſtenthum an, und ſebſt die Kaziken haben nur Eine Frau), die älteſte Tochter, die Schwägerin derſelben und drei junge Dinger, reifende Backfiſche. Die drei erwachſenen Damen waren dabei vollkommen gleich gekleidet, und beſonders

fiel mir ein Perlenſchmuck auf, den ſie um die Stirn wie ein Diadem trugen. Es war ein ſchmales, etwa zwei Zoll breites Band, auswendig mit Perlen in einander liegenden Dreiecken geſtickt, von denen immer das mittelſte aus weißen Perlen beſtand. Bei der ungewiſſen Beleuchtung ſah es denn auch in der That ſo aus, als ob ſie alle ſchmale Kronen trügen, und ich glaubte damals, daß dies vielleicht eine Auszeichnung der Kaziken-Frauen ſei, eine Art von Kopf-Orden, den die Männer verdient oder nicht verdient hätten, und der in einem der europäiſchen Cultur vorausgeeilten Zuſtande auch auf das ſchöne Geſchlecht überginge — eine Sache, zu der wir es in Deutſchland auch noch einmal bringen werden. Später ſah ich, daß ich mich darin geirrt, denn jedes alte Weib in der ganzen Nachbarſchaft trug den nämlichen oder einen ganz ähnlichen Schmuck, der ihnen übrigens in den ſchwarzen Haaren gar nicht ſchlecht ſtand.

Die Kaziken-Tochter war ein recht hübſches Mädchen, vielleicht ein klein Wenig zu fett, aber mit einem runden, gemüthlichen Geſicht, das recht gut einem deutſchen derben Bauernmädchen hätte gehören können. Sie trug dazu um den Hals eine wahre Unzahl von Perlſchnüren, die wenig-

ſtens vier oder fünf Pfund wiegen mußten; ſchon ein werthvoller Schmuck, wenn man berechnet, daß das Pfund in Valdivia einen Dollar koſtet.

Die Tracht der Frauen iſt einfach, praktiſch, kleidſam und züchtig. Sie tragen eine Art Rock von blauem Tuch, der bis auf die Knöchel hinabgeht und über die rechte Schulter hinüber, aber dicht unter dem linken Arme hindurch geht. Er bedeckt dadurch vollkommen die Bruſt, läßt aber den linken Arm frei und nackt, da ſie deſſen ungehinderte Bewegung zu ihrer Spindel brauchen.

Ueber dieſen Rock tragen ſie dann noch eine Art Schultertuch, faſt wie die Mädchen der Südſee, aber ebenfalls von dem dunkeln, blauwollenen Stoffe, das ihre Arme vollſtändig bedeckt und ſie warm hält. Die Haare hält das Stirnband zuſammen, doch flechten ſie dieſelben auch noch in zwei bis unter die Schulterblätter reichende Zöpfe, die aber unten ſtets offen ſind. Natürlich gehen ſie barfuß.

Die Männer gehen eben ſo einfach gekleidet. Sie haben dunkelblaue, eng anliegende Hoſen, ein Tuch um die Hüften, wie der Pareu der Südſee oder der Sarong Javas, und den Poncho. Um die langen, ſchwarzen und ſtraffen Haare binden ſie ein dunkles, ſchmuckloſes Band; die Füße ſind

nackt, und ſteigen ſie zu Pferde, ſo ſchnallen ſie die Sporen eben an den nackten Fuß.

Merkwürdigerweiſe iſt die Hautfarbe aller dieſer Indianer, nur mit Ausnahme Einzelner, die aber wahrſcheinlich weiter vom Süden ſtammen, außerordentlich hell. Sie ſind kaum um einen Schatten dunkler, als die Chilenen, und nur die Geſichtsform trägt ganz den Typus des nordamerikaniſchen Indianers. Ich habe Indianer hier geſehen, die neben einem richtigen ſonnverbrannten deutſchen Bauer hätten für weiß gelten können.

Heute Abend blieb mir aber nicht mehr Zeit zu weiteren Betrachtungen, denn ein wilder Schrei, der plötzlich von außen in unſere ſtille Hütte tönte, ſtörte Alle auf. „Der Kazike!“ ſagte der eine der Chilenen, und die Frauen ſchürten das Feuer heller und breiteten ein paar Felle und einen Poncho darüber an der anderen Seite aus. Draußen in der ſtockfinſtern Nacht klapperten die Hufe eines Pferdes, wieder der Schrei, der aus gar keiner menſchlichen Kehle zu kommen ſchien, dazu das laute Gebell oder vielmehr Geheul der Hunde, und während das einfache Bret umfiel, welches zum Theil die Thür bildete und draußen

in den Schlamm patschte, füllte die breite, kräftige Gestalt des alten Kaziken den Eingang.

Dort blieb er etwa eine halbe Minute stehen und stierte mit seinen glanzlosen, trunkenen Augen rund um das Feuer herum. Uns Fremde schien er aber doch dabei bemerkt zu haben, denn er raffte sich plötzlich zusammen, that ein paar feste Schritte vorwärts, erreichte einen ihm rasch hingeschobenen Sitz und starrte dann wohl eine Viertelstunde lang, ohne ein Wort zu sprechen, die beiden Hände auf die nassen Kniee gestützt, finster in die vor ihm aufzüngelnde Flamme.

Seine Frau bog sich jetzt zu ihm nieder und meldete ihm wahrscheinlich officiell unsere Anwesenheit, ohne daß er jedoch auch nur durch ein Zeichen verrieth, er höre, was sie ihm sage. Endlich stammelte er einige Worte, und ich wurde bedeutet, daß ich vortreten solle. Der Kazike wolle mich begrüßen.

Natürlich folgte ich ohne Weiteres dem Befehle und blieb vor dem alten Indianer stehen, der mich einen Moment von Kopf bis zu Füßen betrachtete. „Aleman?“ fragte er dann mit etwas schwerer Zunge. — „Si“! — „Bueno!“ Die Deutschen sind bei den Indianern nicht ungern gesehen, und er reichte mir seine nasse Hand (der

ganze Mann troff noch von dem draußen niederfluthenden Regen), die ich ihm derb schüttelte. Augenscheinlich wollte er noch irgend Etwas sagen, aber es mochte wohl nicht recht gehen; er fühlte vielleicht, daß er sich möglicherweise eine Blöße geben könne, und brach die Audienz kurz ab. Er zog seine Hand zurück, winkte mir huldvoll und nicht ohne Würde, daß ich mich entfernen könne, und stierte wieder schweigend vor sich nieder.

Das dauerte aber nur ganz kurze Zeit; denn mit unglaublicher Geschwindigkeit hatte die Familie einen Poncho vor das schon hergerichtete Lager gespannt, der ihn, von unserer Seite aus, jedem neugierigen Blicke entzog; der Kazike machte blos eine halbe Wendung rechts und schien dann sanft und selig eingeschlafen, denn er rührte und regte sich nicht weiter.

Uns blieb ebenfalls Nichts weiter übrig, als unser Lager zu suchen; denn das Feuer brannte nieder, durch die überall klaffenden Spalten der Hütte zog der kältende Wind, und nach sechs, sieben Pfeifen schmeckte mir selbst der Tabak nicht mehr. Die Chilenen hatten sich überdies schon ihr „Bett" hergerichtet, und ich that jetzt dasselbe, nahm ein paar Schaffelle des Packsattels als Pfühl, breitete eine Satteldecke darüber, nahm

die andere und meine beiden Ponchos zur Zudecke, schob den Sattel unter den Kopf und hielt, alter Erfahrung gemäß, meinen Ueberzieher bereit, ihn nöthigenfalls über das Gesicht zu decken — und wie hatte ich ihn nöthig!

Der Platz war durch die vielen Gäste, Inwohner und Hunde der Hütte sehr beschränkt, und da die Chilenen, eben so wie die Nord-Amerikaner, die liebenswürdige Angewohnheit haben, den Platz, wo sie sitzen, durch Spucken immer in eine ekle Pfütze zu verwandeln, so hatte ich mir die entfernteste Ecke ausgesucht, mein Lager dort aufzuschlagen. Mit den Eigenthümlichkeiten der Hütte aber noch nicht bekannt, war ich unglücklicherweise unter eine innere Dachtraufe gekommen, die ihre schweren Tropfen unerbittlich auf meinen Kopf niedersandte. In der Stockdunkelheit ließ sich indeß das Lager für diese Nacht nicht mehr verändern, ich mußte aushalten, zog mir also meinen Ueberrock über den Kopf, den Regen aufzufangen, schloß die Augen, und wäre augenblicklich, meiner Gewohnheit nach, eingeschlafen, hätte mich nicht noch einer der Chilenen, ein sogenannter Capitano de amigos, die gewissermaßen als Spione zwischen den Indianern leben, durch sein Geschwätz wach gehalten. Er erzählte von

ſeinen unzähligen Löwenjagden, ſprach unaufhörlich von ſeiner Geiſtesgegenwart und Behendigkeit, und redete noch immer allein fort, als die Anderen ſchon ſämmtlich um ihn her ſchnarchten. Auch ich ſchlief endlich ein und hörte nur noch in einem halben Traume, wie er etwa den ſiebenundzwanzigſten Löwen auf einen Baum jagte und dann, ich weiß nicht mehr, was, that.

Und was für ein Regen in dieſer Nacht! Ein paar Mal wachte ich auf und hörte den Wind draußen heulen und toben, hörte die Waſſer des nicht einmal nahen Fluſſes rauſchen und fühlte das ganze Elend meiner Lage in dem Privatguſſe, den ich auf mein hartes Bett bekam. Hielt der Regen an, grübelte ich weiter, ſo war es faſt unmöglich, daß wir den nächſten Tag reiten konnten; und noch einen ganzen Tag in dieſer Hütte verbringen? Ich glaubte wahrhaftig ſchon, ich müßte verzweifeln — ich wußte damals noch gar nicht, was ein Menſch aushalten kann — wenn er muß.

Am nächſten Morgen war ich mit Tagesanbruch auf, und noch immer goß es; der Wind hatte ſich aber mehr nach Weſten gedreht, die Wolken fingen an, ſich zu theilen, und es ſah aus, als ob es ſich den Tag über aufklären könne.

Mein Führer nahm die Sache kaltblütiger; er blieb ruhig unter seinen Decken liegen, und als ich ihn endlich wach rüttelte und ihm sagte, daß wir aufbrechen wollten, sobald es mit Regen nachließe, erklärte er mir sehr ruhig und entschieden, daß heute gar kein Gedanke daran sei, indem die Flüsse viel zu sehr angeschwollen wären, und jedenfalls erst wieder ein Wenig ablaufen müßten.

Ich glaubte ihm nicht, denn er war ein nichtsnutzig fauler Gesell, dem Nichts erwünschter kam, als ein sogenannter Ruhetag. Die Chilenen aber, die ich darum befragte, und welche die Umgegend genau kannten, bestätigten seine Worte vollkommen. Der Fluß, den ich an dieser Seite der Cordilleren von hier ab sieben Mal aufwärts kreuzen mußte, sei fast so schlimm wie der Pilian Leufu, ein wahrer Teufel, wenn angeschwollen, mit einer reißenden Strömung, und dazu voll mächtiger Felsblöcke, zwischen denen hin an ein Schwimmen gar nicht zu denken sei. Zum Ueberfluß erzählten sie mir auch noch ein paar Mordgeschichten von verschiedenen Indianern, die den Uebergang hatten erzwingen wollen und dabei verunglückt seien, und riethen mir dann, meine Zeit ruhig abzuwarten, denn erzwingen ließe sich einmal die Sache nicht. Ueberdies befände ich

mich ja hier noch unter Christianos und sei gut aufgehoben; was wollte ich also mehr?

Sie selber hatten ebenfalls heute, in das flache Land zurück, aufbrechen wollen, und konnten eben so wenig fort wie ich, denn der Pilian Leufu tobte, daß man es hier im Hause hören konnte. Der ließ weder Pferd noch Menschen durch, wenn er einmal seine tolle Laune hatte.

Schöne Aussichten! ich zündete mir in Verzweiflung wieder meine Pfeife an und setzte mich zum Feuer nieder, an dem mein dickes Indianer-Mädchen emsig beschäftigt war, Kartoffeln zu braten und einen Topf zum Sieden zu bringen.

Mein alter Kazike hatte indessen noch ruhig fortgeschnarcht, um den gestrigen Rausch ganz auszuschlafen; durch unser Sprechen war er aber ebenfalls munter geworden, richtete sich auf, schüttelte sich die langen schwarzen Haare aus der Stirn, sah einmal nach dem Wetter und ließ sich dann am Feuer nieder, an dem er eine Weile schweigend saß.

Endlich redete er meinen Führer in seiner Sprache an, und daß sich die Unterhaltung auf mich bezog, hörte ich aus dem oft vorkommenden Wort Aleman. Alle diese wilden Stämme, sei es in Amerika, Asien, Australien oder Afrika, sind

nämlich in ſehr erklärlicher Weiſe genöthigt geweſen, eine Unzahl von Fremdwörtern in ihre Sprachen aufzunehmen, da ſie eine Maſſe Dinge kennen lernten, für die ſie ſelber nicht einmal einen Namen hatten, und deren Benennung ſie deßhalb auch beibehielten, wie ſie ihnen gebracht wurde.

Uns Deutſchen iſt es mit vielen Sachen nicht beſſer gegangen, wie z. B. mit den Wörtern Thee, Ananas, Tabak, Orang-Utang ꝛc. ꝛc. Die Nation, die den Eingeborenen eines fremden Landes zuerſt das Neue brachte, überlieferte ihm auch zugleich das Wort dafür, wie wir es am Deutlichſten im oſtindiſchen Archipel ſehen, wo die Fremdwörter getheilt portugieſiſchen, ſpaniſchen, holländiſchen und ſelbſt engliſchen Urſprungs ſind. Dieſe Indianer aber, die bis jetzt faſt nur mit den Abkömmlingen der ſpaniſchen Race in Berührung kamen, haben deßhalb auch nur ſpaniſche Fremdwörter aufgenommen, die ihrer eigenen Sprache jetzt vollkommen einverleibt ſind.

Mein Führer, der ruhig zuhörte, bis er geendet hatte, wandte ſich dann an mich und überſetzte mir, der Kazike ſage: das Wetter ſei viel zu ſchlecht, als daß ich jetzt weiterreiſen könne. Ich ſolle aber nur ruhig bei ihm bleiben, er würde

mich gern im Hause behalten, und mir dann, wann die Flüsse gefallen wären, auch noch einen Brief an den nächsten Kaziken der Otra-Banda mitgeben, der mir dort ebenfalls freundliche Aufnahme sichere. Heute aber, da wir nichts Besseres zu thun hätten, wollten wir einmal hinüber reiten und ein paar gute Freunde von ihm besuchen, die ganz vortrefflichen Tschitscha hätten.

Jetzt mußte ich mich auch noch bedanken, daß ich längere Zeit in einem schauerlichen Loche zubringen durfte, und der Alte mich nicht im Regen hinaus vor die Thür setzte. Er meinte es aber doch gut und bot mir ja Alles, was er selber hatte, zur Mitnutznießung an, wußte aber auch sehr wohl dabei, daß das nicht so ganz umsonst geschehen würde, wenn er auch nicht das Geringste selber dafür forderte. Mein Führer gab mir übrigens einen vollkommen deutlichen Wink, daß jetzt die passende Zeit gekommen sei, ein paar kleine Geschenke anzubringen, und als ich an meinen Ledersack ging, das Betreffende heraus zu nehmen, setzte sich der Kazika Kajuante in Positur, um den „Tribut" würdevoll zu empfangen.

Uebrigens schienen seine Ansprüche nicht hoch gespannt. Ich gab ihm etwas Indigo, den ich schon vorher in kleine, etwa zwei Loth haltende

Tüten gebracht hatte, ferner etwas Tabak, den er mit besonderem Vergnügen betrachtete, dann noch ein buntes Tuch, der Tochter einige Glasperlen, und der alten Madame Kazike eine Scheere, und hatte mir damit die Herzen sämmtlicher Inwohner gewonnen. Außerdem entzückte ich den Kaziken auch noch durch eine Maultrommel, und sein Entschluß stand jetzt fest, daß ich mit ihm hinüberreiten solle, Tschitscha zu trinken.

Indessen wurde das Frühstück servirt. Das einzige Hausgeräth der Hütte bestand in einem hölzernen Kasten, der die wenigen Habseligkeiten der Familie in sich schloß und dabei zugleich als Tisch oder Stuhl diente, wie es die Umstände gerade erforderten. Auf diesem Kasten wurde servirt, das heißt ich aß, als ausgezeichneter Fremder, mit den Kaziken aus einem Troge, den uns die Tochter auf dem Kasten setzte. Man erwartete natürlich von jedem Gaste, daß er seinen eigenen Löffel und sein eigenes Messer mitbringen würde — Gabeln fielen natürlich nicht vor — und da ich mir Beides herbeigeholt, begannen wir, Jeder auf seiner Hälfte, den Angriff auf ein nicht unschmackhaftes Gericht von klein geschnittenen Kartoffeln und Fleischstücken. Gebratene Kartoffeln vertraten die Stelle des Brodes. Der Alte war

auch unendlich liebenswürdig; obgleich er ſich heute Morgens noch nicht — und geſtern wahrſcheinlich eben ſo wenig — gewaſchen hatte, griff er doch von Zeit zu Zeit mit den Fingern in den Trog, ſuchte ein recht gutes Stück heraus und ſchob es mir dann auf meine Seite. Natürlich mußte ich es eſſen, und manche andere kleine Annehmlichkeiten der Umgebung dienten ebenfalls nicht dazu, die Mahlzeit ſo recht appetitlich zu machen. Aber was half's! Ich biß die Zähne auf einander — war es doch nur auf kurze Zeit — verſchluckte meine Biſſen und ſtand endlich geſättigt von unſerem Kaſten-Tiſch auf. Was aber noch in der Schüſſel blieb, nahm der Alte einzeln mit den Fingern heraus und überreichte es, als ein Zeichen beſonderer väterlicher Zuneigung, ſeinen verſchiedenen Kindern, die dem bald ein Ende machten.

Sämmtliche zehn Hunde ſtanden während des Dejeuners mit offenen Mäulern um den Kaſten, und bekamen vorn von dem Alten Sehnen und Knochen, die er ſelber nicht beißen konnte, und hinten von den Kindern permanente Hiebe, an die ſie ſich aber nicht im Mindeſten kehrten.

Noch lagerten mit uns in der Hütte auf der indianiſchen Seite ein paar arme Indianer, weitläufige, arme Verwandte des Kaziken, die in der

Arbeitszeit für ihn arbeiteten, im Winter mit ihm faulenzten, und das ganze Jahr von ihm gefüttert wurden. Dieſe, wie die Chilenen, hatten ihre Tröge mit der nämlichen Koſt und ebenfalls immer zu Zweien vor ſich auf die Erde geſetzt bekommen und gaben die geleerten dann mit einem unausweichlichen Dios lo paga (Gott bezahl' es) zurück. Dios lo paga brauchte ich aber nicht zu ſagen, denn ich wußte recht gut, daß ich die Zeche noch auf Erden ſelber zu berichtigen hätte.

III. Tomando.

Die Verwandten des Kaziken hatten ſich nach dem Frühſtücke entfernt, um die Pferde herbei zu holen, und dieſe ſtanden denn auch bald darauf angebunden vor der Hütte, da mein alter Kajuante nicht gern die ſchöne Zeit verſäumen wollte. Ich ſelber konnte auch heute Nichts vornehmen, und wer wußte, ob ich jemals wieder im Leben ein ordentliches Tſchitſchafeſt der Indianer zu ſehen bekam! Jedenfalls war es den kurzen Ritt werth, und der Alte verſicherte mir feierlich, wir wären gewiß in einer Stunde wieder zurück. Er habe ſelber geſtern ein wenig zu viel getrunken und wolle heute ſolid leben.

Der Himmel hatte ſich indeſſen dicht umzo-

gen, und es fing schon wieder, zu meinem Schrecken, an zu regnen. Ich bekam aber ein braunes Pferd des Kaziken, ohne Sattel, vorgeführt, das statt des Zaumes ein in den Unterkiefer geknüpftes Band trug. Meinen eigenen Sattel mochte ich nicht gern auflegen, um ihn trocken zu halten, und saß dann bald mit unserer kleinen Cavalcade zu Pferde. Der Kazike voran, ich dicht hinter ihm, die Anderen in langer Reihe dem schmalen Pfade folgend, sprengten wir in voller Flucht auf dem bloßen Rücken der Thiere Berg auf und ab, der Tschitscha-Hütte zu, die ich mir eigentlich viel näher gedacht hatte. Der Regen schien ebenfalls darauf gewartet zu haben, bis er uns unterwegs wußte, und brach dann mit vollem Wetter los. Aber durch Busch und Dorn und kleine, angeschwollene Bäche ging's vorwärts, bis wir endlich offeneres Land erreichten und neben einander dahin jagen konnten. Niederes Buschwerk mit einzelnen Baumgruppen stand hier auf weichem, üppigem Grasboden, und noch weiter hin kamen wir plötzlich in Sicht der reizenden Mayhue-Lagune, die ihre grünen Fluthen schon von den Armen der Cordilleren umschlossen sieht.

Von der Landschaft ließ sich in dem grauen Unwetter freilich nicht viel erkennen, denn wie

durch ein Bindfadengitter ſchien die ganze Welt verſchleiert. Unſer alter breitſchulteriger Kazike dachte aber auch jetzt gar nicht daran, ſich bei landſchaftlichen Scenen aufzuhalten. Dort vor uns, gar nicht weit von dem Ufer des Sees entfernt, lag die Hütte, aus der wir ſchon den dicken trüben Qualm hervorwirbeln ſahen, und mit einem Jubelgeſchrei ſtieß er ſeinem erſchreckten Thiere die Sporen dermaßen in die Flanken, daß es mit einem einzigen Satze vom Boden emporſchnellte. Vorwärts ging es in voller Flucht, den letzten Hügel hinauf, und wenige Secunden ſpäter hielten wir, ſechs Reiter, in einer Linie auf unſeren dampfenden Thieren gerade vor dem niederen Eingange der Hütte, aus der heraus uns ein wüſter Lärm und warmer ungeſunder Dunſt entgegenquoll.

Im Innern der Hütte aber waren die heranklappernden Hufe auch nicht unbeachtet geblieben. Ein paar Köpfe fuhren zuerſt heraus — ſchmutzige gelbbraune Geſichter mit verwilderten Haaren und Augen, und dann ſchien ſich der kleine Raum zu leeren, denn zehn, zwölf Menſchen — ſie konnte kaum viel mehr halten — kamen heraus, um uns jauchzend zu begrüßen. Auch keinen trockenen Willkommen brachten ſie uns in dem naſſen Wetter,

denn Jeder von ihnen hielt wenigſtens ein altes ſchmutziges Kuhhorn in den Fingern, das mit einer trüben, grünlich gelben Flüſſigkeit gefüllt war und zuerſt, vielleicht in einer Art Etiquette, dem Kaziken geboten wurde. Drei, vier halbtrunkene Burſchen umdrängten aber indeſſen mein Pferd und bettelten mich, eines der ſchauerlichſten Exemplare von einem Chilenen zum Dolmetſcher, um Tabak an.

Glücklicherweiſe hatte ich ſchon früher andere Chilenen kennen gelernt, denn wäre ich ihnen hier zuerſt begegnet, ſo würde ich einen traurigen Begriff von ihnen bekommen haben. An den Grenzen der Civiliſation treibt ſich aber in allen noch halbwilden Ländern die Hefe der Bevölkerung herum, das, was ſie den Indianern durch Liſt oder Diebſtahl ablocken können, für alle Laſter der Civiliſation einzutauſchen. In Schmutz, Trunkenheit und Fluchen übertreffen ſie aber noch immer den rothen Sohn der Steppen, der nicht im Stande iſt, ihnen alle jene rohen, ekelerregenden Wörter ſo raſch und unaufhörlich nachzulallen — oder ſich vielleicht auch deren ſchämt.

Mir war der Geſell gleich vom erſten Augenblick an verhaßt; trotzdem aber, und obgleich ich mir außerdem lieber eine paſſendere Stelle aus-

gesucht hätte, meinen mitgebrachten Tabak zu vertheilen, als in dem fluthenden Regen, kam ich doch nicht los, ohne wenigstens Etwas herzugeben. Die Indianer begnügten sich dabei dankbar mit dem kleinsten Stück, das eben zu einer Papier-Cigarre ausreichte; der Chilene wollte immer noch mehr, und erst als er fand, daß er wirklich nicht mehr bekam, reichte er mir sein Tschitscha-Horn mit dem Labsal dar.

Das verweigerte ich allerdings, ein paar Indianer kamen aber ebenfalls gutmüthig mit ihren Hörnern auf mich zu, und diesen mußte ich endlich „Bescheid trinken" — eine auch bei ihnen gebräuchliche Sitte.

Brrrrrr! es war ein schauderhaftes Getränk, kalt, säuerlich, matt, und doch eine Menge faulen Fusel enthaltend, der dem Trinkenden nur zu leicht zu Kopfe steigt. Und dazu das schmutzige, ekelhafte Gefäß von diesen Gestalten und diesen Fingern dargereicht, aber:

Ein Reisender ist so gewohnt,
Aus Artigkeit fürlieb zu nehmen,

und ich war artig. Zur Belohnung wurde uns dann aber auch gestattet, abzusteigen, und den rohen Zügel meines Pferdes über den nächsten Zaun werfend, betrat ich jetzt zum ersten Mal

ein ächt indianiſches Gelage, das in ſeiner Art vielleicht einzig in der Welt daſteht.

Tſchitſcha, der gegohrene Saft armer, mißhandelter, geſchlagener, getretener, gequetſchter Aepfel, die es ſich vielleicht nie im Leben ahnen ließen, welch ein ekles, widerliches Gift ſie unter ihrer rothbackigen Schale trügen. Tſchitſcha! der Name ſchon allein verfolgt mich durch ganz Süd-Amerika, von Ecuador nieder, durch Peru, bis hier tief nach dem Süden von Chile herunter. Ob aus Zuckerrohr, Mais oder Aepfeln gebraut, der Trinkende nennt es Tſchitſcha und ſchwelgt in dem Genuß.

Aber immer noch zehntauſendmal lieber dieſe Tſchitſcha aus Aepfeln (Manſanen, ſagen die Deutſchen in Valdivia), als aus Mais, wo die ganze Nachbarſchaft erſt den Mais kaut und dann wieder in den dazu beſtimmten Topf ſpuckt, damit er ſchneller in Gährung übergehe. Der Leſer mag mir die ſchlichte Beſchreibung verzeihen, wenn ich es aber habe trinken müſſen, wird ihm das Leſen weiter keinen Schaden thun.

Die Mais-Tſchitſcha, die ebenfalls in ganz Süd-Amerika getrunken wird und das Gute hat, daß ſie zu jeder Zeit fabricirt werden kann, während die Aepfel nur ihre gewiſſe Zeit einhalten, hat

einige Aehnlichkeit mit der Cavawurzel der Südsee-Inseln, die bekanntlich auch erst gekaut wird.

Bei dieser Tschitscha geht es mir übrigens immer, wie bei manchen anderen dem Laien unbegreiflichen Dingen — ich begreife nämlich nicht, wie die Leute zuerst auf etwas Derartiges gekommen sind, und *wenn* sie darauf kamen, daß sie es nicht augenblicklich wieder aus dem Fenster warfen. Aber diesen Leuten scheint es ein wahrer Genuß, nur *betrunken* zu werden — durch welches Mittel, bleibt sich vollkommen gleich —, und irgend eine Flüssigkeit, die diesen Zustand nicht hervorbringen kann, verachten sie so weit, daß sie sich nicht einmal damit waschen mögen.

Und wie sah es im Innern dieser Hütte aus! Ich hatte im Anfang geglaubt, daß uns aus dem kleinen Raume, der sie beherbergte, sämmtliche Insassen entgegengekommen wären, mich dabei aber vollständig geirrt. Der enge, dunstige Raum war noch gepreßt voll Menschen, und wie wir sechs neu Hinzugekommenen mit den Hinausgegangenen noch alle Platz finden sollten, begriff ich nicht recht — und doch wurde es möglich gemacht.

Der innere Raum war aber auch durch kein Hausgeräth oder Möbel, welchen Namen es immer führen mochte, beschränkt; ein einziges gro-

ßes Faß ausgenommen, das in der einen Ecke aufrecht ſtand und in der Mitte etwa angebohrt war. Die trübe, hellgrüne Tſchitſcha quoll hier ununterbrochen in einem Strahl, etwa von der Stärke meines kleinen Fingers, heraus, und wenn ſich die Oeffnung einmal durch ein Stück halbfauler Apfelſchale oder ſonſt Etwas verſtopfte, ſo brauchte die Hebe dieſes Platzes nur mit dem Finger das Hinderniß wegzuſtoßen oder hineinzublaſen, und der Quell floß auf's Neue.

So raſch die Tſchitſcha ausſtrömte, ſo raſch wurde ſie von den Umſitzenden getrunken, und ich überzählte flüchtig funfzehn Frauen, die an der einen Seite der Hütte ſaßen — bunte Reihe ſchien nicht ſtatthaft —, und ſiebenzehn Indianer, ohne unſeren neuen Zuſchuß von ſechs Mann —, die Kinder und Hunde, welche ſich dazwiſchen herumtrieben, natürlich nicht mit gerechnet. Jeder der Inſaſſen hielt dabei eines jener ungewaſchenen Trinkgefäße, ein Kuhhorn, in der Hand, und manche der älteſten und ausgezeichnetſten Trinker hatten deren ſogar zwei als eine Art Wechſelwagen, damit ſie nicht ſo viel Zeit durch das Wiederfüllenlaſſen verlören. Wie mir der Eine ſagte, hatten ſie etwa erſt vor einer Stunde angefangen (denn geſtern waren zwei eben ſolche große Fäſſer geleert wor-

den) und waren deßhalb noch frisch bei Kräften. In meinem Leben habe ich aber nicht ein solches Trinken — Saufen sollte man eigentlich sagen — gesehen, und ich begreife wahrlich nicht, wo die Leute nur die Masse des Getränkes lassen konnten. Es war aber in der That, wenn Einer von ihnen das Horn ansetzte, als ob der Stoff in einen Schlauch, nicht in eine menschliche Kehle geschüttet würde, und trotz der noch frühen Tageszeit war schon die Hälfte der Anwesenden angetrunken.

In der Mitte der Hütte war ein kleines Feuer angezündet, das aber weit mehr Qualm als Wärme verbreitete, und doch diente der stinkende Rauch wesentlich dazu, die mit anderen faulen Dünsten verpestete Atmosphäre zu reinigen. Dicht am Feuer lagen auch ein paar andere Stücke Holz, die zum Sitzen dienten und, als Landes-Luxus, mit Schaffellen überdeckt waren. Eines von diesen wurde mir, wie ich Anfangs glaubte, aus Höflichkeit zum Sitz angewiesen. Ich fand aber bald, daß sie mich nur hatten in die Mitte haben wollen, um mir sicherer und schneller den mitgebrachten Tabak abzunehmen. Von allen Seiten streckten sich bald die Hände gegen mich aus, und wenn ich auch gewissermaßen darauf vorbereitet gewesen,

denn ich kenne ſchon derlei Burſchen, mußte ich doch mit der größten Oekonomie zu Werke gehen, um Allen etwas zu verabreichen.

Mein ſchmieriger Chilene Matthias war wieder Allen voran, bekam aber Nichts mehr, und ſchickte dann ſeine vollſtändig betrunkene Frau zu mir, um mir noch wenigſtens Etwas abzujagen.

Die ſogenannte Friedenspfeife der nordamerikaniſchen Indianer kennen ſie hier im Süden nicht, denn die Sage fehlt ihnen, die den daraus geblaſenen Rauch heiligt, den jene als eine direkte Gabe des großen Geiſtes anſehen. Das Rauchen iſt deßhalb bei ihnen auch keine Ceremonie, ſondern einer ihrer Genüſſe, und ſie theilen ſich brüderlich darein. Wenn einer von ihnen, zwiſchen den keineswegs appetitlichen Lippen, eine Papier-Cigarre halb ausgeſogen und vollkommen durchnäßt hat, reicht er ſie freundlich dem Nachbar, der daran ruhig weiter lutſcht. Matthias, der Unverſchämteſte von Allen, glaubte das Nämliche auch mit meiner kurzen Pfeife thun zu können. So wie ich mir dieſelbe in Brand gebracht, kam er und wollte ein paar Züge daraus thun, „um zu probiren, wie ſie ſchmecke.“ Auch mehrere der Indianer zeigten ein gleiches Gelüſte; ich war aber nicht geſonnen, mich dem zu fügen, und

ſchlug es ihnen Allen kurz ab. Die Pfeife wenigſtens wollte ich für mich behalten.

Wunderliche Gruppen lagerten um mich her, und ich habe mir nie mehr gewünſcht, zeichnen zu können, als an dieſem Morgen. Am Ruhigſten hielten ſich jedenfalls die Frauen, ein paar chileniſche Weiber abgerechnet, die auch in ihrer zerlumpten, ſchmutzigen und doch bunten Kleidung keineswegs zu ihrem Vortheile gegen die in dunkelblaues Tuch gekleideten Indianerinnen abſtachen. Die Indianerinnen hatten ebenfalls alle ihr Haar gekämmt, und das diademartige Band darum geſchlungen, den chileniſchen Frauen dagegen flatterte es wirr um die Köpfe, und daß ſie ſich ein paar Mal mit beiden Händen darin kratzten, konnte die Friſur, wenn auch nicht verderben, doch eben ſo wenig verbeſſern.

Mein alter Kazike hatte indeſſen ebenfalls einen Platz gefunden, aber nicht am Feuer, wo er hätte aufrecht ſitzen müſſen, ſondern an der einen Wand, gegen die er ſich bequem anlehnen konnte. Schaffelle waren überall dort ausgebreitet, und Alles kauerte oder lag um uns her, rauchte meinen Tabak und trank die Tſchitſcha, die als ein unerſchöpflicher Quell dem Faſſe entſtrömte. — Aber kein unfreundliches oder rauhes

Wort wurde laut, kein Fluchen, kein Zanken, wie es unter gleichen Verhältniſſen bei civiliſirten Nationen wahrlich nicht ausgeblieben wäre. Alles ſchien ſich auf das Beſte mit einander zu vertragen, und mein alter Kazike war die Gemüthlichkeit ſelber. Es that Einem ordentlich weh, zu ſehen, mit welchem Wohlbehagen er das ſchauerliche Geſöff, ein Horn nach dem andern, in ſich hineingoß, und das einzige Wunderbare an der Sache war, daß, während das Faß leer, er nicht voll wurde. Trotzdem, daß ich ihm jetzt zwei volle Stunden zugeſehen, blieb er ſich immer gleich, und ſchien einem Pilian Leufu voll Tſchitſcha die breite eherne Stirn zu bieten.

So intereſſant es mir aber im Anfange geweſen war, dieſes Leben und Treiben mit anzuſehen, ſo bekam ich doch bald genug davon. Es iſt wahr, ich ſelber wurde wenig oder gar nicht von den Leuten beläſtigt, und nachdem ich ein paar Mal mit ihnen getrunken und mich weigerte, mehr an Bord zu nehmen, nöthigten ſie mich auch dazu nicht mehr. Als ich meinen Kaziken aber jetzt darauf aufmerkſam machte, daß die „halbe Stunde" wohl ungefähr verfloſſen ſei und wir nach Hauſe zurückkehren möchten („nach Hauſe," du großer Gott!), meinte er freundlich

ſchmunzelnd, ich ſolle mich nur noch ein klein Wenig hinſetzen, er ginge gleich mit, und wolle nur noch ein einziges Horn Tſchitſcha trinken. Noch während er mit mir ſprach, trank er zwei, und ſtand dann auf, um ein Wenig an die friſche Luft zu gehen.

Es hatte indeſſen glücklicherweiſe mit Regnen aufgehört, und ein Theil der Indianer folgte ihm ihm hinaus, wo ſie ſich in einen Kreis mit dem Bauch in das naſſe Gras legten und den Rauch vor ſich in die Erde bliesen. Einer der Leute trug dazu einen Trog um den Kreis herum, woraus er ein Horn nach dem andern füllte, damit die Gäſte hier nicht austrockneten.

Mein Führer, der ſich lange Zeit unter den Penchuenchen herumgetrieben, lag mitten zwiſchen ihnen und ſang ihnen Lieder der Otra Banda mit einer eigenthümlich heulenden Stimme vor, in denen der Refrain immer kurz abgebrochen und faſt geſprochen wurde. Er war ſo betrunken wie Einer von ihnen.

Und welches wunderbare Land umgab dieſe rohe, zechende Schaar, welche freundliche Landſchaft dehnte ſich rings umher aus, in der dieſe Hütte mit ihrem wüſten Gelage eigentlich nur einen häßlichen Fleck bildete!

Vor uns breitete ſich die ſchon in die dicht bewaldeten Cordilleren hineingepreßte Mayhue Lagune aus, ein ſtiller Inlandſee, zu dem weite, parkähnliche, mit Grasflächen und Baumgruppen abwechſelnde Hänge ſanft niederliefen. Links nur ſtiegen ſteile, felſige Hänge jach von dem See aus empor, ein Umreiten deſſelben an dieſer Seite unmöglich machend, da ſchroffe und tiefe Schluchten die Ufer auseinanderriſſen.

Der graue Wolkenſchleier, welcher heute den ganzen Tag den Himmel bedeckte, war jetzt getheilt, und die Sonne warf ihre Streiflichter hier auf ein Stück ſaftig grünen Raſens, dort auf einen Wald düſterer Laubholzbäume oder grauer, aufgethürmter Felsmaſſen, und ließ die Fluth des Sees in ihrem Lichte funkeln.

Und wie wenig von all' dieſem herrlichen Lande war cultivirt! Nur hier, wo wir ſtanden, hatten die Indianer ein paar kleine Mais-, Weizen- und Bohnenfelder angelegt und ein paar Aecker Kartoffeln gezogen. Gegenüber an dem andern Ufer zeigte ſich ein ähnlicher dürftiger Fleck. Alles Andere war Wildniß, nur einigen wenigen Kühen und Pferden Weide gebend, und doch könnte des Menſchen Hand dieſe ganze Gegend in ein kleines Paradies verwandeln.

In anderen Ländern that es mir freilich immer weh, wenn ich sah, wie der schöne Urwald gelichtet und das arme, scheue Wild getödtet und vertrieben wurde. Es war mir eher ein Gefühl, als ob die Menschen mit Axt und Pflug die Gegend verdürben, anstatt sie zu verbessern, und ich weiß mich noch recht gut der Zeit zu erinnern, wo ich, draußen im Walde lebend, manchmal einen leisen Fluch murmelte, wenn ich plötzlich mitten in der Wildniß auf eine Fenz traf. Hier aber ist in dieser Hinsicht leider gar Nichts zu verderben, denn wunderbarerweise sind diese Wälder vollkommen wildleer, so daß an irgend eine Jagd gar nicht zu denken ist. Auf dem See halten sich allerdings zu Zeiten viele wilde Enten auf, und an den Ufern trifft man manchmal einen jagdbaren schnepfenartigen Sumpfvogel, der aber so zahm ist, daß er dem Reiter kaum eben genug ausweicht, ihm Raum zu geben, und deßhalb also nicht das geringste Interesse bietet, ihn zu erlegen. Ich wenigstens habe es nie über mich gewinnen können, eines dieser Thiere auf ein paar Schritte Entfernung im Sitzen niederzuschießen.

In den Wäldern giebt es allerdings ein sehr zierliches und allerliebstes Zwergreh, das aber nur an wenigen Stellen einzeln vorkommt und

in dieſen Dickichten unmöglich zu pirſchen iſt. Man könnte Monate lang in Kila und Dornen herumkriechen, ehe man nur eines in Sicht bekäme, von Schießen dabei gar nicht zureden.

Nur oben in den Cordilleren ſollen ſich an einigen Stellen verwilderte und herrenloſe Schweine aufhalten — keine urſprünglich wilden — aber dorthin zu kommen, verhinderte uns eben jetzt noch der angeſchwollene Strom.

Alle dieſe Wälder, die uns hier umgaben, konnte man deßhalb für vollkommen wildleer rechnen, und auf dem weiten Wege hieher hatte ich in dem weichen Boden auch nicht eine einzige Fährte gefunden, nicht einmal die eines ſogenannten Löwen, von denen jener Capitano de Amigos ſo viel zu erzählen wußte. Dieſer Löwe iſt natürlich nur der Puma Süd-Amerikas, eine große Pantherart, und beſonders, wo er ſich aufhält, für die Pferde gefährlich, deren Füllen er niederreißt. An große Pferde wagt er ſich ſelten, Rindvieh, ſelbſt Kälber, greift er nie an, und den Menſchen ſcheut er, denn es iſt noch kein Beiſpiel bekannt, daß er einen Menſchen angegriffen hat. Da dieſer Puma aber nur des Nachts auf Beute ausgeht und ſich höchſt ſelten einmal an trüben Tagen vor Dunkelwerden ſehen läßt, ſo

bleibt ein Pirſchgang auf dieſes Raubwild ebenfalls hoffnungslos, und es kann nur manchmal mit einer Meute Hunde aus ſeinem Lager und auf einen Baum gejagt werden.

Ich gab mir ſpäter Mühe, die Indianer einmal zu einer ſolchen Jagd zu veranlaſſen, denn Hunde hatten ſie genug; ſo lange aber noch ein Tropfen Tſchitſcha in irgend einem benachbarten Faß blieb, waren ſie nicht fortzubringen, und mein alter Kazike verſicherte mir, daß die Tſchitſchazeit wenigſtens noch zwei Monate dauern würde — wonach dann der Branntwein und die Maistſchitſcha beginnt, bis das Frühjahr die Leute wieder zu ihrer geringen Feldarbeit ruft.

An Aepfeln zu dieſer Tſchitſcha fehlte es auch wahrlich nicht, denn wo man ſtand, wohin man ging, wuchſen Aepfelbäume in Hülle und in Fülle, viele davon mit Früchten in unglaublichen Maſſen bedeckt. Nur wenig wirklich gute Aepfel findet man aber; die meiſten ſind, wenn auch ſaftig, doch von einem matten, kaum ſäuerlichen Geſchmack. Dennoch habe ich auch einige recht gute Bäume angetroffen, die freilich immer keinen Vergleich mit unſeren guten Sorten aushielten.

Stunde nach Stunde trieb ich mich jetzt um die Hütte herum, bei einzelnen Regenſchauern wie-

der in das Innere flüchtend, und in den Zwiſchenpauſen das Freie ſuchend; vergebens waren aber meine fortgeſetzten Bemühungen, den alten Kaziken zum Aufbruch zu bewegen. Er ſagte nie Nein, verlangte aber immer noch die kurze Friſt, ein einziges Horn zu trinken, und trank dazu ſo viel einzelne Hörner, daß er, die Maſſe in ein Gefäß gegoſſen, recht gut darin hätte ertrinken können. So wurde es mit der Zeit wirklich Abend, die Sonne neigte ſich wenigſtens ſchon ſtark dem Horizont zu, und da ich nicht geſonnen war, in dieſem ſchauerlichen Aufenthalte, der Schrecken genug am Tage bot, die Nacht abzuwarten, ging ich endlich zu meinem Pferde, ſprang auf deſſen naſſen Rücken, und trat den Heimweg allein an. Bald darauf ſchloß ſich mir noch der Capitano de Amigos an, der ebenfalls ſeine volle Ladung hatte und ausſchlafen wollte, während mein Führer noch ruhig im Graſe auf dem Bauche lag und ſeine Lieder heulte.

Als der Kazike ſah, daß ich Ernſt machte, ſuchte er mich zurückzuhalten, und verſicherte mir, daß er jetzt wirklich ſein allerletztes Horn tränke; ich kannte meinen alten Burſchen aber zu gut, gab meinem etwas magern Thiere die Hacken und galoppirte unter einem jetzt wieder nieder-

fluthenden Schauer der Hütte des Alten zu, wo ich, wenn auch all den Schmutz wie hier, doch wenigstens ruhige, nüchterne Menschen fand.

Unterwegs fiel mir ein, daß heute Sonntag und der erste Osterfeiertag sei, den ich auf diese Art recht würdig und so elend, wie je in meinem Leben, verbracht und gefeiert hatte.

IV. Familienleben.

Unter den Trinkern in der Tschitschahütte hatte ich auch eine für mich sehr interessante Persönlichkeit gefunden, und zwar einen jungen Chilenen, der eigentlich auf der andern Seite der Cordilleren mit einem der dortigen Penchuenchen-Häuptlinge lebte und nur auf Besuch herübergekommen war, ein paar Tage in der Nähe seiner Herzallerliebsten zu verweilen. Von drüben hatten die Cordilleren, an deren westlichem Fuße sie lebte, wahrscheinlich so lange verführerisch zu ihm herübergewinkt, bis er der Versuchung nicht länger widerstehen konnte und zu ihr geeilt war. Er stand gewissermaßen in Diensten eines dortigen Kaziken, dem er als Dolmetscher oder Secretär diente, und hatte, wie er mir sagte, nur acht Tage Urlaub bekommen. Seine Zeit war aber jetzt ebenfalls abgelaufen und er mußte wieder zurück, so-

bald der Fluß fiel. Wir konnten dann die Reiſe, wenigſtens bis zu ſeinem Häuptlinge, gemeinſchaftlich machen.

Das war mir nun allerdings ſehr erwünſcht, denn ich bekam dadurch zugleich eine Einführung bei den erſten Stämmen, die in ſo fern die unbequemſten ſein konnten, da ſie ebenfalls viele Aepfelbäume hatten und jetzt ihre Tſchitſcha tranken, ſo gut wie ihre Brüder an der Weſtſeite der Cordilleren.

Mein neuer Bekannter war Chilene und auf dem Grundſtücke des nämlichen Don Fernando Acharan erzogen, der mich ſo gaſtfrei aufgenommen, und mir auch einen Brief für dieſen ſelben Dolmetſcher mitgegeben hatte. Heute war aber mit ihm weiter Nichts zu beſprechen, denn er verſicherte mir, er habe jetzt zwei Tage Tſchitſcha getrunken und wiſſe kaum noch, auf welcher Seite der Cordilleren er ſich eigentlich befände. Morgen früh ſei er aber jedenfalls nüchtern und wolle dann hinüber zu des Kaziken Hütte kommen, das Weitere mit mir zu bereden. — Heute wurde natürlich fortgetrunken, denn einmal „Tomando" konnte man den Genuß des edlen Getränkes nicht gut unterbrechen.

Mein alter Kazike kam auch an dem nämli-

chen Abend richtig gar nicht nach Hauſe; er war keinesfalls mit ſeinem wirklich letzten Horne fertig geworden.

Den nächſten Morgen hatte ich gutes, wenigſtens trockenes Wetter erhofft, denn der April begann ja eben erſt — wir hatten heute den zweiten — und da giebt es, wie mir Alle ſagten, gewöhnlich noch recht gute, trockene und warme Tage. Da der Erdboden jetzt noch den Regen einſaugte, fielen auch die Flüſſe raſch wieder, und am nächſten Tage hätte ich dann jedenfalls darauf rechnen können, meinen Weitermarſch anzutreten. Aber, du lieber Gott, dieſe Hoffnung ſollte ich bald zerſtört ſehen, denn wenn es auch die Nacht über nur in einzelnen Schauern regnete, ſetzte es mit Tagesanbruch wieder dermaßen ein, als ob es ganze Wolken voll auf die überſtrömende Erde ſchütten wolle, und es goß den ganzen Tag, daß man keinen Fuß vor die Hütte ſetzen konnte.

Mein neuer Bekannter hielt übrigens Wort. Er kam, heute vollkommen nüchtern, herüber, ſetzte ſich zu mir und meinte kopfſchüttelnd: das Wetter ſähe verzweifelt ſchlecht ans, denn die Flüſſe ſtiegen immer mehr, und wenn es heute den ganzen Tag ſo fortregnete, brauchten wir wenigſtens zwei Tage gutes Wetter, ehe wir den Uebergang

wagen dürften. Erstlich hätten wir den einen, sehr bösen Strom auf dieser Seite siebenmal zu kreuzen und dann sei auf der andern Seite, etwa eine halbe Tagereise abwärts, noch ein weit schlimmerer, über den wir ebenfalls hinüber müßten, ehe wir wieder Menschen und Schutz gegen den etwa einfallenden Regen fänden, denn dort drüben in den Pampas fänden wir auch nicht einmal ein Stück Holz zu einer Zeltstange, um ein Schutzdach davon herzustellen.

Schöne Aussichten! Mir war das Herz zum Brechen schwer, und ich verbrachte diesen zweiten Osterfeiertag noch — wenn möglich — elender, als den ersten, allein und trostlos auf die alten Felle hingestreckt. „Paciencia", sagte mein alter Kazike mit schwerer Zunge, als er etwa um zehn Uhr Morgens heimgekehrt war und mich um ein Stück Tabak gebeten hatte, „Paciencia, hier sitzen wir trocken, oben aber in den Cordilleren haben die Menschen Nichts zu essen, und die Pferde verhungern, wenn die Reisenden nachher zwischen zwei Flüssen und Felswänden sitzen und weder vor- noch rückwärts können."

„Hier ist's besser," wiederholte auch mein wackerer Führer, der ebenfalls wieder nüchtern war und nicht mehr seine Penchuenchen-Lieder heulte —

„hier haben wir genug zu eſſen und ſind unter guten Chriſten; wenn die Flüſſe fallen, reiten wir.“

Sie hatten gut reden, denn was der Verluſt an Zeit iſt, fühlen und begreifen dieſe Menſchen ja nie. Mich aber zog es in die freien, wilden Pampas hinüber, mich drängte es, Buenos Ayres wieder zu erreichen, wo alle meine Briefe aus der Heimath lagen. Von Mitte Juli vorigen Jahres waren die letzten Nachrichten, die ich von meinen Lieben bekommen, und jetzt ſchrieben wir April, ja, vor Mitte Mai konnte ich nicht dorten ſein. Das iſt eine lange Zeit, Nichts, gar Nichts von Frau und Kindern zu hören, und wenn mir das Herz an dem Tage recht, recht ſchwer wurde, wer könnte es mir verdenken?

Unerbittlich aber ſtrömte der Regen vom Himmel nieder. Der kleine Quell, welcher dicht an der Hütte vorüberſtrömte und von dem wir unſer Trinkwaſſer holen mußten, hatte ſich in einen gelben reißenden Bach verwandelt, und in der Hütte ſelber ſammelten ſich überall vom durchſchlagenden Regenwaſſer Pfützen, in denen die Kinder mit Füßen und Händen herumpatſchten. Selbſt die Enten verließen uns gar nicht mehr und ſchienen ſich hier drinnen eben ſo wohl und in ihrem Elemente zu fühlen, als draußen. Drau-

ßen und drinnen, es war ja doch nur eben Ein Begriff, denn einen thatſächlichen Unterſchied gab es kaum noch mehr.

Unglücklicherweiſe hatte ich dazu in der Eile, als ich von Bord des Schiffes meine Sachen für die Reiſe abgeholt, auch meinen Manyfold writer mit allem Schreibzeuge vergeſſen. Bücher führte ich, auf einen ſolchen Aufenthalt gar nicht vorbereitet, ebenfalls nicht mit, ſo daß ich mich in keiner Weiſe beſchäftigen konnte und einzig und allein meinen trüben Gedanken und Träumen überlaſſen blieb. Und wie ſchwarz lag an dem Tage mein ganzes Leben vor mir, wie nebelhaft groß malte meine Phantaſie ſich alle die Beſchwerden und Gefahren, denen ich noch entgegenging — und endlos ſchien mir die Zeit, in der ich die Heimath einmal wiederſehen ſollte.

Noch jetzt überläuft mir ein ganz eigenes, eiſiges Gefühl das Herz, wenn ich an jenen furchtbaren Tag zurückdenke. Aber ein Glück, daß der Geiſt des Menſchen genug Elaſticität beſitzt, ſich auch, wenn am Schwerſten niedergebeugt, trotzdem wieder aufzurichten. Solche trübe Stunden können und dürfen nicht lange dauern, oder ſie würden uns zuletzt zur Verzweiflung treiben. Schon am nächſten Tage hatte ich mich deßhalb auch wieder

wacker genug ſo weit an die Oberfläche gekämpft, geduldig in dem Unvermeidlichen auszuharren und das Beſte eben aus dem herauszuſuchen, was mich umgab.

Jede Sache hat ihre Lichtſeite, auch die dunkelſte; ſie hat wenigſtens einen Punkt, auf dem ſie weniger dunkel iſt, und ich beſchloß, mich in Ermangelung eines Beſſeren mit meiner Umgebung nach Kräften zu amüſiren, indem ich mir als ſtiller Beobachter ihr Familienleben vorſpielen ließ. Was half es, in mich zu ſchauen; da drinnen war es für den Augenblick Nacht und Finſterniß, alſo nicht das Mindeſte zu ſuchen, während hier draußen und dicht um mich her ein harmloſes, mir noch vollkommen fremdes Volk ſeine ihm gegebenen Tage in voller Seelenruhe ablebte und ſich den Henker um Vergangenheit oder Zukunft kümmerte. Der Eine Tag nur war es, der ſie intereſſirte, und wenn ſie an dem genug zu eſſen und zu trinken hatten, ſo intereſſirte ſie ſelbſt der Eine Tag nicht einmal mehr, und ſie genoſſen, ohne weiter zu denken, geſchwind, was ſie eben hatten.

Nie habe ich die Sorgloſigkeit weiter getrieben geſehen, als bei dieſem Volke, das ſeine alten Götter mit der größten Bereitwilligkeit abgegeben

hatte, ohne ſich dafür mit neuen zu beläſtigen. Die Furcht vor dem Pilian, der droben in den Bergen ſichtbar und hörbar kochte und donnerte, war ihnen vielleicht manchmal unbequem geweſen. Den waren ſie glücklich los; die weißen Prieſter, welche Alles beſſer wußten, als ſie, hatten ihnen geſagt, der Pilian ſei gar nicht da, und wenn er da wäre, hätte er keine Macht mehr über ſie, ſobald ſie nur getauft wären. Getauft waren ſie alſo, und da ſie die Bekanntſchaft des neuen Teufels noch nicht gemacht und in keiner Weiſe von ihm beläſtigt wurden, hatte eine Furcht vor ihm natürlich gar nicht aufkommen können. Wie ſollten ſich auch Menſchen darum kümmern, was in einem ſpäteren Leben aus ihnen würde, die nicht einmal auf den ihnen zunächſt liegenden andern Tag denken, und mit einer Seelenruhe verbrachten ſie die Zeit, die dem an ein raſtloſes ſchaffendes Leben gewöhnten Europäer um ſo räthſelhafter erſcheint, da er ſich ſelber in einen ſolchen Zuſtand gar nicht einmal hineindenken kann.

Was ihr Chriſtenthum betrifft, ſo ſind ſie, wie geſagt, getauft, und laſſen ihre Kinder, wenn ſich im Sommer die Gelegenheit bietet, ebenfalls taufen, denn der Geiſtliche wohnt weit entfernt, und im

Winter unterbrechen ſelbſt dorthin die Flüſſe jede Verbindung. Sonſt aber ſcheinen ſie auch nicht einmal die kleinſte Form ihres neuen Glaubens zu beachten, und ſelbſt der Sonntag konnte bei einem Volke keinen Werth gewinnen, das alle Tage Sonntag hat.

Dieſe Sorgloſigkeit meiner neuen Freunde erſtreckte ſich aber nicht allein auf die Religion, ſondern auch auf alles Andere. So lange ſie Etwas zu eſſen hatten, aßen ſie, und wenn Alles verzehrt war, blieben doch noch immer draußen im Feld einige Kartoffeln übrig, die hereingeholt werden konnten — oder ſie aßen auch Aepfel, die überall an den Bäumen wuchſen. Dadurch banden ſie ſich aber auch an gar keine beſtimmte Stunde für ihre Mahlzeiten, und ich habe Zeiten geſehen, wo die Frauen den ganzen Tag vom Morgen bis Abend kochten, und andere, wo ſie dem Feuer gar nicht nahe kamen — wie es ſich eben traf.

In der Nachbarſchaft war es ja ſchon durch meinen Beſuch in der Tſchitſcha-Hütte bekannt geworden, daß ich daſei und natürlich auch eine Menge koſtbarer Dinge mitgebracht habe, von denen Jeder Etwas gebrauchen konnte. Um das zu erreichen, griffen ſie zu einem ſehr einfachen, und ihnen wohlbekannten Mittel. Von allen

Seiten bekam ich nämlich schon am nächsten Tage Geschenke, von denen mir die Leute sagten, daß sie mir dieselben „nur aus Freundschaft" brächten und Nichts dafür verlangten. Dann setzten sie sich ruhig in die Ecke des Hauses, und blieben dort so lange sitzen, bis ich ihnen ein Gegengeschenk machte: Ein Taschentuch, ein Dütchen Anjil oder Indigo, eine Maultrommel oder etwas Tabak. Sie waren stets mit dem zufrieden, was sie bekamen, aber — gab ich ihnen Indigo und hatten sie es fortgesteckt, so frugen sie regelmäßig, ob ich nicht Taschentücher habe: gab ich ihnen ein Taschentuch, so hatten sie noch etwas Tabak nöthig, das sie im schlimmsten Falle zu kaufen wünschten, ohne einen Centabo in der Tasche, ja, ohne selbst eine Tasche zu haben.

Die Geschenke, die sie dabei brachten, bestanden nur in Lebensmitteln, einem Huhn, einigen gekochten oder jungen rohen Maiskolben, ein paar Eiern oder etwas Derartigem, das dann natürlich gleich von der ganzen Familie in Beschlag genommen wurde und gewöhnlich schon vollkommen aufgezehrt war, ehe der sogenannte „Geber" nur das Haus verlassen hatte. Zu welcher Stunde diese Sachen kamen, blieb sich vollständig gleich. Es traf sich ein paar Mal, daß ein Huhn und ein

paar Eier gebracht wurden, als wir eben unſer Frühſtück verzehrt, und in Zeit von einer halben Stunde dampfte dann ein zweites Frühſtück auf dem alten Kaſten, in das mein wackerer Kajuante einhieb, als ob er drei Tage danach gehungert hätte.

Daß dieſe Leute mit einem ſolchen Leben geſund bleiben, ja, überhaupt exiſtiren können, iſt an ſich ſchon ein Räthſel und wirft alle Geſetze der Diätetik über den Haufen. Wenn ſie trinken, eſſen ſie dabei faſt gar Nichts, oder Morgens nur ein paar Biſſen zum Frühſtück, wonach der Magen den Tag über mit jenem ſauren Stoff angeſchwellt bleibt. Trinken ſie aber nicht, ſo ſind ſie auch im Stande, den ganzen Tag ohne Aufhören zu eſſen, und ihre Bäuche ſchwellen dabei auf das Widerlichſte in die Höhe. Außerdem fortwährend in der Näſſe, Nachts nicht ſelten auf dem feuchten Boden ſchlafend, in der ſteten Zugluft ihrer Hütten aufgewachſen und groß gezogen, mit dünner, luftiger, ſelten trockener Kleidung behangen und ſtets barfuß, kennen ſie faſt keine Krankheiten und haben wirklich darin mit dem Thiere des Waldes die größte Aehnlichkeit, das ſie auch an geiſtigen Fähigkeiten nur wenig übertreffen.

Dennoch halten ſelbſt dieſe Körper nicht Alles

aus, ich ſollte davon ſelber bald einige Beiſpiele ſehen. Da ich nämlich ein Fremder und Aleman war, müßte ich natürlich auch ein Doctor ſein, und ich bekam gleich am nächſten Tage einige Patienten.

Der Erſte war der Sohn des Kaziken ſelbſt, der noch immer in der Ecke der Hütte auf ſeinem Bette lag. Er hatte durch das übermäßige Tſchitſcha- und Branntweintrinken nach einer ſolchen Nacht einen Blutſturz bekommen und war dadurch natürlich etwas ängſtlich geworden. Sein Puls ging aber vollkommen regelmäßig und er klagte nur über Hitze im Kopfe. Allerdings hatte ich einige Medicinen zu meinem eigenen Gebrauche bei mir, falls mir in ſolchen, weit von jeder Civiliſation und Hülfe entlegenen Gegenden einmal Etwas zuſtoßen ſollte, aber es verſteht ſich, daß das nur einfache Mittel ſein konnten, mit denen ich ſelber umzugehen vermochte. Mein Arzneitäſchchen trägt auf ſolchen Reiſen deßhalb ſtets etwas Chinin, Opium, Brechweinſtein, Ipecacuanha, wie ein Abführungsmittel und für äußere Verletzungen Bleieſſig-Extract, Höllenſtein und etwas Pflaſter mit Charpie, wie auch ein Fläſchchen Kreoſot für Zahnſchmerzen.

Glücklicherweiſe bin ich aber bis jetzt nur in höchſt ſeltenen Fällen genöthigt geweſen, für mich

ſelber Gebrauch davon zu machen, während ich manchem Andern ſchon damit geholfen habe. Auf Blutſtürze und derartige Fatalitäten war ich aber freilich nicht (ſo wenig wie einer unſerer europäiſchen Aerzte) eingerichtet, ich verordnete dem jungen Manne deßhalb nur ein einfaches Abführungsmittel und warnte ihn vor einer Wiederholung ſolcher Gelage. Er durfte weder Branntwein, noch Tſchitſcha mehr trinken und ſeine eigene Bärennatur half ihm dann ſchon über das Andere fort.

Er verſprach natürlich Alles; noch ehe ich aber jene Gegend verließ, hatte er ſchon wieder begonnen, und als ich ihm deßhalb Vorſtellungen machte, lachte er und meinte, meine Medicin hätte ihn vollkommen hergeſtellt; er ſei jetzt ſo geſund wie vorher.

Hiernach brachte mir der Chilene Matthias ſeine Tochter, ein junges, ſehr hübſches Mädchen von etwa ſiebzehn Jahren, die an oft wiederholtem heftigem Naſenbluten litt. Auch hier konnte ich aus meinem beſchränkten Arzneivorrath nur ein Abführungsmittel verordnen. Ich gab ihr alſo ſechs rein vegetabiliſche Pillen und ſagte ihr, drei davon am nächſten Morgen nüchtern zu nehmen, und die anderen drei aufzuheben, falls ſich das

Naſenbluten doch wieder einſtellen ſollte, um die Doſis nachher zu wiederholen. Der Alte ſtand daneben, und ich fragte ihn, ob er auch genau verſtanden hätte, was ich geſagt.

„Ja wohl," nickte er, „ſie ſoll am nächſten Morgen nüchtern drei in jedes Naſenloch ſtecken."

Das wäre eine Kur geweſen, und ich mußte gerade heraus lachen; das Mädchen aber — der Alte war von geſtern her noch nicht einmal ganz nüchtern — verſicherte mir, ſie habe verſtanden, wie ich es meine, und auch dieſe Kur ſcheint gelungen zu ſein.

Ein anderer Chilene hatte Zahnſchmerzen, in der nächſten Hütte ein kleines Mädchen das kalte Fieber, ein Dritter, wahrſcheinlich von dem Uebermaß verzehrter unreifer Aepfel, Kolik, und ich half aus, ſo gut ich eben konnte. Dann brachten mir die Leute, zum Dank für die ärztliche Kur, ein Huhn oder ein paar Eier, und blieben dann nachher ebenfalls ſitzen, bis ich ihnen ein Gegengeſchenk machte. Daß ſie etwas hergeben könnten, ohne etwas Thatſächliches dafür zurück zu erhalten, fiel ihnen gar nicht ein.

Höchſt komiſch war ein kleiner Junge, der ein Geſchwür an einem entlegenen Theile ſeines Körpers hatte, und den ſeine Mutter brachte, damit

ich ihn beſichtigen ſollte. Das Geſchwür war reif und ich wollte es für ihn öffnen, kaum ſah er aber, daß ich das Meſſer aus der Taſche nahm, als er wie ein Blitz in die Höhe ſprang und im nächſten Moment auch im Walde verſchwunden war. Kein Rufen, Winken oder Lachen half, er drehte nicht einmal den Kopf um, und wo er mir auch von da ab begegnete, tauchte er wie ein Schatten in das nächſte Dickicht ein.

Auch am 3. April goß es, was vom Himmel herunterwollte; ich hatte mich aber jetzt in das Unvermeidliche ſchon gefügt. „Gegen Gott können wir nicht ankämpfen," meinte mein Führer, ſo fromm als phlegmatiſch, während er ſich auf ſein zuſammengerolltes Bett ſetzte und eine Papier-Cigarre wickelte, und er hatte vollkommen recht. Böſe Indianerſtämme konnten vielleicht meine Reiſe gefährlich machen, aber es waren immer nur Menſchen, denen ſich entweder ausweichen ließ, oder die man ſich mit Gewalt vom Leibe halten konnte. Gegen die Elemente aber war nicht anzukämpfen, die Flüſſe waren zu breit, um Bäume als Brücken darüber zu werfen, zu tief, ſie zu durchwaten, zu reißend und von Felsblöcken gefüllt, ſie zu durchſchwimmen, und es hieß

eben geduldig auszuharren, bis ſich das Hinderniß von ſelbſt beſeitigte.

In dieſem geduldigen Ausharren bekam ich aber auch freilich genügend Zeit, dem Kochweſen der indianiſchen Damen zuzuſchauen, und das war eine Sache, die ich lieber hätte ſollen bleiben laſſen, denn wenn einem Europäer dabei der Appetit verging, war es eben kein Wunder.

Die ganze Familie hatte den Schnupfen und kein einziges Schnupftuch, und wenn ich auch Anfangs in meiner Unſchuld glaubte, dem abhelfen zu können, und eine Quantität an ſie vertheilte, ſah ich doch bald, daß ich mich darin geirrt. Sie banden ſich dieſelben um die Köpfe und um den Hals, ja, aber die Mitte, wo ſie am Nöthigſten geweſen wären, blieb unbeachtet. Alles wurde dabei mit den Fingern angefaßt, zerriſſen, zerdrückt und umgerührt, und ſo wenig Ekel Einer vor dem Anderen zu haben ſchien, ſo wenig ſetzten ſie auch bei dem Fremden voraus.

Die Alte beſonders war in dieſer Hinſicht ein wahres Scheuſal, und wenn ich auch jetzt noch mit Grauen an jene furchtbaren Einzelheiten zurückdenke, dürfte ich doch nie wagen, Alles das, was ich dort geſehen und — gegeſſen, zu beſchreiben. Ich bezwang aber meinen Ekel, ſo gut es ging,

nicht ſelten manche Liſt gebrauchend, dem Allerſchlimmſten zu entgehen oder wenigſtens auszuweichen. Manchmal war aber auch das nur durch offenen Widerſtand möglich.

So habe ich denn Alles mitgegeſſen, was ſie hatten, nur zwei Dinge nicht, zu denen ich mich nicht zwingen konnte. Das eine von dieſen war eine Mahlzeit, die ihnen die meiſte Zubereitung und Mühe koſtete, und beſtand in Weizen und Sau- oder Puffbohnen. Dieſe letzteren eſſe ich nun außerordentlich gern, und wenn die trockenen harten Bohnen einfach in Waſſer abgekocht, und in einem Troge ſervirt wurden, war es ein wahres Feſt für mich. Die allzuharten konnte ich einfach den Hunden, Katzen, Hühnern oder Enten geben, die bei keiner Mahlzeit fehlten, und die weich gekochten waren genügend, mich zu ſättigen — mehr verlangt man ja unter ſolchen Umſtänden nicht, und darf nicht mehr verlangen, wenn man ſich eben in ſolche Kreiſe hineinwagt. Aber ſie wußten ſolche Mahlzeit zu verfeinern.

An ſolchen Tagen — und zwei Mal mußte ich ſie in jener Hütte erleben — wurde der vorher gequollene Weizen in eine jener hölzernen flachen und runden Tröge gethan, und dann trat die ganze Familie abwechſelnd mit den Füßen

hinein, den Weizen von den Schalen durch Treten zu befreien. Keines von ihnen wusch sich dazu vorher die Füße. In allem Schmutz und Unrath der Hütte liefen sie herum, traten sich die Sohlen dann ein Wenig ab, wie wir uns an schmutzigen Tagen die Stiefel vor den Häusern an einem eisernen Abtreter in Etwas säubern, und arbeiteten auf solche Art Stunden lang in der Gottesgabe umher. Indessen brodelten zwei tüchtige Kessel mit Saubohnen am Feuer, die aber nicht vollkommen gar gekocht, sondern noch hart abgenommen wurden.

Um diese setzte sich dann die ganze Familie her, selbst die kleinsten Kinder mit den furchtbarsten Gesichtern, bissen die Bohnen mit den Zähnen auf, um sie zu schälen, verzehrten dann, was ihnen schmeckte, und warfen oder spuckten das Uebrige in einen gemeinsamen Topf, wo es dann später mit dem ausgetretenen Weizen zu einem dünnen Gemüse gekocht wurde.

Das war ich nicht im Stande mitzuessen, und setzte mir an solchen Tagen, wenn diese Zubereitung vor sich ging, meinen eigenen Kochtopf mit Reis und getrocknetem Fleisch — sogenanntem Charque — an das Feuer, meine eigene Mahlzeit daran zu halten. Sie nahmen mir das auch

nicht übel, ja, wie der alte Kazike seinen Trog mit Weizen und Bohnen ganz allein ausgegessen hatte, und ich ihn fragte, ob er noch ein paar Bissen mit mir frühstücken wollte, setzte er sich, vollkommen bereit dazu, wieder mit mir an die Schüssel, und ich konnte keinen Löffel voll an ihm gewinnen. Mit derselben Bereitwilligkeit und Fähigkeit hätte er auch zum dritten und vierten Male gefrühstückt.

Die andere Mahlzeit war anderer, aber nicht weniger ekelhafter Art. Am vierten Tage nämlich, wo der Regen endlich aufhörte und die Sonne bei einem leichten Westwinde durch die Wolken brach, beschloß der alte Kazike, einen Hammel zu schlachten, um mir, wie er meinte, ein Stück frisches Fleisch zu verehren.

Einer der Indianer ritt hinaus und kam bald darauf mit einem jungen, fetten Schöps zurück, dem die vier Beine fest zusammengebunden waren. Das arme Thier wurde dann so, fest gebunden, mit dem Kopfe an den nächsten Apfelbaum aufgehangen, und Einer der jungen Leute, der indessen sein langes Messer gewetzt hatte, ging daran, das arme Thier nicht etwa abzustechen, sondern ihm das Fell um Gurgel und Halsader her zu öffnen und in einem Lappen abzulösen.

Die Alte hatte indeſſen ein Stück Steinſalz fein geklopft und mit fein gepulvertem rothem Pfeffer reichlich gemengt. Dieſe Miſchung trug ſie jetzt hinaus, und während der Indianer dem zuckenden Hammel die Halsader halb durchſchnitt, ſtopfte ſie den geſalzenen Pfeffer dort hinein und hielt die Kehle des gequälten Thieres zu. Im Innern aber quoll und gurgelte das Blut, ſich mit dem Salze und Achi vermiſchend, und als das ihrer Meinung nach hinlänglich geſchehen war, hob der Indianer den Hammel an der Seite in die Höhe und ließ das jetzt freigegebene Blut in eine hölzerne Schüſſel laufen.

Iſt dies alſo gewürzte Blut zu einem eklen Gelée geronnen, ſo wird es in Stücke geſchnitten und gilt dann für den größten Leckerbiſſen, den die Indianer kennen. Mir drehte ſich der Magen um, wenn ich es nur anſah.

Natürlich eſſen ſie Alles von einem geſchlachteten Stücke, das Fell ausgenommen, und meine Alte war noch beſonders appetitlich, wenn ſie die einzelnen Stücke Fleiſch an das Feuer ſteckte. Sie leckte nämlich vorher mit innigem Wohlbehagen von jedem einzelnen das friſche Blut ab, und ihre Augen bekamen dabei ordentlich einen grünen, funkelnden Schein. Ich habe in der That

nie ein menſchliches Weſen einem Panther ähnlicher geſehen, wie dieſes alte, ſcheußliche Weib, wenn ſie das Blut leckte — nur mit der Ausnahme, daß ſich der Panther ſtets glatt und reinlich hält und ſich nach dem Eſſen jedes Mal wieder ſauber putzt.

V. Familienleben. (Fortſetzung.)

Die Mahlzeiten in dieſer intereſſanten Familie waren dabei ſo unregelmäßig, wie die Zeit ihres Schlafengehens, denn manchmal lagen um ſieben Uhr ſchon Alle auf dem Ohr, und der Capitano de Amigos erzählte allein ſeine Heldengeſchichten der ſtillen Nacht, und zu anderer Zeit ſaßen ſie wieder, ohne auch nur an Schlaf zu denken, bis an ein und zwei Uhr Morgens um das Feuer, mit einander fröhlich plappernd. Man bekam dann noch oft um elf oder zwölf Uhr ganz plötzlich und unerwartet ein halbes Dutzend gebratene Kartoffeln auf das Schaffell gelegt, auf dem man eben ſaß, oder auch einen Privattrog mit trockenen Bohnen vorgeſetzt. Jedenfalls aber kaute die ganze Familie bis zum Schlafengehen Aepfel, und der alte, ausnahmsweiſe vielleicht einmal nüchterne Kazike ließ ſich ſeine Aepfel dann vorher von einem der kleinen Mädchen an einem Pfahl

der Hütte oder auf einem der Herdſteine weich klopfen, wonach er ſich einbildete, ſie ſeien mürbe und reif. Nie aber habe ich einen Zank oder auch nur ein unfreundliches Wort zwiſchen ihnen gehört, nie einen jener häßlichen Flüche und Ausrufungen, an denen die ſpaniſche Sprache, mit der engliſchen rivaliſirend, ſo unendlich reich iſt. Die dortigen Chilenen aber, natürlich zu der niedrigſten Schicht der ganzen Race gehörend, ſtreuten damit deſto reichlicher umher, und deren Unterhaltung war oft wirklich Ekel erregend.

Ich bin wahrhaftig nicht prüde und kann einen Puff vertragen, aber hier bekam ich es doch ſatt und glaubte mich manchmal wieder in die auſtraliſchen Schäferhütten zwiſchen die „Oldcoves“ und „ticket of leave men“ des Murray verſetzt.

Ein Abendvergnügen der Kazikin war es, ihr kleines Kind zu kratzen. Sie zog zu dieſem Zwecke die Kleine nackt aus und kratzte ihr dann mit beiden Händen den kleinen fetten Buckel und die Beine, bis ſie es überdrüſſig wurde. So lange die Operation dauerte, hielt die Kleine natürlich vollkommen ſtill, ſo wie ſie aber nachließ, fing ſie aus Leibeskräften an zu brüllen. Die Alte rieb ihr dann den ganzen Leib mit heißer Aſche ein, wickelte ſie wieder in ihr wollenes Käppchen, gab

ihr ein paar tüchtige Hiebe und brachte sie zu Bett.

Uebrigens habe ich noch vergessen, eine Art in ganz Chile gebräuchliches Nahrungsmittel zu erwähnen, das mir über manche Unbequemlichkeit hinweghalf und so reinlich wie wohlschmeckend ist. Ich meine das geröstete Mehl, von dem der chilenische Guasso und Indianer im Nothfalle eben so ausschließlich leben kann, wie der Indier von Reis oder der Peruaner von geröstetem Mais. Der Weizen, um es zu bereiten, wird vorher geröstet und dann gemahlen, und läßt sich nun sehr lange in einem kleinen, zugerichteten Felle oder Sacke aufbewahren.

Ich habe dieses Mehl immer trocken gegessen, wo es sehr angenehm schmeckt und außerordentlich nahrhaft ist; gewöhnlich aber nehmen es die Chilenen zu ihrem Getränke, indem sie es in einem Kuhhorn mit Wasser vermengen und dann mit einem Span umrühren und trinken. Ist gerade kein Span zur Hand, so hat Jeder zehn Finger.

Am 4. hatten wir, wie gesagt, schönes Wetter, der Wind drehte sich nach Westen, und der junge Mann aus den Pampas, der wieder zum Besuch herüberkam, hoffte, daß er ganz nach Süden herumgehen würde, wonach wir dann auf einige trockene

Tage rechnen konnten — mehr brauchten wir ja nicht.

Er war das ächte Exemplar eines jener chilenischen Halbwilden, die sich an den Grenzen beider Völker, der Indianer wie der civilisirteren Race aufhalten, aber schon weit eher die Sitten der Ersteren angenommen haben und keine weiteren Bedürfnisse kennen, keine größere Bequemlichkeit, als ihren Sattel und dessen Decken verlangen.

Dieser Secretär des Häuptlings Tureopan ging denn auch so einfach gekleidet, wie nur irgend möglich. Er trug einen alten, schwarzen, mit Bindfaden unter dem Kinn festgehaltenen Hut, denn in den Steppen drüben wehen furchtbare Stürme, dann einen alten Poncho, und Hemd und Hose darunter, weiter Nichts; um den Leib nur noch ein paar jener Bolas, die gefährlichste Waffe der Indianer, mit denen sie nicht allein ihr Wild fangen, sondern auch ihre Kriege führen. Natürlich fehlte aber auch in seinem Gürtel das lange Messer nicht, denn ohne das ginge kein Gaucho oder Indianer auch nur einen Schritt.

Meines halbwilden Freundes Prophezeiung traf aber leider nicht ein. Schon um zehn Uhr Abends begann der ewige Regen wieder nieder-

zufluthen, und mit dem Regen kam auch mein alter Kazike halbſelig nach Hauſe geſchwankt. Die Tſchitſcha war nämlich heute Morgens ſchon ausgetrunken, und keine Hoffnung, ein neues Faß vor morgen Mittag anzuſtechen. Die Zwiſchenzeit mußte alſo, ſo gut das eben ging, ausgefüllt werden, und dazu gab es natürlich kein beſſeres Mittel, als Branntwein.

An der Lagune drüben, wenigſtens nur eine kurze Strecke davon entfernt, hatte ſich nämlich ein Händler etablirt und in der trockenen Jahreszeit eine Anzahl Fäſſer heraufgeſchafft. Dieſe konnten dann zu allen Zeiten in einem Canoe über die Lagune geſchafft werden, und da er Vieh wie Pferde in Tauſch willig annahm, ſtand dem Handel nicht das geringſte Hinderniß im Wege.

Der Agua ardiente, ein ſchauerlicher, halb mit Waſſer vermiſchter Grog, wurde dann einzeln, zu einem halben Dollar die Flaſche, ausgeſchenkt, und mein wackerer Kajuante brachte mir eine Flaſche von dem Stoff mit, die ich dankbar annahm und in aller Unſchuld in die Ecke ſtellte, um bei Gelegenheit ein Glas davon zu nehmen — oder wegzuſchütten, wenn es mir nicht munden ſollte. — So aber war das Geſchenk nicht gemeint und, wie ich ſpäter fand, nur ein Köder geweſen, noch

mehrere Flaſchen damit herauszulocken. Lachend ſchüttelte er den Kopf und meinte, ich ſolle die Flaſche nicht ſo weit zurückſtellen, denn die Leute in der Hütte ſeien alle durſtig, und als ich den Wink verſtand, nahm er ſelber das erſte, dritte, ſechſte und neunte Horn, und verſicherte mir dann, er fühle großen Appetit nach einem andern Schluck.

Da es ſchlechtes Wetter war und ich vorausſah, eine zweite Flaſche würde ebenfalls nicht für Alle ausreichen, gab ich dem zum Botendienſte ſchon bereiten Indianer Geld für zwei, und Kajuante betheuerte mir auf Kazikenwort: ich ſei ein wackerer Aleman.

Der Branntwein kam, und es that Einem ordentlich gut, zu ſehen, mit welchem Wohlbehagen der alte, kräftige Burſche am Feuer ſaß und aus ſeinem kleinen Horn lange, herzhafte Züge that — jeder Zoll ein Kazike. Er war in der That eine Art brauner König Lear, nur mit ſchwarzen, ſtatt weißen Haaren, der aber, da er Nichts an ſeine Töchter vergeben hatte, ſeine Tage und Nächte o h n e Narren in aller Ruhe verbrachte.

Meine Cither hatte ich auf dem wilden Marſche mitgenommen, denn über den beiden Lederſäcken des Packthiers konnte ſie mit Bequemlichkeit und ſicher liegen. Bis heute war ich aber

noch nicht in der Stimmung gewesen, sie aus ihrem Futteral zu nehmen, und nur heute, wo ich den Alten so in einer halbseligen, aber immer noch zurechnungsfähigen Laune sah, beschloß ich, ihn zu überraschen.

Der alte, zu Allem zu gebrauchende Kasten wurde zum Cithertisch, aus meiner ledernen Vorrathskammer holte ich ein Stearinlicht, das auf einer der Flaschen seinen Platz fand, die Kinder brachten mir, wie sie merkten, was vorging, gleich Felle zum Sitz, wußten aber dabei im Anfange gar nicht, was sie mehr anstaunen sollten, das neue, vordem noch nie gesehene wunderliche Instrument, oder das ihnen eben so fremde, hellbrennende Licht. Die Musik gefiel ihnen aber ausnehmend; sie lachten und freuten sich, wie die Kinder, aber Keinem von ihnen fiel es ein — was ich vorher gefürchtet hatte — das Instrument selber zu berühren oder an den Saiten herumzugreifen.

Das verwünschte Schwatzen bei der Musik konnten sie aber eben so wenig lassen, wie es eine vollkommen civilisirte Gesellschaft lassen kann. Es ist mir das auch immer eine wunderliche Erscheinung in allen Welten und allen Kreisen gewesen, daß die Leute, die oft den ganzen Abend den

Mund nicht aufthun, ganz ſicherlich an zu plappern fangen, ſobald irgend Jemand muſicirt. Das gar nicht in Betracht gezogen, daß ſie ſelber in der Zeit nicht das Geringſte von der Muſik hören können — das wäre der geringſte Verluſt — aber es iſt auch ſtets eine Ungezogenheit gegen den Muſicirenden, was aber die meiſten Menſchen nicht zu fühlen ſcheinen.

Was ſich freilich die haute volée in Europa erlaubt und für geſittet hält, durfte ich natürlich dieſen einfachen Kindern der Wildniß nicht übel nehmen. Nur mein alter König Lear hielt wacker Stand und brachte, ſo lange die Muſik dauerte, kein Wort über die Lippen. Wenn ich aber aufhören wollte, klopfte er mir immer auf die Schulter und ſagte lächelnd: „un poco mas“ (ein wenig mehr).

So gern hatte er die Muſik, daß er mich manchmal mitten in der Nacht weckte und ein Wenig davon hören wollte; den Gefallen konnte ich ihm aber freilich nicht thun, denn wenn er ſelber auch vielleicht keinen rechten Unterſchied zwiſchen Tag und Nacht kannte, war ich ſelber darin doch anderer Meinung. Lieb war es mir aber immer, daß ich das kleine Inſtrument mit mir genommen; die Muſik iſt ein gar freundlicher Vermitt-

ler bei allen Völkern und Nationen, und wie manche lange, ſchwere Stunde habe ich mir ſelber damit gekürzt.

Und doch, welche furchtbare Zeit verlebte ich in jener Hütte! Denn unaufhörlich ſtrömte der Regen nieder, und wenn er ja einmal einen Tag nachließ, praſſelten vor Tag am nächſten Morgen jedenfalls wieder die ſchweren Tropfen auf das Dach herab. Da kam eines Tages mein neuer Freund aus den Pampas mit einem ſehr bedenklichen Geſicht zu mir, rauchte erſt drei oder vier Papier-Cigarren, und meinte dann, das Wetter ſähe verzweifelt aus. Wenn der Neumond jetzt nicht beſſere Tage brächte — wozu verwünſcht wenig Hoffnung ſei, ſo könne er nicht anders glauben, als daß der Winter mit vollem Ernſt eingeſetzt habe, und in dem Falle dürfe er ſich nur darauf gefaßt machen, fünf volle Monate hier liegen zu bleiben, ehe er im Stande wäre, die Cordilleren zu paſſiren.

Fünf volle Monate! fünf Monate in dieſer Hütte, in dieſen Verhältniſſen, das wäre hinreichend geweſen, mich, wenn nicht körperlich todt, doch jedesfalls wahnſinnig zu machen. — Und ich hätte dann nach Valdivia zurückgemußt, wäre gezwungen geweſen, den Lieblingsplan meines

ganzen Lebens aufzugeben — denn ſo lange konnte ich nicht von daheim fort, nicht von meiner Familie fern bleiben.

Ja, ſagte er dazu aber, wenn der Winter erſt wirklich einſetzt, dann können Sie auch nicht mehr zurück, denn dann ſind die Flüſſe zwiſchen hier und Valdivia ebenfalls ſo angeſchwollen, daß jede Paſſage von ſelber aufhört.

Das war ein ſchöner Troſt; ſo weit ſollte es doch hoffentlich nicht kommen, aber ſchon die Furcht davor nagte mir von da an am Herzen und machte mich jede Regenſtunde nur noch mehr fürchten, trieb mich nur noch öfter in den ärgſten Schauern vor die Hütte hinaus, die treibenden Wolken mit meinem Compaß zu vergleichen. Und immer, immer jagten ſie vom Norden her, von dem dürren Norden, der in Peru keinen fallenden Tropfen kennt und die dortigen Berge in Sand- und Steinhaufen gedörrt und vertrocknet hat.

Der Schmutz in der Hütte wurde mir dabei immer widerlicher, und je mehr ich dem Allem zuſah, deſto tiefere Blicke that ich in dieſes Treiben, das ſelbſt meinem ſchmutzigen Führer manchmal ein Wenig zu ſtark wurde.

Eine andere Unannehmlichkeit war mir außerdem noch vorbehalten. Bis jetzt hatten nämlich

die ununterbrochenen Trinkgelage nur in entlegenen Hütten stattgefunden, denen ich mich in der Zeit wohl hütete, nahe zu kommen. Wieder aber einmal schien die Tschitscha erschöpft, von der diese Menschen unglaubliche Massen zu sich nahmen, und da die Zwischenzeit mit Branntweintrinken ausgefüllt werden mußte, veranstaltete der Kazike in seinem eigenen Hause eine kleine Festivität, die zwei Nächte und drei Tage dauerte.

Der ganze, überdies genug beschränkte, schmutzige Raum lagerte jetzt gedrängt voll von trinkenden und trunkenen Menschen, und das lodernde Herdfeuer, das nicht selten das erhitzte Dach selber anzuzünden drohte, verwandelte die Nacht zum Tag, und es wurde von da an in dem Hause weder mehr geschlafen noch gegessen.

Wie aber der Branntwein im Innern floß, so strömte der Regen draußen — unerschöpflich, und sich immer in den aufsteigenden Dünsten neu erzeugend.

Am dritten Tage, etwa drei Uhr Nachmittags, zerstreute sich die Schar endlich — nicht etwa, weil sie des Trinkens müde geworden, sondern weil der Branntwein getrunken war. Uebrigens gab es ja am nächsten Morgen wieder trinkbare Tschitscha in einem andern Hause, und die Mei-

ſten taumelten jetzt ihren eigenen Hütten zu, ein Wenig auszuſchlafen, oder auch wieder einmal eine Mahlzeit zu halten, denn der Körper hielt es zuletzt nicht mehr aus.

Schon ſo lange ich in der Hütte des Kaziken lag, hatte ich einen grob geflochtenen Korb in der einen Ecke ſtehen ſehen, der Nichts enthielt, als alte abgenagte Knochen, die, vollkommen ungerechtfertigt, den halbverhungerten Hunden vorenthalten wurden. Heute ſollte ich deren Verwendung ſehen. Die alte Madame nahm dieſen ſchauerlichen Vorrath von thieriſchen Ueberreſten, den ich ſchon auf meinem Lager riechen konnte, aus der Ecke vor, ſchüttete ſie in einen großen irdenen Topf, den die Hunde vorher ſauber ausgeleckt hatten, goß Waſſer darüber und ſtellte ſie an's Feuer, wo ſie etwa eine Stunde kochten. Dann wurden ſie vor den alten Kaziken hingeſetzt, und dieſer ſchlug ſie einzeln zwiſchen ein paar Steinen auf, das Mark, das ſchon bei manchen in Verweſung übergehen mußte, herauszuſaugen.

Dieſe Nacht hoffte ich endlich zu ſchlafen, aber ein anderes Hinderniß ſtellte ſich ein. Die Hunde nämlich, welche zwei Nächte durch die Trinker vom Feuer ferngehalten waren, wünſchten, das Ver-

ſäumte nachzuholen, und wenn ich eben glaubte, ich ſchlief ein, ſtieg einer oder der andere der ſchweren Köter ganz gemüthlich über mich weg, ſich einen paſſenden Platz auszuſuchen. Endlich waren ſie alle zur Ruhe gekommen und lagen ſtill; Todesſchweigen herrſchte und die müden Augen ſchloſſen ſich, als plötzlich einer von den Kötern leiſe knurrte und im nächſten Moment die ganze Schar mit einem wahren Wuthgeheul, mitten zwiſchen den Schläfern heraus, aus der Hütte ſtürzte.

Jetzt hatten wir es aber Alle ſatt bekommen; Jeder von uns mußte überdies einen Stock bei ſich liegen haben, die unverſchämteſten von ſich abzuhalten, und als ſie ſich draußen beruhigt hatten und wieder herein zum Feuer wollten, wurden ſie von allen Seiten mit ſchweren Hieben empfangen. Der Raum war vollkommen dunkel geworden, und wie die Schatten glitten die vorſichtig gemachten Hunde darin umher, ſich ihre verlaſſenen Plätze wieder aufzuſuchen; wo aber einer einem der Liegenden nur in die Nähe kam, erhielt er auch gewiß einen gut gezielten und eben ſo gut gemeinten Hieb, der ihn heulend dem nächſten, ſchon auf ihn Lauernden, zuſandte. Ein paar von ihnen liefen ſolcher Art richtig Spießruthen, und der alte Kazike, den ich vorher noch

nie hatte lachen ſehen, ſchüttelte ſich ordentlich in ſeinem etwas erhöhten Bett.

Ich ſelber hielt mir über Tag die Hunde noch am Beſten durch mein altes Lagermittel vom Leibe, nämlich durch einen angebrannten Stecken. Den nur langſam den Hunden vor die Naſe geſchoben, und ſie werden im höchſten Grade verdrießlich. Erſt drehen ſie den Kopf ſo lange ab, als es geht, und dann ſtehen ſie endlich beleidigt auf und gehen fort. Hat man es aber ſchon ein paar Mal mit ihnen gemacht, ſo iſt weiter Nichts nöthig, als einen Stecken mit dem Ende in die Kohlen zu ſchieben. Das genügt vollkommen, und ſie räumen augenblicklich den Platz.

Die verſchiedenen Namen der Hunde haben mich oft amüſirt. Der eine von ihnen, ein grauer Köter, der von der ganzen Familie permanente Prügel bekam, hieß Napoleon — Gott weiß, wie der Name hierher ſeine Bahn gefunden hatte und was ſich die Indianer darunter dachten. Der Name Napoleon wurde des Tages aber gewiß hundert Mal und jedes Mal von einem tüchtigen Hiebe begleitet, ausgeſtoßen, und Napoleon ging dann eben nur ſachte um das Feuer herum, um zu ſehen, ob er vielleicht auf der anderen Seite etwas des Mitnehmens Werthes fände.

Ein anderer Hund hieß Panuelo (Taſchentuch), ein dritter Soldan, ein vierter Patagonien. Die anderen Namen habe ich vergeſſen.

Am Schwerſten iſt mit den Hühnern fertig zu werden, denn die Unverſchämtheit eines jungen Hahnes kennt eigentlich gar keine Gränzen.

Aber ich will den Leſer nicht durch längeres Aufzählen aller jener trüben Stunden ermüden. Tag nach Tag goß der Regen nieder, und die troſtloſe Gewißheit drängte ſich mir endlich auf, daß an kein Nachlaſſen für dieſe Zeit zu denken war. Der junge Burſche aus den Pampas verſicherte mir ſelber, daß er es aufgegeben habe, noch in dieſem Winter in die Pampas zu kommen, und da werde ausharren müſſen, wo er eben ſei; und mein Führer drängte ſchon ſeit einigen Tagen, an die Rückkehr zu denken, wenn ich nicht ebenfalls an der Mayhue Lagune einregnen wolle.

Dem traute ich freilich nicht, denn ich vermuthete mit Grund, er habe das Heimweh nach ſeiner Familie bekommen. So viel war aber ſicher, ließ das Wetter nicht bis zur Mitte des Monats nach, von wo an ſtets der Winter einſetzte, dann blieb mir Nichts weiter übrig, als den am 20. Valdivia wieder paſſirenden Dampfer zu erreichen,

um mit zertrümmerten Hoffnungen nach Valparaiſo zurückzukehren.

Und es regnete fort und fort. Wenn wir einmal zwölf Stunden blauen Himmel hatten, mußten wir es ſicher die nächſte Nacht wieder durch ſo viel ſtärkere Schauer büßen. Ich mußte endlich zurück, denn die Zeit verfloß, und das, womit mich der Kazike tröſten wollte, konnte nur ein ſchlechter Troſt ſein, daß nämlich viele Indianer und chileniſche Händler noch auf der Otra Banda ſeien und auch nicht zurück könnten und in den Pampas überwintern müßten.

Bis wirklich zum letzten Augenblicke hatte ich gewartet, denn am 15. April war ich noch am Mayhue, und am 20. mit Tagesanbruch mußte ich von Valdivia nach Corral abfahren. Dazu waren alle Ströme raſend angeſchwollen, und wenn ich nicht jetzt wenigſtens zwei Tage trockenes Wetter hatte, kam ich gar nicht durch. Aber was half's! ich mußte, und es galt jetzt zu zeigen, was unſere Pferde leiſten konnten.

Die traurigſten Tage hatte ich in der Zeit da oben durchzumachen — jene Tage, in denen ich die Gewißheit bekam, daß mein ganzer Plan zerſtört, meine ganze Hoffnung vernichtet ſei, jenen wundervollen wilden Marſch durchzuführen. Aber

mein phlegmatiſcher Führer hatte recht: gegen Gott ließ ſich nicht ankämpfen, und ich mußte mich dem Unvermeidlichen fügen. Alle jene körperlichen Beſchwerden und Unannehmlichkeiten, die ich bis dahin nur mit Unmuth und in einer halben Verzweiflung ertragen, ſchmolzen aber gegen das Gefühl der Reſignation auch in ein wahres Nichts zurück, und ich konnte jetzt über Vieles, das mir ſonſt faſt unerträglich ſchien, ordentlich lachen.

Und was jetzt weiter mit mir werden ſollte? — An einen Rückweg hatte ich nie gedacht, ja, mir denſelben eigentlich faſt abgeſchnitten; denn ein ordentliches Capital, das ich in Valparaiſo zu dieſem Zwecke aufgenommen, war halb nutzlos aus dem Fenſter geworfen, und alle meine Sachen jetzt ſchon von Valparaiſo aus auf dem Wege durch die Pampas nach Buenos Ayres. Ich hatte wieder einmal Nichts mehr und mußte nun ſehen, wie ich das alte, ſchon ſo oft geſpielte Spiel noch einmal durchführte.

VI. Der Rückmarſch.

Am 16. April brach ich endlich, nachdem ich zwei volle Wochen mit drei Sonntagen in jener ſchauerlichen Exiſtenz zugebracht, vom Mayhue auf,

und mein Rückzug glich eher einer Flucht, den immer mehr anstürmenden Wassern zu entgehen. — Wäre ich auch nur zwei Tage länger geblieben, so konnte ich nicht mehr durch, und hätte Monatelang in der schmutzigen Hütte meines alten Kajuante verbringen müssen.

Schon am 15., Abends, versuchten wir den Rückzug über den Pilian Leufu anzutreten, aber es war nicht möglich und hätte mir beinahe ein Pferd gekostet. Als letzter Ausweg blieb deßhalb nur Eines übrig: ich mußte meine nackten Thiere durch Indianer an der Mündung desselben in die Lagune, wo er sich in fünf Arme theilt, durchtreiben lassen, und mit meinem Gepäck in einem Canoe diesem wahrhaft teuflischen Strome aus dem Wege fahren. Drüben an der andern Seite trafen wir dann die Pferde wieder, und mußten nachher sehen, wie wir die übrigen tiefen, aber doch nicht so gefährlichen Ströme und Esteros kreuzen konnten.

Am 15. hatte ich indessen eine Art Christbescherung bei den Indianern angerichtet, sie für meine luxuriöse Bewirthung wenigstens in Etwas zu belohnen. Der alte Kazike, welcher vielleicht fürchten mochte, ich könne es vergessen, hatte mir

das auch schon vor einiger Zeit durch meinen Dolmetscher ganz deutlich zu verstehen gegeben.

Vor allen Dingen ließ ich ihnen einmal alle meine mitgebrachten Lebensmittel und behielt nur das zurück, was ich für die nächsten Tage nothdürftig brauchte, denn ich wollte meine Pferde so leicht als möglich haben. Dann gab ich dem alten Kaziken noch eine wahre Schatzkammer an Tabak, Messern, Maultrommeln, Tüchern, Nadeln ꝛc., und tauschte von der Kronprinzeß das Stirndiadem, welches sie die ganze Zeit über getragen, für eine Masse Glasperlen ein. Ich mußte doch Etwas zum Andenken an diese furchtbar durchlebten Stunden mit mir nehmen.

Der Kazike Kajuante schien auch sehr zufrieden mit meinen Geschenken — er hatte wohl in seinem ganzen Leben noch nie so viel für alte Knochen und Bohnen bekommen — und lud mich ein, ja recht bald zu ihm zurückzukehren. Dann könne ich, wie er meinte, bei ihnen bleiben und eine Frau nehmen, „eine recht fette." Welche verlockende Aussichten mir der alte König Lear auch stellte, ich ließ mich dennoch nicht verführen.

Am 16. früh, wo sich indessen das Gerücht von meiner Abreise verbreitet hatte (der Capitano de Amigos war schon vor drei Tagen, als es ein-

mal mit Regnen aufhörte, mit den übrigen Chilenen zurückgeflüchtet), verſammelten ſich eine Menge Indianer bei unſerer Hütte, mir das Geleit zu geben. Einige davon ſollten auch meine Pferde durch den Pilian Leufu führen, Andere das Canoe über die Lagune rudern. Die Pferde waren jetzt geſattelt, ich hatte von den Damen des Hauſes rührenden Abſchied genommen, und beſonders der alten Madame Kazike auf das Herzlichſte das rechte Schnupftuch geſchüttelt — und war ich auch wirklich herzlich froh, daß ich dieſem Leben endlich den Rücken kehrte. König Lear erklärte aber, daß er mich jedesfalls bis an die Lagune begleiten würde, und mit einem Zuge von etwa zwanzig wilden Reitern brachen wir um ſieben Uhr Morgens nach der Lagune auf.

Die Nacht über hatte es nur ſehr wenig geregnet, der letzte Abend war auch zum Theil trocken geweſen, und der Wind drehte ſich nach Weſten; die Hoffnung war alſo da, daß ich wenigſtens zurück käme. Um vorwärts zu kommen, hätte es jetzt aber ſchon hintereinander fünf trockene Tage gebraucht, und dazu war keine Hoffnung mehr.

Dicht an der Lagune ſtand noch eine kleine Hütte, in welcher der Eigenthümer des Canoes

inmitten sieben voller, trinkbarer Tschitscha-Fässer lebte. Hier sollte heute das Gelage wieder beginnen, und meine Abreise nur auf den nächsten Tag verschoben, so hätte ich kaum noch einen nüchternen Menschen gefunden, mein Canoe zu rudern. Heute Morgen erschien denn auch Alles, noch eben vor Thorschluß, und wäre mir das Herz nicht so furchtbar schwer gewesen, ich hätte mich wenigstens dessen freuen können. Aber zurück! das Wort hatte etwas Furchtbares für mich — war es doch das erste Mal in meinem Leben, daß ich von irgend einem vorgesteckten Plane zurück mußte, und nicht einmal die Aussicht blieb mir mehr, ihn später, in einer günstigern Jahreszeit, dennoch durchzuführen.

Wäre ich noch ein junger Mann gewesen, ja — aber dreimal hatte ich jetzt die amerikanische Küste betreten, mich viele lange Jahre freund- und freudlos in der Welt herumgetrieben und Tausende von Beschwerden ausgestanden; ich durfte auf keine neue Reise mehr denken. Nur noch einen traurigen Blick warf ich auf die waldigen Rücken der Cordilleren zurück, über denen, wie immer, trübe Wolkenschleier hingen, und ging dann entschlossen daran, mich in die Nothwendigkeit zu fügen. Es war vorbei! Ein Anderer mochte

jetzt, vielleicht durch meine Erfahrungen unterstützt, das ausführen, was ich wenigstens begonnen hatte, und was keineswegs unmöglich ist, wenn es nur richtig und zur rechten Zeit begonnen wird.

Einen Monat früher — nur einen kleinen Theil der Zeit, die ich nutzlos in Ecuador verleben mußte —, und ich wäre hinübergekommen. Jetzt galt es, den Heimweg aufzusuchen, und unsere Thiere galoppirten rasch der Lagune entgegen.

An der Hütte des Canoe-Eigenthümers hielt natürlich der Kazike; denn wir konnten dieselbe doch nicht passiren, ohne zu versuchen, ob die Tschitscha gut sei — das heißt, ob sie die Fähigkeit besitze, die Trinker in der möglichst kürzesten Zeit selig zu machen. Zehn bis zwölf Gallonen wurden auch in einer wirklich unglaublich kurzen Zeit hinuntergegossen, und das Gelage würde vielleicht gleich hier bis zum Abend fortgesetzt worden sein, hätte ich nicht, als alle Mahnungen fruchtlos blieben, meinem Pferde die Sporen gegeben und wäre dem Einschiffungsplatze zugeritten. Mein Führer, der schlimmer als die Uebrigen an solchen Plätzen klebte, mußte jetzt mit, und die Anderen folgten, da sie ja doch in kurzer Zeit hieher zurückkehren konnten.

Die Einſchiffung ging raſch von Statten. Das ſchwere Canoe lag allerdings hoch auf dem Sand droben; vier Indianer befeſtigten aber ihre Laſſos daran und zogen es mit ihren Pferden raſch in das Waſſer. Mein weniges Gepäck lag zehn Minuten ſpäter ebenfalls darin, und wir wollten jetzt einſteigen, aber — der alte Kazike fehlte noch, von dem ich doch jedenfalls Abſchied nehmen wollte.

Jetzt kam er endlich, vor ſich auf dem Sattelknopf einen mächtigen irdenen Krug mit Tſchitſcha haltend, langſam angeritten und rief mir ſchon von Weitem zu, den Abſchiedstrunk nicht zu vergeſſen. Auch der wurde getrunken und der Krug faſt geleert, und jetzt nahte der feierliche Augenblick, wo ich mich von dem Kaziken nach allen Regeln der Etiquette beurlauben mußte. Ich wollte, ich hätte dazu ein paar von meinen europäiſchen Freunden zu Zeugen gehabt.

Der Kazike ſaß zu Pferde, und ich ſtand neben ihm an dem ſandigen Strande des Sees, den linken Fuß ſchon auf dem Bug des Canoes. Da nahm der alte König Lear meine ihm zum Abſchiede gebotene Hand, hob ſie feierlich in die Höhe, und indem er ſich darauf niederbeugte, drückte er einen ehrfurchtsvollen Kuß — nicht etwa auf meine Hand, ſondern auf ſeinen eigenen

Daumen, wie wir es auch manchmal zum Scherze bei uns gethan. Ich hatte aber schon bei einer früheren Gelegenheit bemerkt, daß diese Höflichkeit bei Begrüßung oder Abschied gegenseitig sei. Ohne also eine Miene zu verziehen und vollkommen den Ernst des Augenblicks begreifend, hob ich jetzt des Kaziken Hand empor und küßte eben so ehrfurchtsvoll, wie er, meinen eigenen Daumen.

Jetzt aber band mich auch Nichts mehr an das Land, a fuera! Die roh genug zugehauenen Ruder, von denen zwei ein paar alte Getreideschaufeln, mit Weinreben angeschnürt, trugen, schoben das Canoe vom Lande ab in tiefes Wasser und — Halt! commandirte mein alter unverwüstlicher Kazike, den Tschitscha-Krug hoch emporhebend: „Noch einmal trinken!" — Er erwartete aber nicht etwa, daß wir noch einmal mit dem Canoe zum Lande kommen sollten, sondern ritt, den Tschitscha-Krug hoch in der Rechten, zu uns in den See hinaus, an das Canoe. Dort, wo ihm das Wasser schon bis zum halben Leibe seines Thieres ging, hielt er, reichte Jedem von uns noch einmal das trübe Labsal und gestattete uns dann erst mit einer huldvollen Bewegung seiner Hand, vollkommen abzustoßen. Im nächsten Augenblicke fielen die drei Ruder in das Wasser und trieben.

das etwas schwerfällige Canoe vorwärts, und mit dem Steuer beschäftigt, hatte ich nicht zurückgesehen. Da lenkte ein wild und schrill ausgestoßener Schrei aus mehr als zwanzig Kehlen meine Aufmerksamkeit wieder dorthin, und ich werde den Anblick nie vergessen.

Die ganze Schar der Indianer, alle in ihren dunkelblauen Ponchos mit den langen, fliegenden Haaren, hielt dort in einem Trupp, der alte Kazike, auf dessen Sattelknopf der geleerte Tschitscha-Krug stand, noch halb im Wasser, an der Spitze. Die rechte Hand hob dabei Jeder in die Höhe, und aus voller Brust gaben sie uns den zweiten und dann den dritten Abschiedsruf. Eben war die Sonne einen Moment aus den Wolken getreten, wie um diese Scene selber mit anzuschauen, und warf ihre funkelnden Streiflichter über die Gruppe, über die grünen, blühenden Myrtenbüsche dahinter, über die den Kies bespülende, plätschernde Fluth, und das Echo des Schreies klang von den nächsten Hängen der Cordilleren wieder.

Unsere Bootsmannschaft gab den Ruf zurück, während das Canoe rasch die Fluthen theilte; noch einmal antworteten die Indianer am Land — und in demselben Augenblick auch fast waren

ſie in den bis zum Strande niederreichenden dichten Myrten wie durch Zauberei verſchwunden.

Ade, mein alter, wackerer Kajuante, ade! Friede deiner ſtillen Hütte mit allen ihren gaſtlichen Schrecken, um welche von jetzt an nur die Erinnerung ihren Schmelz flicht, ade! Ich ſehe dich nimmer wieder. Du ſelber wirſt aber gewiß manchmal an den Aleman denken (wenn du auch ſeinen Namen nie behalten konnteſt), der deine Pfeife mit Tabak und deine Ohren mit Muſik füllte — ade! Bei deinen Tſchitſcha-Gelagen wirſt du dann von ihm erzählen, und auch er in ſeiner eigenen ſtillen und freundlichen Heimath wird noch oft ſich jener mit dir verlebten Stunden erinnern und — ſeinem Gott danken, daß es eben verlebte und überſtandene Stunden ſind. Ade!

Ueber den See fliegt das Canoe; vorn am Bug ſchäumt die klare, ſpritzende Fluth, und neben uns auf thürmen ſich die hohen, ſchroffen Ufer der Lagune, die, in das Rückenmark dieſer Berge hineingedrängt, deren ſtrömende Bergwaſſer in ihrem Bette ſammelt und dem Rancoſee zuführt.

Zu unſerer Rechten liegt die fünfarmige Mündung des zu uns herauskochenden Pilian Leufu — meine armen Pferde — dort müſſen ſie hindurch, und mein frommer, heute nüchterner Führer

ſeufzt: Gebe Gott, daß ſie alle hindurchkommen! Er hat ſein Pferd auch in dem Trupp und meint natürlich nur das.

Aber wir können ihnen von hier aus doch nicht helfen, und „was geſchehen ſoll, mag's geſchehen!" Weiter ſchäumt das Canoe, weiter, jetzt in den offenen See hinaus, auf dem uns noch ein tüchtiger Regenſchauer erwiſcht. Doch was thut's! Wir ſind ſo daran gewöhnt, nicht naß zu werden, ſondern naß zu bleiben, daß Keiner die ſchweren Tropfen achtet. Im Weſten zeigt ſich überdies wieder blauer Himmel und der Wind kommt von dort, und ehe wir die Stelle erreicht haben, wo der Mayhueſee in ſchmalen Waſſerſtürzen dem Ranco zuſtrebt, iſt der Himmel wieder klar, und Hoffnung verheißend ſpannt ſich ein prachtvoller Regenbogen über den grünen Wald und den blauen See.

Jetzt verengt ſich der See, und meine Indianer ſuchen, das Canoe dicht an den Büſchen gehalten, forſchend nach dem verabredeten, ſo ſelten beſuchten und dicht überwachſenen Landungsplatz. Dort ſchiffen wir unſer Gepäck aus, aber die Pferde ſind noch nicht da; wir waren etwa im Ganzen drei Stunden gefahren, und die Sonne ſenkte ſich mehr und mehr den Bergen zu. Zwei Stunden

noch lagen wir so unter den grünen Büschen, durch die hin sich kaum ein Pfad erkennen ließ. Hatten die Pferde überhaupt glücklich den Strom passirt? — kein Laut ließ sich hören, wenn wir nicht selber manchmal einen laut hinausschallenden Ruf ausstießen. Endlich — endlich wurde er beantwortet; schon konnten wir das Brechen der Büsche hören, und wenige Minuten später erhielten wir die fröhliche Gewißheit, daß alle Pferde sicher angekommen seien. Rasch waren die Thiere gesattelt, und nachdem ich meine Indianer mit allen möglichen Geschenken belohnt, trabten wir wieder landeinwärts.

An dem Abend mußten wir noch einen ziemlich bösen Fluß kreuzen, der besonders reißend strömte; aber es ging. Wir übernachteten in einer indianischen Hütte und brachen am nächsten Morgen früh auf, wenn irgend möglich Dollinko noch zu erreichen.

Der nächste Tag war zu unserem Heile trocken; dennoch hatten wir eine schwere Strecke Weges an einem wild verwachsenen Berge hin, wo wir, den steilen Hängen zu entgehen, dicht zu der Ranco-Lagune nieder mußten. Den Lisén hatten wir vorher mit den Pferden durchschwommen, indem Jeder von uns einen der Lederſäcke

des Packthieres vor ſich auf dem Sattel ſtellte. Die Lagune aber, von dem unaufhörlichen Regen angefüllt, trat hier überall in den Wald hinein, ſo daß der überdies ſchmale Pfad in den uns von allen Seiten überhängenden Büſchen gänzlich verſchwand. Bald hier, bald dort wurden wir außerdem durch unter dem Waſſer verſteckte Stämme aufgehalten, und bis an den halben Leib des Pferdes im Waſſer ſuchten wir jetzt nach dieſer, jetzt nach jener Seite einen Ausweg.

Auch das war endlich überſtanden; wir erreichten das Ende dieſer fatalen Stelle ohne weiteren Unfall und ließen die Thiere jetzt tüchtig ausgreifen, ſo daß uns noch vor Sonnenuntergang das gaſtliche Dach Don Fernando's entgegenleuchtete.

Und wie freundlich nahm uns der alte Herr wieder auf; wie ſorgte er, daß unſere Sachen getrocknet wurden, und daß gleich nachher eine Kanne mit heißem, ſtarkem Kaffee auf dem Tiſche dampfte, und wie herzlich nöthigte er mich, doch jetzt wenigſtens, wenn ich es früher ausgeſchlagen, ein paar Tage auszuruhen und mich von den überſtandenen Beſchwerden zu erholen. Aber für mich gab es noch keine Erholung, denn eine Menge von Flüſſen hatte ich noch zu kreuzen, und wieder thürm-

ten ſich im Nordenweſten jene fatalen, wetterſchwangeren Wolken auf, die mir ſchon in den Cordilleren oben ſo manches Herzweh bereitet. Außerdem war auch meine Zeit jetzt mit dem in Valdivia anlaufenden Dampfer ſo knapp abgemeſſen, daß ich keine halbe Stunde vergeuden durfte, und am nächſten Morgen trabten wir denn auch ſchon wieder über die ſich von hier ausbreitenden, aber hin und wieder mit Büſchen und Dickichten bewachſenen Pampas hin.

Die ewigen Regen hatten freilich auch bis hieher heruntergereicht, denn dieſe Flächen, durch die wir vor wenigen Wochen trocken hingalopirt waren, bildeten jetzt lange Ketten von Sumpf- und Waſſerlöchern, und hielten unſern Marſch bedeutend auf.

Und auf allen dieſen Lachen kein einziger jagdbarer Waſſervogel, ein einziges Paar Becaſſinen ausgenommen, das wir gegen Mittag antrafen. Ein ödes, wildarmes Land hier, über das der graue Himmel trübe die mehr Regen kündenden Wolken ſpannte. Gegen Abend brach denn auch das Wetter richtig wieder los — ich hatte es lange ſchon gefürchtet. Noch ehe wir ein Nachtquartier erreichten, goß es nieder, was herunter-

wollte, und so die ganze Nacht hindurch und am nächsten Tage fort.

Ich mache mir nicht viel daraus, wenn es zu regnen beginnt, so bald ich erst einmal im Sattel sitze, ein höchst fatales Gefühl ist es mir aber, wenn ich im Regen satteln und aufsteigen muß — und wie oft war ich dazu gezwungen!

Dazu hatten wir heute einen höchst fatalen Weg zu passiren, da wir den Kinchilka-Fluß nicht mehr kreuzen, sondern ihn, nach den Bergen hinauf, an seinem linken Ufer umgehen mußten. Hier hatten wir uns erst wieder durch diese nichtswürdige Kila durchzuarbeiten, und gleich früh, im furchtbarsten Regen, das Packpferd abzuladen, das mit den Päcken nicht durch eine Schlucht konnte. Diese war so enge, daß ich selbst meine Satteltasche von meinem Reitthiere nehmen und dasselbe eine kurze Strecke führen mußte. Dann hatten wir einen Fluß zu durchschwimmen, und alle Esteros oder Bäche, die wir von da an kreuzten, waren so angeschwollen, daß in manchen das Wasser über den Sattel ging.

Vorwärts! jetzt half es Nichts mehr; mein Gepäck war doch durchnäßt und ruinirt, und ich konnte sogar lachen, als mein Packthier gegen Abend sich in ein tiefes Wasserloch überschlug.

Wieder wurde im Regen abgepackt, das eingedrungene Waſſer wenigſtens aus den Lederſäcken laufen zu laſſen, dann die Ladung wieder auf und weiter. Jetzt ſtörte uns auch Nichts mehr. Kamen wir an Fluß oder Bach, ſo wurde nicht mehr lange ſondirt, ob er tief oder ſeicht ſei, durch! Ich voran, das Pack- und Leitthier hinter mir, mein Führer hinter Allen, und ſchwimmen oder waten, Keiner wandte mehr den Kopf danach.

Den Abend erreichten wir todtmüde und bis auf die Haut naß unſer erſtes Nachtquartier bei den Deutſchen in Calle-Calle, trockneten uns dort, ſo gut es gehen wollte, an dem erhitzten Ofen, und brachen am nächſten Morgen wieder früh auf.

Von hier ab münden eine Maſſe kleiner, jetzt freilich oft tiefer Bäche in den Valdivia, über die von Calle-Calle bis Valdivia allein 37 Brücken führen. Viele dieſer Brücken ſind aber eingeſtürzt, und da ſich die chileniſche Regierung den Henker um ihre Wegebauten kümmert, ſo können die Reiſenden ſehen, wie ſie eben durchkommen. Gleich an der erſten machten wir auch das Schlimmſte durch. Dort war die eine Hälfte der Brücke zuſammengebrochen, und zwei lockere Breter lagen, ein gefährlicher Weg ſelbſt für Fuß-

gänger, hinüber. Der Bach selber war sehr tief, und da wir gestern unsere Sachen, so gut das eben ging, getrocknet hatten, wollte ich sie nicht gern gleich am frühen Morgen wieder durch Schwimmen durchnässen.

Mein Pferd führte ich zuerst über die schwanken Breter, und es ging vortrefflich; die übrigen Thiere folgten ebenfalls, und das Packpferd nahm ich dann selber an den Lasso, es sicher hinüber zu leiten. Das ungeschickte Vieh trat aber mit den Hinterbeinen breit aus, das eine Bret schlug um — ich wollte es noch am Lasso halten, aber es ging nicht, und im nächsten Moment stürzte es mit der Ladung rückwärts in die glücklicherweise tiefe Fluth, daß ihm das Wasser über dem Bauche zusammenschlug.

Meine arme Cither! war mein erster Gedanke, während sich das Pferd rasch wieder aufdrehte und an Land schwamm, denn dieses Mal durfte ich kaum hoffen, daß sie unbeschädigt davongekommen sei. Und trotzdem hatte es ihr nicht das Geringste geschadet. In dem dicht verschlossenen Holzkasten mit starkem, geöltem Papier umwickelt und in ein Schaffell noch außerdem eingeschlagen, hatte das Wasser in der kurzen Zeit nicht Raum gehabt, einzudringen, und das war wenigstens

gerettet. Um das Andere kümmerte ich mich wenig.

In einer halben Stunde waren wir wieder reisefertig, und jetzt lag nicht mehr der geringste Grund vor, sich irgendwo aufzuhalten. Nach Valdivia hatten wir von hier aus nur noch überdies sieben Leguas mit weit besserem und großentheils trockenem Wege.

Vorbei, vorbei meine Hoffnungen und Träume! und nicht einmal einen Plan konnte ich mir vorwärts machen, da ich die Möglichkeit eines Rückzuges nicht voraus bedacht, ja, nicht einmal geahnt hatte. Meine Waaren ruinirt, meine Pferde nicht die Hälfte dessen mehr werth, was ich dafür gegeben, wenigstens nicht, wenn ich sie rasch wieder verkaufen mußte; alle meine Sachen von Valparaiso nach Buenos-Ayres abgeschickt, mein Sattelzeug und meine alte Büchse der ganze Reichthum! Gut! ich hatte dem schon manchmal die Stirn geboten, und konnte das wieder, und doch — hätte mir das Herz fast brechen mögen, als ich auf's Neue den alten Kirchthurm von Valdivia vor mir auftauchen sah.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

K LYCEAL BIBLIOTHEK zu LAIBACH

Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig erschienen ferner folgende neue Werke:

Gerstäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Arkansas. 3 Bde. (Aus dem Waldleben Amerika's. Erste Abtheilung.) 4. Aufl. 2. Stereot.-Ausgabe. $1^2/_3$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Flußpiraten des Mississippi. 3 Bde. (Aus dem Waldleben Amerika's. Zweite Abtheilung.) 4. Aufl. 2. Stereot.-Ausgabe. $1^2/_3$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Kunstreiter. Eine Erzählung. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Gold! Ein Californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Australischer Roman. 3 Bde. 8. broch. $3^5/_6$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. $4^1/_4$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Das alte Haus. Erzählung. 8. broch. $1^1/_2$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Nach Amerika! Ein Volksbuch. Illustrirt von Theod. Hosemann und Karl Reinhardt. 6 Bde. 8. broch. 6 Thlr. 12 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Tahiti. Roman aus der Südsee. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 6 colorirten Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. $1^2/_3$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der erste Christbaum. Ein Märchen mit 6 color. Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. 1 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Wallfischfänger. Erzählung für die Jugend. Mit einem Titelkupfer. 8. *In Buntdruck-Umschlag gebunden.* $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Aus Chili, Peru und Brasilien. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Brachvogel, A. E., Aus dem Mittelalter. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Möllhausen, Balduin, Der Flüchtling. Erzählung. 4 Bde. 8. broch. $5\frac{3}{4}$ Thlr.

Sternberg, A. von, Peter Paul Rubens. Biographischer Roman. 8. broch. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Wallfahrt durch's Leben vom Baseler Frieden bis zur Gegenwart. Von einem Sechsundsechsziger. 9 Bde. 8. broch. $10\frac{1}{2}$ Thlr.

Wird gleiches Aufsehen erregen wie Varnhagen's Tagebücher.

Berlepsch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen und einem Titelbilde in Tondruck, nach Originalzeichnungen von Emil Rittmeyer. Lex.-8. Prachtausgabe. Ein starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr.

Eleg. gebunden mit vergoldeten Deckenverzierungen $4\frac{1}{4}$ Thlr. Mit Goldschnitt $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Wohlfeile Volksausgabe mit Illustrationen ohne Tondruck. Mittel-8. broch. $1\frac{2}{3}$ Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Ngr.

Böttger, Adolf, Habana. Lyrisch-epische Dichtung. Zweite Auflage. Min.-Ausgabe. broch. $1\frac{1}{3}$ Thlr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 16 Ngr.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig erschienen ferner folgende neue Werke:

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt). Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erste Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Professor an der höhern Handelsakademie in Pesth. Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Zweite Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt). Aus dem Frauenleben. Zweite Auflage der Novellen. 8. 2 Bde. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Burton und Speke's Reisen in Arabien und Ost-Afrika. Nach den neuesten Entdeckungen bearbeitet von Dr. Karl Andree. Mit 8 Tonbildern und sehr zahlreichen eingedruckten Holzschnitten. Nebst einer Karte von Afrika. 2 Bde. broch. 6 Thlr.

Eberty, Dr. F., Die Sterne und die Erde. Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit. Nach der 6. Auflage der engl. Uebersetzung des Werkes: „Die Gestirne und die Weltgeschichte." In's Deutsche zurück übersetzt von W. von Voigts-Rhetz. 8. broch. 10 Ngr.

Ernesti, Louise, Geld und Talent. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Das alte Haus. Erzählung. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Nach Amerika! Ein Volksbuch. Illustrirt von Theod. Hosemann und Karl Reinhardt. 8. 6 Bde. broch. 6 Thlr. 12 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Arkansas. Aus dem Waldleben Amerika's. Erste Abtheilung. 3 Bde. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Flußpiraten des Mississippi. Aus dem Waldleben Amerika's. Zweite Abtheilung. 3 Bde. Stereot.-Ausgabe. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Australischer Roman. 8. 3 Bde. broch. $3\frac{5}{6}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Tabiti. Roman aus der Südsee. Zweite Auflage. 8. 4 Bde. broch. 6 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Gold! Ein Californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{4}$ Thlr.

Druck von G. Pätz in Naumburg.